

JAHRBUCH
DES HISTORISCHEN
KOLLEGS
2003

R. Oldenbourg Verlag München

Schriften des Historischen Kollegs

herausgegeben von

Lothar Gall

in Verbindung mit

Etienne François, Johannes Fried, Klaus Hildebrand, Manfred Hildermeier, Claudia Märkl,
Jochen Martin, Heinrich Nöth, Ursula Peters, Ulrich Wilhelm und Dietmar Willoweit

Geschäftsführung: Georg Kalmer

Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Anschrift:

Historisches Kolleg, Kaulbachstr. 15, 80539 München

Tel. (089) 28 66 380, Fax (089) 28 66 38 63

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und ein Förderstipendium sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Das Historische Kolleg, früher vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen, wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 in seiner Grundausstattung vom Freistaat Bayern finanziert; seine Stipendien werden aus Mitteln des DaimlerChrysler-Fonds, der Fritz Thyssen Stiftung, des Stifterverbandes und eines ihm verbundenen Förderunternehmens dotiert. Träger des Kollegs ist nunmehr die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2004 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München

Rosenheimer Straße 145, D-81671 München

Internet: <http://www.oldenbourg-verlag.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe Druckerei GmbH, München

ISBN 3-486-56843-4

Inhalt

Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung

Jochen Martin

Rom und die Heilsgeschichte. Beobachtungen zum Triumphbogenmosaik von S. Maria Maggiore in Rom 3

Kollegvorträge

Jan-Dirk Müller

Imaginäre Ordnungen und literarische Imaginationen um 1200 41

Peter Schäfer

Ex oriente lux? Heinrich Graetz und Gershom Scholem über den Ursprung der Kabbala 69

Anselm Doering-Manteuffel

Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts 91

Bernhard Löffler

Öffentliches Wirken und öffentliche Wirkung Ludwig Erhards 121

Aufgaben, Stipendiaten, Schriften

Aufgaben des Historischen Kollegs 165

Mitglieder des Kuratoriums und der Auswahlkommission, Gäste des Kuratoriums 167

Merkblatt für Bewerbungen um Stipendien 169

Kollegjahr 2002/2003 173

Kollegjahr 2003/2004 179

Geförderte Veröffentlichungen der Stipendiaten („opera magna“) 180

Geförderte Veröffentlichungen der Förderstipendiaten 185

Schriften des Historischen Kollegs

– Kolloquien	186
– Vorträge	194
– Dokumentationen	199
– Jahrbücher	201
– Sonderveröffentlichung	205

Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung

Jochen Martin

Rom und die Heilsgeschichte*

Beobachtungen zum Triumphbogenmosaik von S. Maria Maggiore in Rom

In den Jahren seit Damasus, der 366 bis 384 den Bischofsstuhl der Stadt Rom innehatte, haben die römischen Bischöfe ihre Forderung nach einem Primat in der Kirche kräftig ausgebaut und sich sowohl in ihren Herrschaftsmitteln als auch in der Darstellung ihrer Herrschaft an das römische Kaisertum angelehnt. Das fiel um so leichter, als dieses Kaisertum durch katastrophale Niederlagen gegen die Germanen – ich nenne nur die Einnahme Roms durch die Westgoten im Jahre 410 – entscheidend geschwächt wurde. Ebenso wichtig ist, daß zwischen 380 und 430 die letzte große geistige Auseinandersetzung zwischen Christentum und Heidentum stattfand. In dieser Zeit trat die Mehrheit des römischen Senatorenstandes, des Trägers der paganen Kultur, zum Christentum über. Die paganen Traditionen wurden dadurch gleichsam frei von ihrem konkreten geschichtlichen Kontext. Sie wurden zu Bildern, Metaphern, Symbolen, deren sich auch die Christen bedienen konnten. Damit ist der Kontext meines Vortrags angedeutet. Er steht im Rahmen von Forschungen zur Kulturgeschichte des frühen Christentums. Es geht also nicht um Theologie, wohl aber um Bedingungen, denen auch die Theologie unterlag.

Die Basilika von S. Maria Maggiore (SMM) ist von Papst Sixtus III. (432–440) gestiftet und unter ihm vollendet worden. Nach Beat Brenk ist die Basilika „das erste gesicherte Beispiel einer vom römischen Papst in Auftrag gegebenen und mit Mosaiken ausgestatteten Basilika. Dieser Bau steht mit seinem Schmuck am Anfang einer ehrwürdigen Reihe

* Der Beitrag ist in der Vortragsform belassen. Eine erweiterte Form mit ausführlichem Kommentar zur Forschung wird vorbereitet. Hier werden nur die Werke der im Text genannten Autoren am Schluß aufgeführt.

Die Bilder mit z.T. starken Zerstörungen, besonders an den Außenrändern, geben den Zustand vor der letzten Restauration im 20. Jahrhundert wieder, die ohne Zerstörungen den Zustand danach.

päpstlicher Kunsttätigkeit. Er verkörpert mithin den Aufstieg päpstlicher Autorität im 5. Jh.“ (Brenk, 2).

Wie diese Autorität vermittelt wurde, wird schon in der architektonischen Gestaltung des Innenraumes deutlich. Sie schließt sich, wie Richard Krautheimer gezeigt hat, an Gebäude der imperialen Selbstdarstellung in der römischen Welt an. Besonders verkörpert hat diese Autorität Leo I., römischer Bischof von 440 bis 461, der erstmals ein in sich konsistentes Primatsverständnis in starker Anlehnung an das römische Recht formulierte. Ihm, der durch und durch von römischen Amtsvorstellungen geprägt war, gelang es 445, Kaiser Valentinian III. zu einem Reskript zu bewegen, durch das Anordnungen des römischen Bischofs für die westlichen Kirchenprovinzen von der Notwendigkeit kaiserlicher Gegenzeichnung befreit wurden. Dieser selbe Leo war z. Zt. der Entstehung von SMM zunächst Diakon, dann Archidiakon – d. h. designierter Bischofsnachfolger – in Rom und hat aller Wahrscheinlichkeit nach entscheidend an der Planung der Basilika und ihrer Mosaiken mitgewirkt. Deshalb werden seine Predigten mit Recht immer wieder für die Interpretation der Mosaiken herangezogen.

Diese haben eine lange Forschungsgeschichte. Für die meisten Einzelinterpretationen kann ich mich auf eine 1975 erschienene Monographie von Beat Brenk beziehen. Im übrigen gehe ich aus Zeitgründen auf die Forschung nur dort ein, wo ich abweichende Positionen vertrete oder Minderheitspositionen stark machen möchte. Mein Mut, mich überhaupt auf ein dermaßen beackertes Feld zu begeben, hängt damit zusammen, daß bisher m. E. keine überzeugende Deutung des gesamten Bildzyklus gelungen ist. Ich meine, eine solche Deutung leisten zu können, wenn man – anders als es bisher immer geschehen ist – die Mosaiken von unten nach oben liest. Ob das überzeugend ist, müssen Sie entscheiden.

Die Mosaiken des Langhauses stellen Themen aus dem Alten Testament dar. Diese Reihen treffen auf das unterste Register des Triumphbogenmosaiks, das in vier Register gegliedert ist (Abb. 1). Nur das oberste Register verläuft über die ganze Breite des Triumphbogens, die anderen sind durch den Bogen getrennt. Ich benenne nun zunächst kurz die Szenen, um dann zu einer genaueren Beschreibung und Interpretation überzugehen.

Im untersten Register erkennt man zwei Stadtarchitekturen, die durch Beischriften als Jerusalem (links) und Bethlehem (rechts) identifiziert werden. Darüber sehen wir rechts die drei Magier und die Schriftgelehrten bei Herodes, links den Befehl zum Kindermord in Bethlehem. Im dritten Register von unten folgen links die Anbetung der Magier, rechts

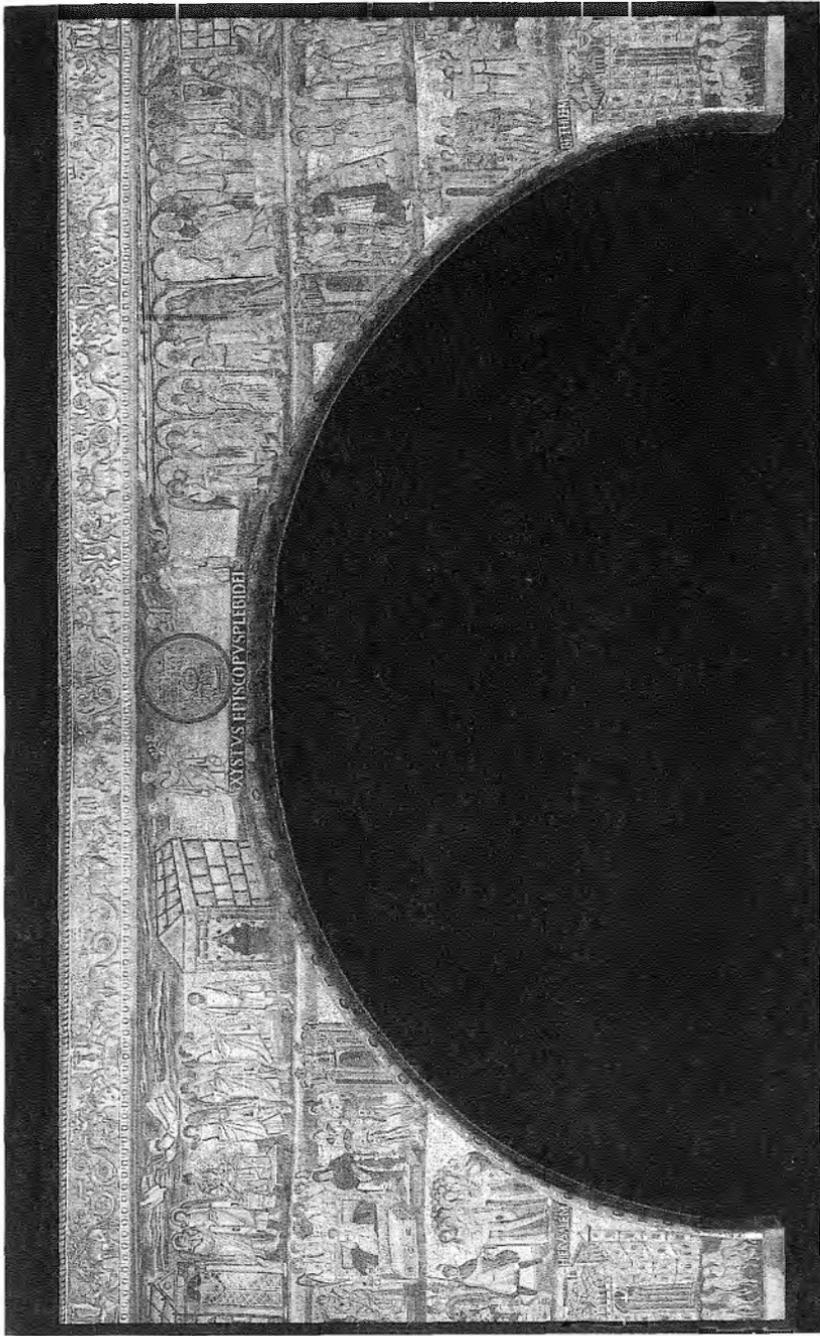


Abb. 1: Gesamtansicht des Triumphbogenmosaiks

eine Szene, die ich zunächst nicht benennen möchte. Das oberste Register bietet links die Verkündigung an Maria und die Aufklärung der Zweifel Josephs, rechts die Darbringung Jesu im Tempel mit der Aufforderung zur Flucht nach Ägypten als Nebenszene. In der Mitte steht der eschatologische Thron, flankiert von Petrus und Paulus.

Schon nach diesem ersten Durchgang dürfte klar sein, daß wir es hier nicht mit einer historischen Abfolge von Szenen zu tun haben, ganz gleich, ob man von oben oder von unten liest. Beginnt man oben, dann steht die Aufforderung zur Flucht nach Ägypten vor der Anbetung der Magier und diese wiederum vor der Begegnung der Magier mit Herodes. Beginnt man unten, dann ergibt sich das Paradox, daß die Verkündigung ganz oben angebracht ist. Wer also das Gesamtmosaik so versteht, daß es Szenen aus der Kindheitsgeschichte Jesu vorstellt, hat zwar unter inhaltlichen Gesichtspunkten recht, muß aber erklären, warum keine chronologisch korrekte Reihenfolge eingehalten worden ist. Auf eine weitere Besonderheit bitte ich Sie schon hier zu achten: Zumindest die Mosaiken der drei untersten Register zu beiden Seiten des Triumphbogens sind spiegelbildlich aufgebaut. Was das bedeutet, soll später gezeigt werden. Um meine Deutung vorzubereiten, beginne ich die Einzelbeschreibung mit dem untersten Register.

In diesem Register sind zwei Stadtarchitekturen gegeben, die durch die Beischriften erläutert werden: links Jerusalem, rechts Bethlehem (Abb. 2, 3). Vor den Stadttoren befinden sich jeweils sechs Schafe auf grünem Grund. Die Mauern der beiden Städte sind über und über mit Edelsteinen verziert. In den Toren der Städte hängen jeweils in der Mitte ein Gemmenkreuz, daneben wiederum Edelsteine.

Da beide Städte in der gleichen Art dargestellt sind, sollte auch ihre Funktion die gleiche sein. Das schließt nach Brenk (S. 46) aus, daß es sich links um das himmlische Jerusalem der Apokalypse (21,10–21) handelt, denn eine vergleichbare eschatologische Bedeutung sei für Bethlehem nicht überliefert. Eher seien in beiden Städten als Geburts- und Todesort Jesu die Ausgangspunkte des Heils zu sehen. Mir leuchtet das ein, zumal in dieser Interpretation die Stadtarchitekturen hervorragende Scharnierstellen zwischen den Langhausmosaiken (mit der Geschichte Israels) und den Mosaiken des Triumphbogens sind. Bethlehem würde dann auch das Geburtsbild ersetzen, dessen Fehlen in unserem Zyklus immer wieder zu Fragen Anlaß gegeben hat. Die Lämmer stellen wohl die Apostel als die Erstberufenen dar.

Im 2. Register rechts erscheinen die Magier und die Schriftgelehrten bei Herodes (Abb. 4). Dieser ist in der Kaiserikonographie des 5. Jahr-

hunderts gegeben, mit hellblauem Nimbus, Diadem, Gardesoldaten; seine Kleidung ist die eines römischen Feldherrn; die Schriftgelehrten erscheinen in Priesterkleidung mit lacerna und Buchrolle, die Magier in bunter orientalischer Tracht. Links eine Stadtarchitektur, die, da die Ereignisse nach Mt. 2,1 in Jerusalem stattfanden, wohl Jerusalem wiedergibt. Brenk weist darauf, hin, daß hier zwei bei Mt. berichtete Szenen zusammengezogen sind: nämlich die Befragung der Hohenpriester und die Vorladung der Magier; es gebe keine altchristliche Parallele zu dieser Szene. Durch die Zusammenziehung der Szenen wird einerseits die Verblendung der Schriftgelehrten, andererseits die Wahrheitserkenntnis der Magier besonders betont. Eine von Ursula Schubert herangezogene Predigt Leos kann geradezu als eine Beschreibung unserer Szene gelesen werden (sermo 33,3, bei Schubert, 219): „er (Herodes) erforscht von den Priestern und Kennern des Gesetzes, was die Schrift über die Geburt Christi vorhergesagt hat, und hört die Prophezeiung“ [nämlich das Prophetenwort nach Mt. 2,6: „Du Betlehem im Gebiete von Juda, bist keineswegs die unbedeutendste unter den führenden Städten von Juda; denn aus dir wird ein Fürst hervorgehen, der Hirt meines Volkes Israel“ – auch hier ist übrigens Bethlehem, das ja unter der Herodesszene gegeben ist, Ausgangspunkt des Heils]. Leo fährt fort: „Da erleuchtet Wahrheit die Magier und verblendet Ungläubigkeit die Schriftgelehrten. Das fleischlich gesinnte Israel versteht nicht, was es liest, und sieht nicht, worauf es hinweist. Es greift zu den Schriftrollen und glaubt nicht ihren Worten ... Während Fremdlinge Dein (Judas) Erbteil antreten, bist Du ihnen durch die Verlesung gerade jenes Testaments dienstbar, das du rein buchstäblich nimmst. Eintreten soll in die Familie der Patriarchen die Gesamtheit der Völker ... Alle Nationen mögen in den drei Weisen zum Schöpfer des Weltalls beten.“

Das zweite Registerbild links bildet ein spiegelbildliches Pendant zum rechten; hier wird der Befehl zum Kindermord in Bethlehem dargestellt (Abb. 5). Dadurch, daß nicht der Kindermord selber, sondern der Augenblick vor der Durchführung des Befehls eingefangen ist, entsteht ein Bild von ungeheurer Spannung. Faßt man beide Seiten des Registers zusammen, so ist die Bedeutung klar: Es handelt sich um die Ablehnung des Heils durch die Juden.

Dem folgt im dritten Register von unten die Annahme des Heils durch die Heiden. Ich beginne mit dem linken Bild, das wenigstens in seiner Grundthematik eindeutig ist: Es handelt sich um die Anbetung der Magier (Abb. 6). In der Mitte sitzt das Jesuskind, nimbiert, mit Kreuz innerhalb des Nimbus, auf einem kaiserlichen Gemmenthron. Der Blick

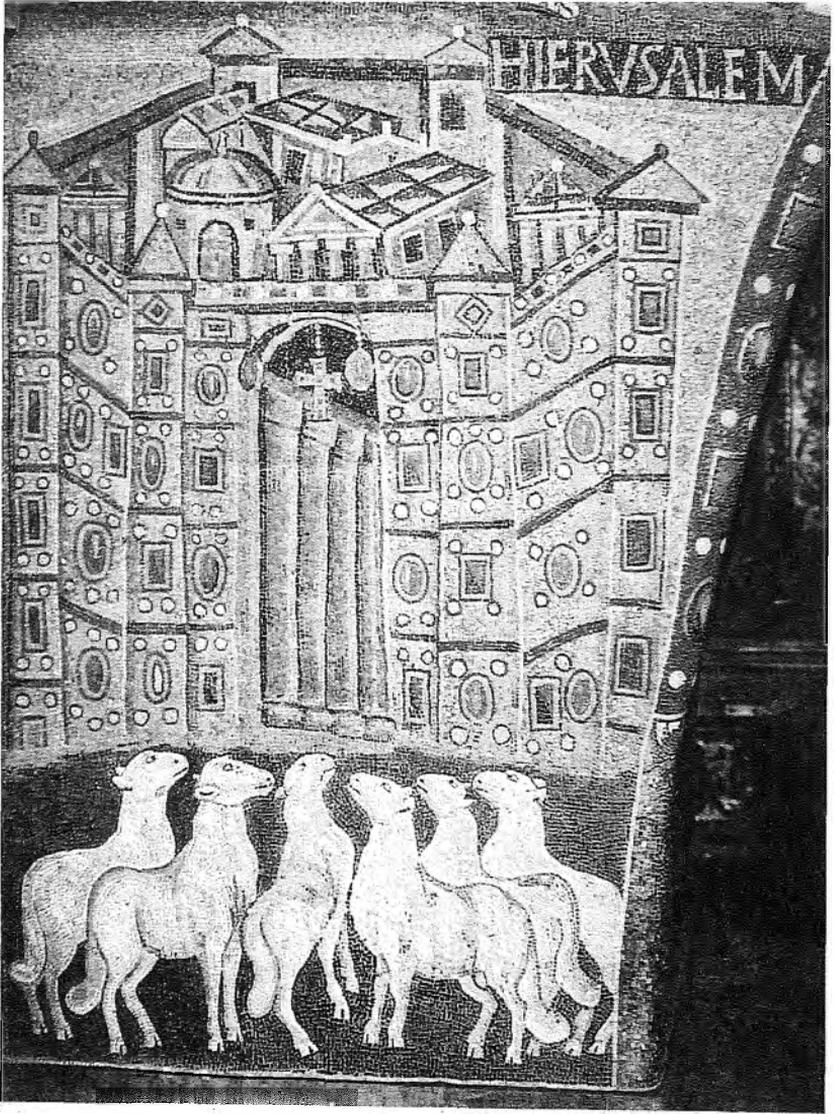


Abb. 2: Jerusalem

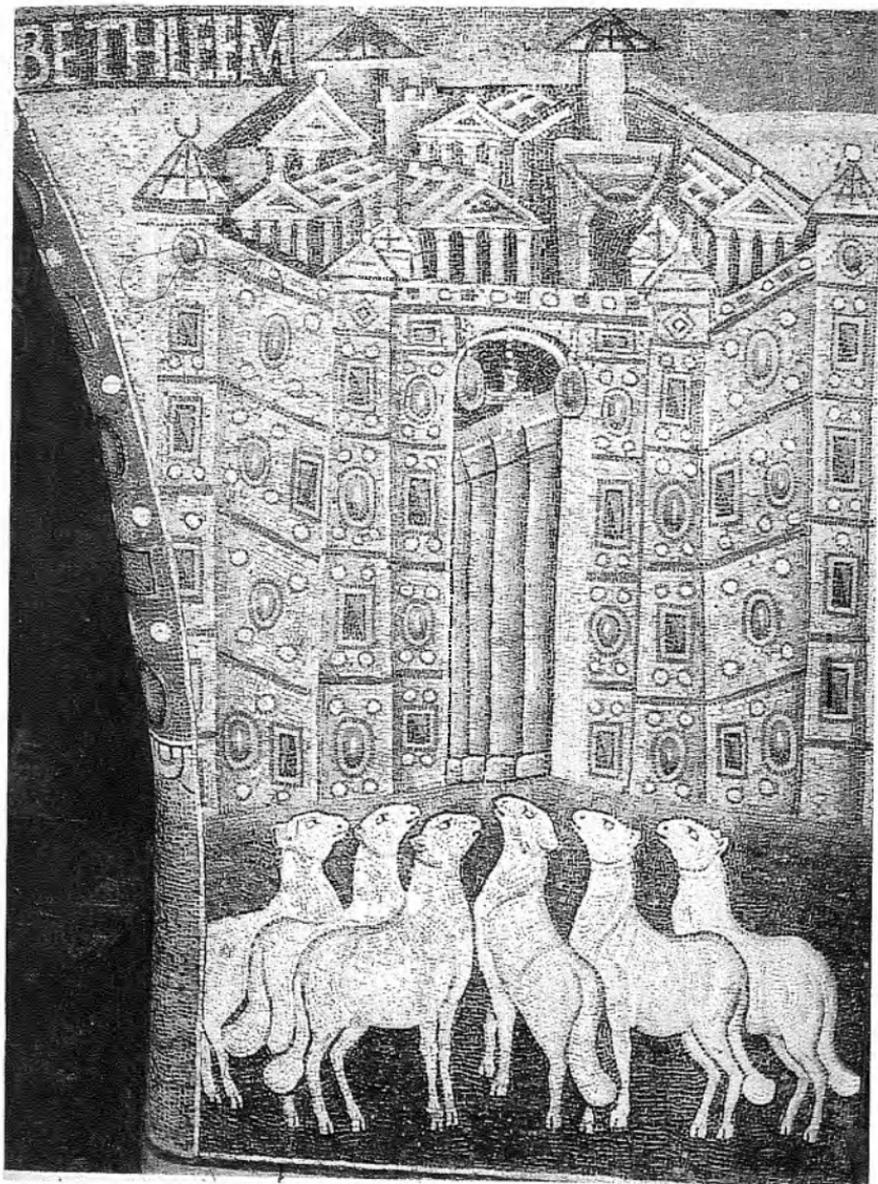


Abb. 3: Bethlehem

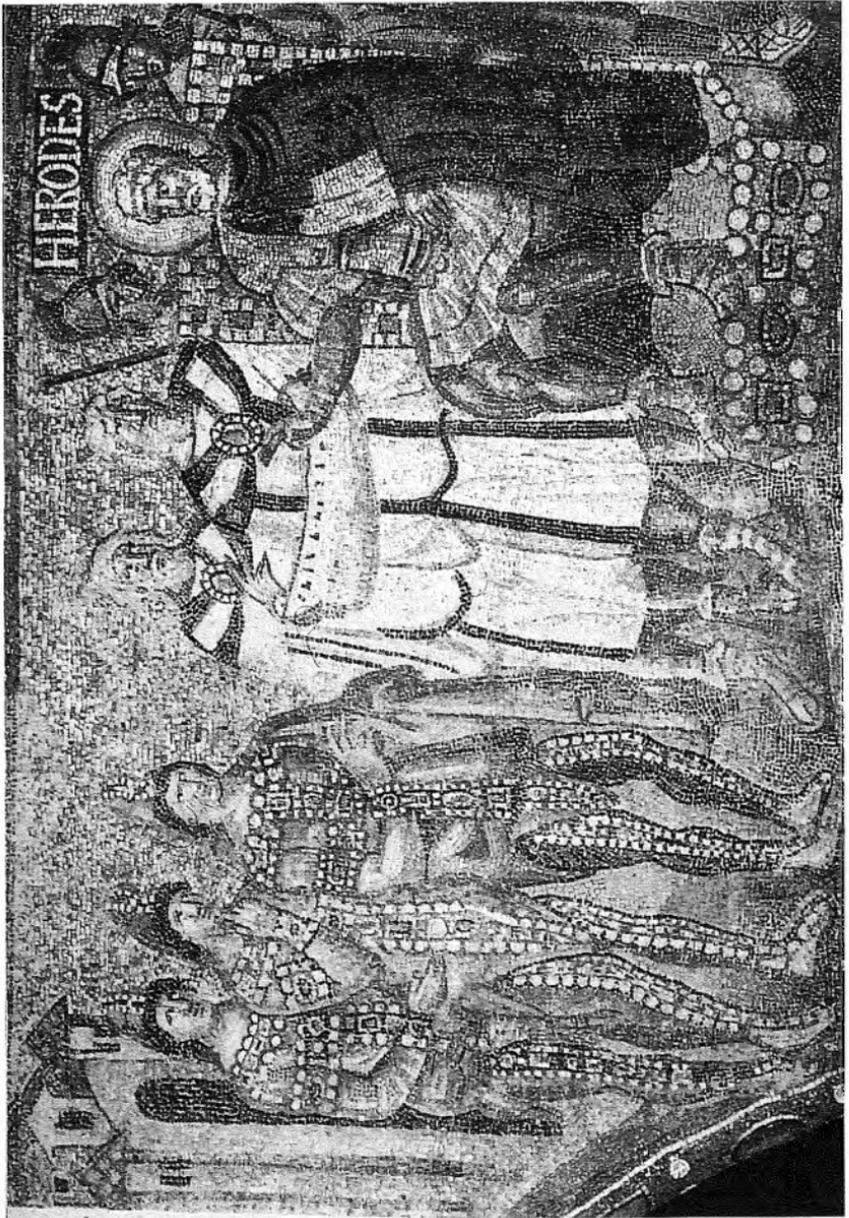


Abb. 4: Die Magier und Schriftgelehrten bei Herodes

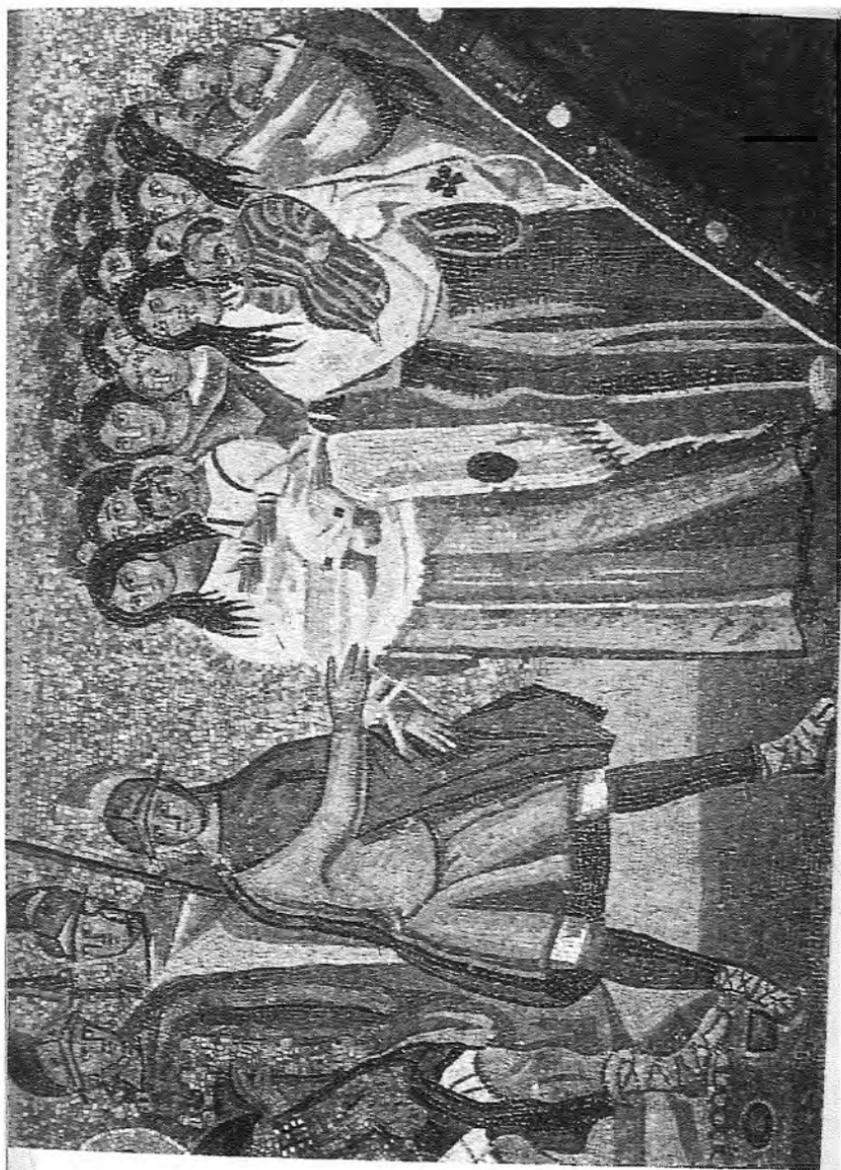


Abb. 5: Der Befehl zum Kindermord



Abb. 6: Die Anbetung der Magier

ist leicht nach links gerichtet und trifft sich mit dem der Jungfrau Maria, die in der ungewöhnlichen Tracht einer kaiserlichen Prinzessin auf einem eigenen Thron auf der linken Seite sitzt und leicht nach rechts blickt. Rechts vom Thron sitzt eine zweite Frauengestalt, die eine Buchrolle in der linken Hand hält; ich möchte sie vorläufig nicht benennen. Links neben der Jungfrau sehen wir einen Magier, rechts neben der anderen Frau zwei. Der linke Magier weist mit einem Arm auf einen Stern, der in der Mitte über dem Jesuskind steht. Zu beiden Seiten des Sterns stehen je zwei Engel. Die Szene wird rechts begrenzt durch eine Stadtarchitektur, die den Ort des Geschehens, Bethlehem, indizieren soll.

Völlig singulär an dieser Darstellung ist, daß das Kind allein, d.h. ohne Maria, auf dem Thron sitzt (Abb. 7). Es gibt dazu keine Parallelen, aber es ist klar, daß dadurch die Königsherrschaft Jesu besonders hervorgehoben werden soll (Brenk, 26). Dem entspricht auch die Herkunft der spezifischen Gestaltung aus der Herrscherikonographie: A. Grabar hat ein Konsulardiptychon aus Halberstadt als Vorlage für unsere Szene herangezogen (Abb. 8): Dort sind im oberen Teil zwei Kaiser auf einem Thron dargestellt, mit jeweils einer Frauengestalt rechts und links, die Roma und Constantinopolis verkörpern. Die Haltung des rechten Armes der Kaiser entspricht genau der des Jesusknaben auf unserer Szene. Auf dem Diptychon sind neben den Frauengestalten jeweils Thronwachen; deren Funktion übernehmen hier die hinter dem Thron angeordneten Engel, weshalb sie als Gardeengel bezeichnet werden.

Das Diptychon soll mit den beiden Personifikationen die Herrschaft über das ganze Reich symbolisieren. Wie steht es nun mit den beiden Frauengestalten auf dem Triumphbogenmosaik? Die linke ist Maria; in der rechten sehen viele Vertreterinnen des Alten Testaments, z. B. Rahel, oder Personifikationen der Judenkirche bzw. der Heidenkirche. Die ikonographischen Argumente für die Personifikationen sind schwach. Die Haltung unserer Gestalt will zu einer Personifikation nicht recht passen: sie sitzt, wobei ihr rechter Fuß auf einem Kissen ruht; dadurch wird das rechte Bein etwas hochgestellt. Auf den rechten Oberschenkel stützt sich der rechte Arm, der wiederum das Kinn stützt. Ferner wäre eine Kombination zwischen einer realen Gestalt (Maria) und einer Personifikation (Juden- oder Heidenkirche) in offensichtlich parallelen Positionen ungewöhnlich. Was die Interpretation als Rahel betrifft, so frage ich mich, was in einem Bild, in dem es um die Annahme des Heils durch die von den Magiern repräsentierten Heiden geht, eine Vertreterin des Alten Testaments zu suchen hat.



Abb. 7: Detail: Der Thron mit dem Jesuskind

Wegen der genannten Schwierigkeiten ist schon mehrfach, so 1962 von Marie-Louise Th  rel und 2002 von Rainer Warland, vorgeschlagen worden, in unserer Gestalt eine Sibylle zu sehen. Ich übernehme diesen Vorschlag und stütze ihn zunächst ikonographisch durch eine Münze ab, die bisher noch nie herangezogen wurde. Sie stammt aus Erythrai, der Heimat der erythreischen Sibylle, aus der Zeit des Commodus und zeigt ein gutes Vorbild für die Gestalt in SMM (Abb. 9).

Nach den überlieferten Texten haben die Sibyllen die Geburt des Heilands vorausgesagt. Am Schluß des ersten Buches der *Oracula Sibyllina* heißt es z. B.:

*Dann wird des großen Gottes Sohn zu den Menschen
kommen, im Fleisch gleich den Sterblichen der Erde.*

*Er wird Gottes Gebot erfüllen, nicht auflösen.
Sein Abbild ist er und wird alles lehren.*

*Diesem werden sich heilige Männer mit Gold nähern
mit Weihrauch und Myrrhe. (Hennecke-Schneemelcher, II 594)*

Kein geringerer als Augustinus hat fast zur gleichen Zeit, in der unsere Mosaiken entstanden, in seinem „*De civitate Dei*“ eine längere Passage über die Sibylle und ihre Weissagungen geschrieben. Er endet mit dem Urteil, „daß man sie wohl zur Zahl derer rechnen muß, die zum Gottesstaat gehören“ (ut in eorum numero deputanda videatur, qui pertinent ad civitatem Dei;   bers. v. W. Thimme; vgl. Parke, 170; Th  rel, 160).

Damit ergibt sich auch ein Ansatz für das Verständnis dafür, wie hier Maria und die Sibylle parallelisiert sind. Beide gehören zur *Civitas Dei*. Maria repräsentiert die Kirche, die Sibylle das noch nicht zur Kirche gehörende, aber durch seine Prophetien auf Christus vorbereitete Heidentum. Sie ordnet sich damit in den Zusammenhang ein, für den die drei Magier stehen, und bildet eine Antipodin zu den Schriftgelehrten des zweiten Registers, die zwar den Text der Weissagungen Israels kannten, aber dessen Wahrheit verfehlten. Insofern ist die Sibylle nicht eine Nebenfigur, sondern zentral für die Konzeption unseres Mosaiks, das ganze römische Reich in seinen politischen, kulturellen und religiösen Äußerungen für die Kirche zu vereinnahmen. Das wird in den folgenden Bildern weiter ausgeführt.

Die rechte Szene des dritten Registers ist in ihrer Deutung äußerst umstritten. Rechts stehen Joseph und Maria, flankiert jeweils von zwei Engeln (Abb. 10). Vor der vorderen Gruppe der Engel steht der Jesusknabe, nimbiert, mit Kreuz im Nimbus. Die rechten Hände der zwei vor-

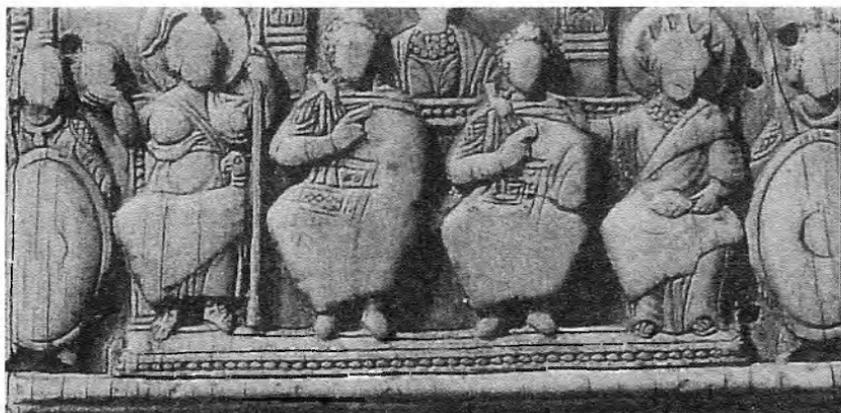


Abb. 8: *Das Diptychon von Halberstadt*



Abb. 9: *Münze von Erythrai: Sibylle*

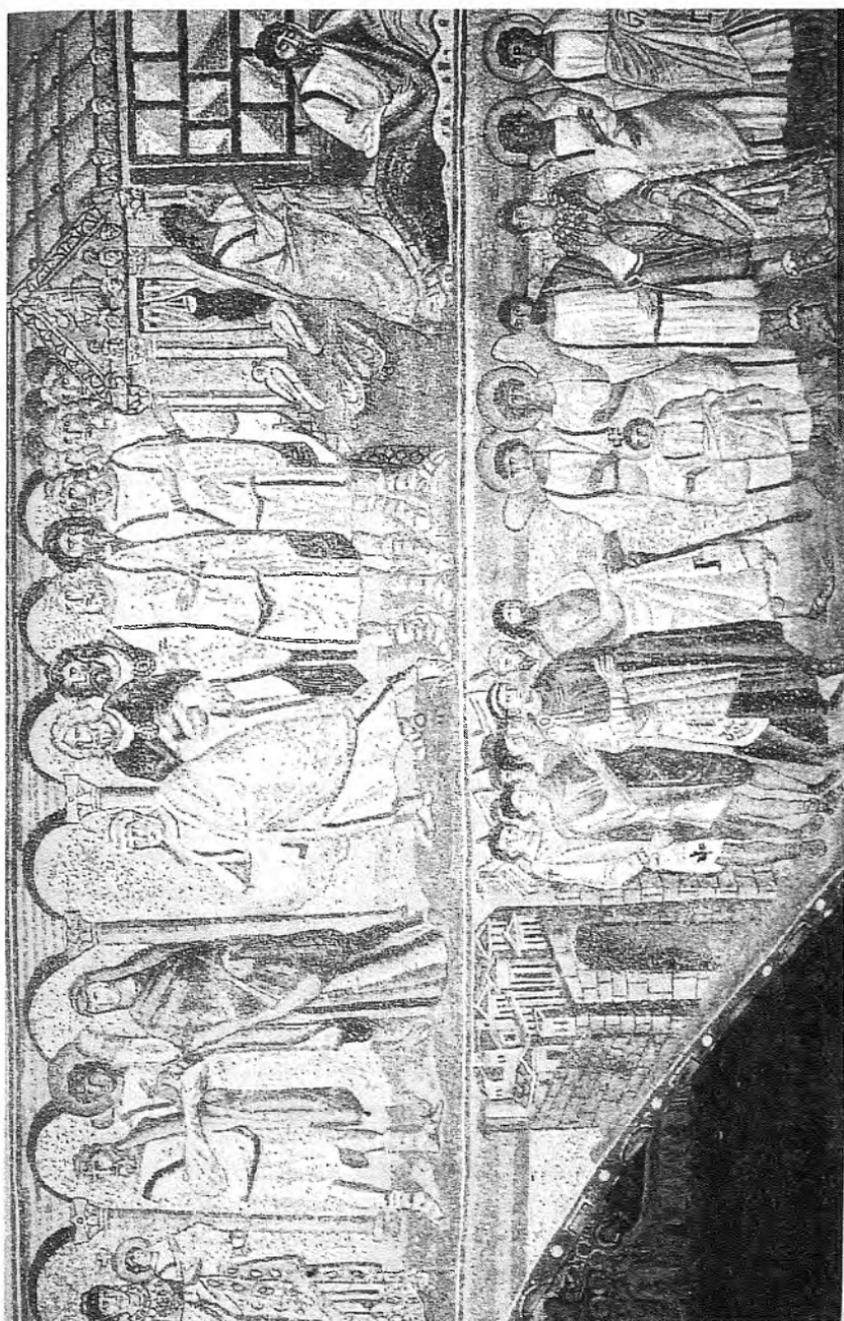


Abb. 10: Die hl. Familie in Ägypten. Darüber rechts: Die Aufforderung zur Flucht nach Ägypten

deren Engel und Josephs sowie des Jesusknaben sind auf eine heranahende andere Gruppe gerichtet, während die Rechte Marias auf den Jesusknaben weist.

Die Hauptfigur der herannahenden Gruppe trägt ein weißes Diadem, eine weiße Ärmeltunika mit Goldbesatz und eine purpurblaue Chlamys. Rechts daneben steht eine Gestalt, die nur mit einem Pallium bekleidet ist und sich auf einen merkwürdigen Stock stützt, der wie ein Knotenstock aussieht. Das deutet auf einen Philosophen hin. Alle Gestalten dieser Gruppe bis auf einen blicken auf die Gruppe mit Maria, Joseph und dem Jesusknaben und erheben teilweise ihre Rechte zum Gruß (oder im Redegestus).

Die Gruppe um Maria und Joseph nimmt einen breiteren Raum ein als die andere. Maria, Joseph und Jesus blicken starr nach vorn, also nicht auf die andere Gruppe. Damit wird deutlich gemacht, daß die andere Gruppe kommt, um Jesus zu verehren (Brenk, 28).

Die Szene ist in der christlichen Ikonographie einzigartig. Nach der geläufigsten Interpretation wird sie gedeutet als Begegnung eines ägyptischen dux, des Aphrodisius von Sotinen, mit der hl. Familie, eine Szene, die aber sonst nur im byzantinischen Raum nachgewiesen ist (Brenk, 29). Grundlage wäre dann das apokryphe Evangelium des Pseudo-Matthäus (22–24). Dort wird geschildert, daß im Tempel von Sotinen 365 Götterbilder aufgestellt waren. Als Maria mit Jesus in den Tempel eintrat, seien diese Götterbilder zu Boden gefallen. Aphrodisius, der Vorsteher der Stadt (wohl ein römischer Militärbeamter), habe davon gehört, sei mit seinem Heer zum Tempel gekommen und habe dort das Jesuskind, das von Maria auf dem Arm getragen wurde, angebetet.

Nun macht schon Brenk gegen diese Deutung Bedenken geltend: Weder der Tempel noch die zerstörten Götterbilder seien dargestellt, ferner werde Jesus nicht von seiner Mutter auf dem Arm getragen. Nur das Heer könnte angedeutet sein. Nicht deutbar sei in diesem Zusammenhang auch der Palliatus, der aber in der Komposition eine wichtige Rolle einnimmt. Der Bericht des Pseudo-Matthäus wäre also dann durch das Weglassen des Tempels und der Götterbilder so verfremdet, daß die Szene kaum erkennbar war – gerade wenn sie sonst im Westen nicht vorkommt.

Zwei Gründe haben mich zu der Annahme gebracht, daß die Szene tatsächlich nach Ägypten gehört: Auf den ersten hat m. W. nur Paul Künzle hingewiesen: In dem Register über unserer Szene wird die Darstellung Jesu im Tempel geboten, ferner – rechts in der Ecke – die Aufforderung an Joseph zur Flucht nach Ägypten. Mit Künzle möchte

ich sie als Hinweis auf das Register darunter und auf Ägypten als Schauplatz des dort Dargestellten verstehen.

Auf die gleiche Fährte wird man geführt, wenn man unsere Szene im Anschluß an die Herodes-Szene des zweiten Registers von unten betrachtet. Joanne Deane Sieger hat in einem Aufsatz von 1987 darauf aufmerksam gemacht, daß in den Epiphaniepredigten Leos Ägypten eine wichtige Rolle spielt: Mehrfach stellt er darin einen Zusammenhang her zwischen der Ablehnung des Heils durch die Juden und Herodes einerseits, die Anbetung der Magier und die Annahme des Heils durch die Ägypter andererseits. Ich zitiere hier nur aus dem sermo 32 den Ägypten betreffenden Teil: „Nach Ägypten aber wurde darauf der Erlöser gebracht, damit dieses Volk, das von alters her irrigen Anschauungen huldigte, schon jetzt durch die im verborgenen wirkende Gnade dem nahen Heil zugeführt werde. Das Volk, das den Aberglauben noch nicht aus seinem Herzen verbannt hatte, sollte bereits die Wahrheit darin aufnehmen.“ (32,1) Während also auf der linken Seite die drei Magier als Repräsentanten aller Heidenvölker und die Sibylle Christus anbeten, tun das auf der rechten Seite die Ägypter, die den Kirchenvätern als Inbegriff eines abergläubischen Volkes gelten. Beide Bilder erhalten ihre Brisanz durch den Gegensatz zum Judentum, das die Wahrheit hat, sie aber nicht erkennt. Der sermo 32 Leos bietet im ersten Kapitel eine vollständige Deutung der rechten Seite des zweiten und dritten Registers vom Triumphbogenmosaik. Den palliatus in der Ägypterszene können wir dann als Philosophen deuten, der für die irrigen Anschauungen der Ägypter steht und sie aufgibt.

Insgesamt geht es also nicht um die Geschichte des Aphrodisius, sondern um eine theologisch-heilsgeschichtliche Deutung des Ägypten-Aufenthalts.

Wir haben also bisher drei Argumentationsschritte (und die Tatsache, daß es sich hier um eine Argumentation handelt, erklärt den willkürlichen Umgang mit der Chronologie); Jerusalem und Bethlehem sind Ausgangspunkte des Heils; die Juden lehnen dieses Heil ab, die Heiden nehmen es an. Wie verhält sich dazu nun das oberste Register? Dessen linke Seite bietet die Verkündigung an Maria, die in der Mitte auf einem Sessel thront (Abb. 11). Sie trägt wiederum die Tracht einer byzantinischen Prinzessin (Abb. 12). Auf der vom Betrachter aus linken Seite Marias befindet sich ein Korb mit scharlachroter Wolle, deren Fäden sie in Händen hält.

Der Verkündigungsendel ist in den Wolken gegeben und streckt seine Hand im Redegestus aus. Das ikonographische Vorbild für den Verkün-

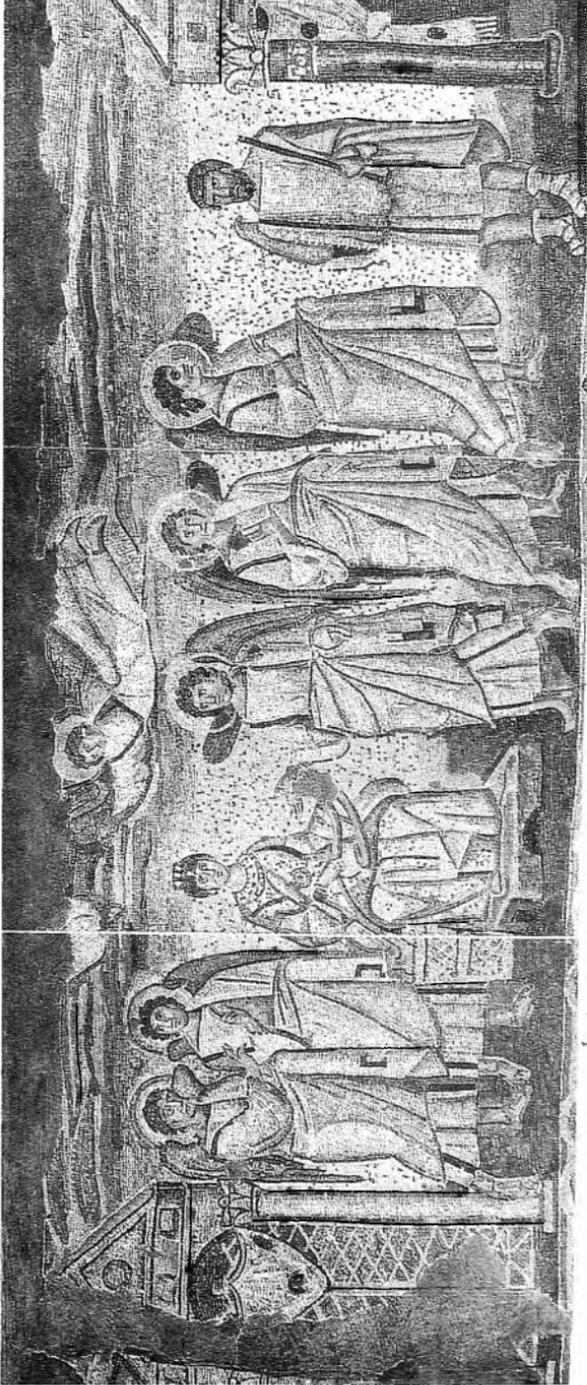


Abb. 11: Die Verkündigung an Maria. Die Zerstreuung der Zweifel Josephs



Abb. 12: Detail: Maria

digungsel ist übrigens die Victoria, wie sie entweder auf Triumphbögen oder auf Kaiserdarstellungen erscheint. Ergänzt wird der Engel durch eine von links kommende Geisttaube.

In der Szene werden Elemente des Protoevangeliums des Jakobus und des Evangeliums des Pseudo-Matthäus übernommen. Nach diesen beiden Schriften war Maria mit dem Spinnen für den Tempelvorhang beschäftigt, als der Verkündigungsel bei ihr eintrat. Ich kann hier nicht alle damit angesprochenen Bezüge erläutern, sondern gehe nur auf ein Detail kurz ein, nämlich die Kleidung Marias. Die Abstammung Marias ist in den ntl. Schriften ungeklärt. Für das Proto-Evangelium des Jakobus und für Leo ist der davidische Ursprung Marias aber klar. In der ersten Weihnachtspredigt sagt er: „Eine königliche Jungfrau aus dem Stamme Davids wird dazu auserwählt, die heilige Frucht in sich aufzunehmen und Gottes und der Menschen Sohn zunächst im Geiste und dann im Schoß zu empfangen.“ (21,2; Sieger, 85) Der davidische Ursprung Marias wird betont, um deren königliche Abstammung und damit auch das Königtum Christi hervorzuheben, wie es ja auch im Bild der Anbetung durch die Weisen geschehen war. Von hierher erklärt sich die ungewöhnliche Kleidung Marias: Sie ist königlicher Abstammung und Mutter eines Königs.

Zur Linken Marias sind zwei Engel gegeben, zur Rechten drei, von denen der ganz rechts zur nächsten Szene gehört, auf die ich sofort komme (Abb. 11). Es handelt sich hier wiederum, wie im Magier-Bild, um sog. Garde-Engel in Analogie zur Thronwache in Kaiser-Darstellungen. Der mittlere Engel der rechten Gruppe blickt fast geradeaus – er hat wohl auch die kompositorische Funktion, die beiden Szenen zu trennen.

Insgesamt hebt Brenk im Anschluß an Grabar mit Recht den „kaiserlich-triumphalen Charakter“ der Szene hervor (S. 12: Thronassistenten, Maria als byzantinische Prinzessin, Verkündigungsel in Gestalt der Victoria).

Der rechte Engel der rechten Gruppe wendet sich im Sprechgestus einer stehenden Gestalt zu, die eine knielange, gegürtete Tunika mit weiten Ärmeln und darüber ein rotorangenes Pallium, ferner in der linken Hand einen Stab trägt. Wir kennen diese Gestalt schon – sie ist uns in der Ägypten-Szene begegnet. Es handelt sich um Joseph. Als Maria ein Kind erwartete, wollte er sich „in aller Stille“ von ihr trennen. Bei Mt. I 19–22 heißt es dazu: „Während er noch darüber nachdachte, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Joseph, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als Deine Frau zu Dir zu nehmen, denn

das Kind, das sie erwartet, ist von Hl. Geist. Sie wird einen Sohn gebären; ihm sollst Du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen.“

Diese Szene, die Zerstreuung der Zweifel Josephs, ist hier dargestellt. Der Stab in der linken Hand Josephs erklärt sich wiederum aus apokryphen Evangelien (Proto-Evg. des Jacobus 8, Ps.-Matth. 8): Als die zwölfjährige Maria durch die Hohenpriester einem Witwer zugesprochen werden sollte, wurden kurze Stäbe an sie verteilt, aus denen ein Zeichen hervorgehen sollte. Aus dem Stab Josephs erhob sich eine weiße Taube. Der Stab weist also auf Josephs Erwählung hin.

Es bleiben die beiden tempelartigen Gebäude links und rechts der beiden besprochenen Szenen. Über sie ist viel gerätselt worden (z. B. Haus der Maria, Haus des Joseph; bloße Füllsel). Die mir wahrscheinlichste Deutung hat Maria-Barbara von Stritzky unter Berufung auf Gedanken Leos geboten: Danach ist die „Geschichte des Alten Testaments ... die Zeit der Hoffnung und des verborgenen Ratschlusses Gottes; das Heil ist nur wenigen Gläubigen offenbar. Deshalb ist es sinnvoll, den Tempel an der linken Seite mit verschlossenen Türen darzustellen. Mit der Inkarnation Christi, die das Verkündigungsbild versinnbildlicht, und seinem Auftreten in der Geschichte ... sind Heil und Rettung für alle Menschen erschienen; daher die geöffneten Gittertüren des rechten Tempels.“ (S. 144) (Abb. 13)

Thema der linken Seite des obersten Registers ist also zunächst die Manifestation der Göttlichkeit und des Königtums Jesu sowie deren Anerkennung durch Maria und Joseph.

Die äußerst figurenreiche Szene auf der rechten Seite des obersten Registers wird als Darbringung Jesu im Tempel interpretiert (Abb. 14, 15). Von links kommt eine Gruppe, bestehend aus zwei Engeln, Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm, Joseph (hier zwar in derselben Kleidung wie auf dem Verkündigungsbild, aber als Greis gekennzeichnet), der den Kopf zum Jesuskind zurückwendet, aber mit seiner rechten Hand auf eine Frauengestalt vor ihm weist. Zwischen Joseph und dieser Frauengestalt steht wiederum ein Engel. Die Frau wird als die Prophetin Anna gedeutet, die nach Lk. 2 Jesus im Tempel als Erlöser erkannt hat. Hinter Anna wird eine größere Gruppe von Personen herangeführt von einer Gestalt, die breit voranschreitet und seine verhüllten Hände Jesus entgegenstreckt. Es handelt sich hier um Simeon, der nach Lukas das Kind in seine Arme nahm und Gott pries. Als einzige Person ist er über volle zwei Interkolumnien (der Tempelarchitektur) gegeben. Hinter ihm befindet sich eine Gruppe von elf Männern, wobei von den hintersten dreien

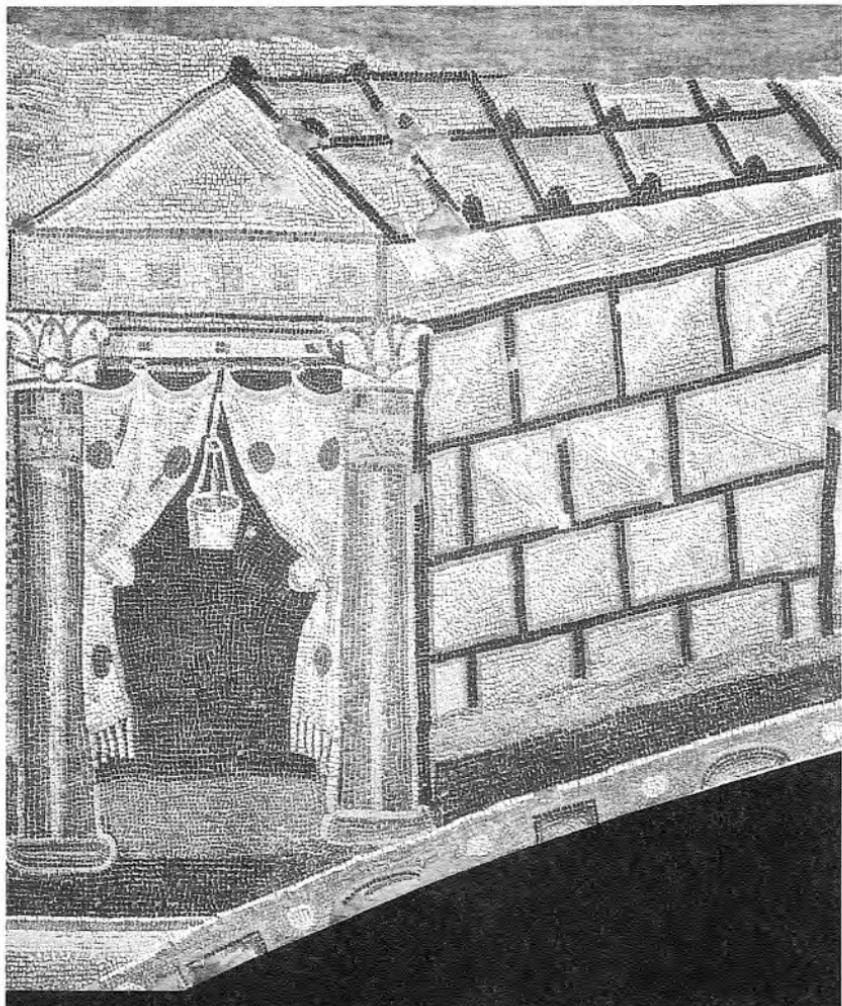


Abb. 13: Tempel rechts der Josephszene

nur die Köpfe angedeutet sind. Zwei der Männer tragen Priesterkleidung (lacerna).

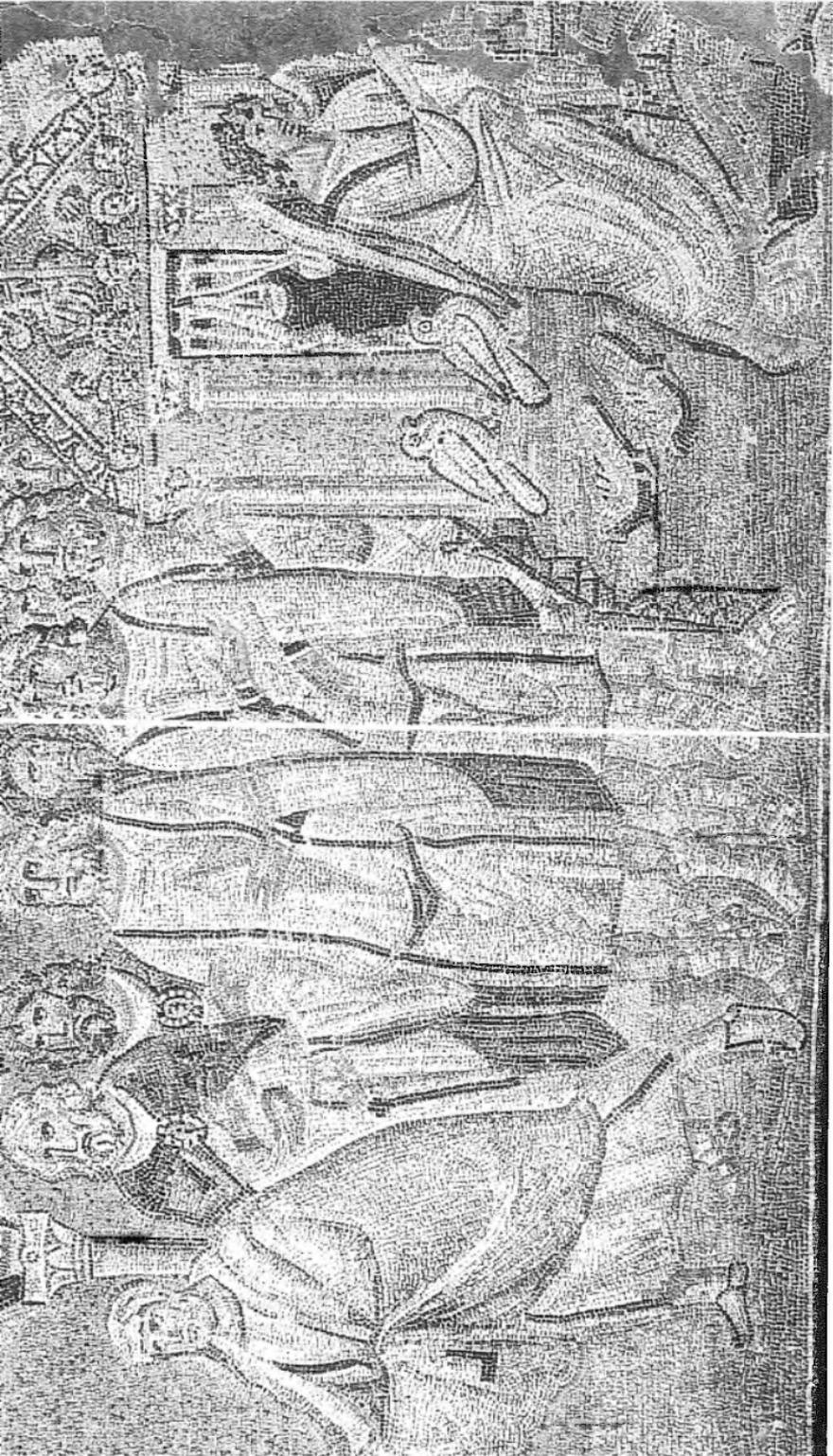
Die ganze Szene spielt sich vor einer Tempelarchitektur ab, von der rechts die Front mit Giebel und eine Außenfassade, hinter der eben beschriebenen Gruppe eine Arkadenreihe dargestellt sind. Auf den Tempelstufen befinden sich je ein Paar Tauben und ein Paar Turteltauben, die Joseph und Maria nach Ps.-Matthäus 15,1 opfern wollten (Abb. 16). Als Nebenszene ist rechts unten die Aufforderung zur Flucht nach Ägypten gegeben.

Überraschend an diesem Bild sind vier Punkte: Erstens ist es im Bericht des Lukas Simeon, der als erster das Jesuskind auf den Arm nimmt und preist. Die Reihenfolge zwischen Simeon und Anna ist also hier umgekehrt (Abb. 14, 15). Zweitens ist von einer Gefolgschaft des Simeon im Bericht des Lukas keine Rede. Sie war aber demjenigen, der das Bild entworfen hat, so wichtig, daß wohl deshalb – also um die Gefolgschaft darstellen zu können –, die Reihenfolge zwischen Anna und Simeon vertauscht worden ist. Drittens wird Simeon – und darin ist sich die Forschung einig – genauso dargestellt wie in der Ikonographie der Zeit Petrus; als einziger hat er auch eine geordnete Frisur. Und 4. schließlich – und das ist wohl das Überraschendste – ist auf dem Giebel des Tempels die Dea Roma dargestellt mit Globus, Szepter und Helm (Abb. 16). Evoziert wird also der Tempel der Dea Roma in Rom, im 4. Jahrhundert schlicht als *templum urbis* bezeichnet. Es kann sich nur um diesen Tempel handeln, denn er hatte eine Eigenart, die auf unserem Bild genau festgehalten ist: Er war nämlich mit einem Fries von Medusenhäuptern (Gorgoneia) geschmückt (Warland, 28–30). Wie können wir mit diesen Tatsachen umgehen?

M. E. muß man hier verschiedene Sinnebenen annehmen. Jeder wußte, daß die Darstellung Jesu im Tempel von Jerusalem stattgefunden hatte. Nach der mir einleuchtendsten Interpretation repräsentieren dann Simeon und die ihm folgenden elf Männer die zwölf Stämme Israels, eine Interpretation, die noch durch die zwei Männer in priesterlicher Tracht – mit lacerna – gestützt wird; sie stehen für die zwei priesterlichen Stämme. Da Simeon aber unbestreitbar die Züge des Petrus trägt, muß man in einer zweiten Sinnebene in der Gruppe den von Petrus angeführten Zug der zwölf Apostel sehen. Wie in der Vergangenheit das Gottesvolk des Alten, so huldigt jetzt das des Neuen Testaments Jesus. Die Repräsentation von Simeon und Petrus in einer Person hat, worauf auch Johannes Fried hinweist, eine wichtige Basis darin, daß beiden in Schlüsselstellen des Lukas- bzw. Matthäus-Evangeliums die Funktion



Abb. 14: Darbringung im Tempel, linke Hälfte



Darbringung im Tempel, rechte Hälfte



Abb. 16: Detail: Fassade des Tempels mit der Dea Roma und Gorgoneia

zukommt, in Jesus das Heil bzw. den Messias zu erkennen. Bei der Darstellung im Tempel spricht nach Lk. 2, 29–32 Simeon, als er das Jesuskind auf seinen Arm genommen hat, folgende Verse:

*Nun lässest Du, Herr, Deinen Knecht
in Frieden gehen nach Deinem Wort;
denn meine Augen haben Dein Heil geschaut,
das Du bereitet vor aller Völker Angesicht:
Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden
und zur Verherrlichung Israels, Deines Volkes.*

Simeon erkennt also hier in Jesus das Heil, und das Gleiche gilt nach Mt. 16,16 für Petrus, der auf eine entsprechende Frage Jesu antwortet: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Petrus ist also durch das gleiche Bekenntnis ausgezeichnet wie Simeon, und dieses Bekenntnis ist der Grund dafür, daß Petrus nach den berühmten Versen Mt. 16, 18–19 die Binde- und Lösegewalt auf Erden übertragen wird.

In seinen Predigten zum Jahrestag der Thronbesteigung wird Leo nicht müde, diesen Zusammenhang zu betonen und die Stellung des Petrus hervorzuheben. So heißt es in sermo 4,2: „Und doch wird auf der ganzen Welt nur Petrus dazu auserkoren, das Haupt aller berufenen Völker, sämtlicher Apostel und aller Väter der Kirche zu sein.“ Kurz darauf folgt als Begründung eine Auslegung der Stelle Mt. 16,16. Und in 4,3 fährt Leo fort: „Dieses Vorrecht des heiligen Petrus gilt auch für seine Nachfolger, sooft sie, von seinem Gerechtigkeitssinn erfüllt, ein Urteil sprechen.“ Durch die römischen Bischöfe als Nachfolger des Petrus spricht nach Leo Petrus selber, und umgekehrt: In Petrus auf unserem Mosaik huldigen auch die römischen Bischöfe Christus. Rom mit seinen Bischöfen ist an die Stelle des alten Israel getreten. Dieser Rombezug wird, so meine ich, auch durch das Zitat des Dea-Roma-Tempels deutlich gemacht.

Der Raum, in dem sich das Christentum ausgebreitet hat, ist das Imperium Romanum. Seit Origenes wird es als Voraussetzung für die Ausbreitung des Christentums begriffen. Das neue Gottesvolk ist also eng mit dem Imperium verbunden, das Imperium ist eine heilsgeschichtliche Tatsache. Wie nun auf unserem Mosaik die Ablösung des alten Gottesvolkes durch das neue dadurch dargestellt werden konnte, daß die Person des Petrus die des Simeon und die Gestalten der Apostel die der Repräsentanten der zwölf Stämme überlagerten, so auch dadurch, daß der Tempel in Jerusalem zum Dea-Roma-Tempel in Rom wurde. Die Dea Roma steht für die Stadt Rom und das Imperium. Sie huldigt Jesus, wie es Ambrosius ca. 40 Jahre vor unserem Mosaik formuliert hat, als er – in



Abb. 17: Der eschatologische Thron mit Petrus, Paulus, den vier Wesen und der Widmungsinschrift

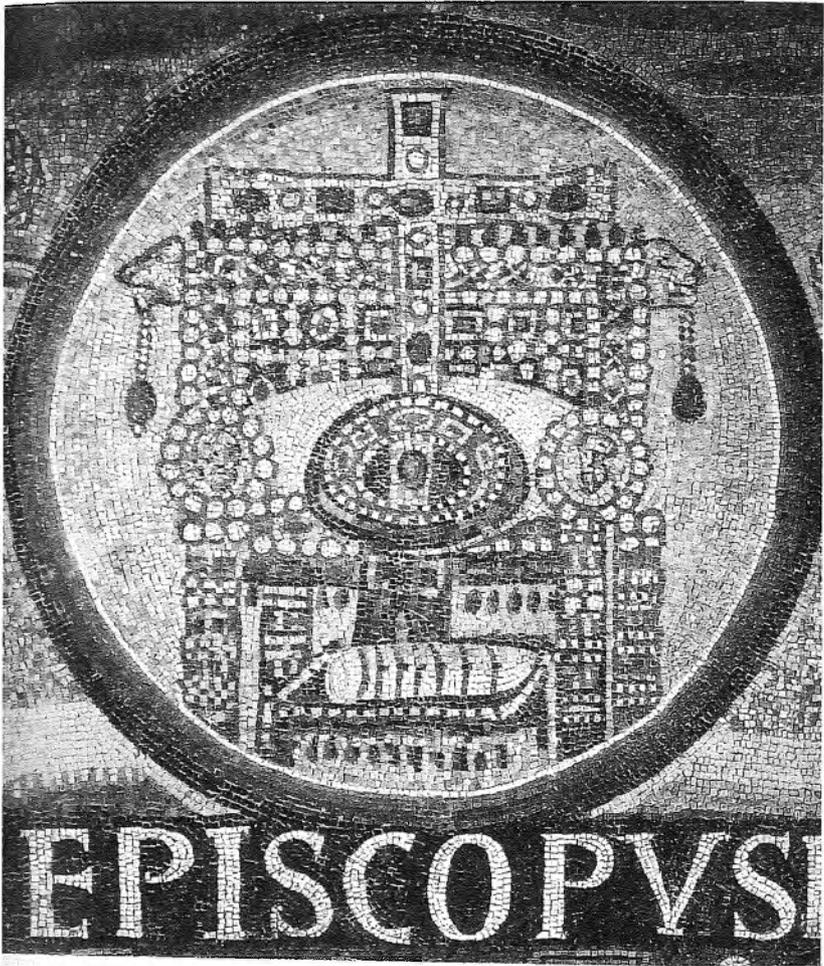


Abb. 18: Detail: Der eschatologische Thron

einer Auseinandersetzung mit dem Senator Symmachus – die Dea Roma selber sprechen ließ (vorher hatte auch Symmachus sie sprechen lassen): „Ich bereue meinen Irrtum, und mein altersgraues Haupt errötet über das schändlich vergossene Blut. Ich schäme mich trotz meines hohen Alters nicht, mich mit dem ganzen Erdkreis zu bekehren.“ (ep. 18,7)

Bei der Huldigung des neuen Gottesvolkes kommt Simeon-Petrus, der einzigen Gestalt, die über zwei volle Interkolumnien geht, eine entscheidende Funktion zu. Petrus – und das heißt für die Gegenwart: der römische Bischof – ist (so Leo) das „Haupt aller berufenen Völker“.

Diese Konzeption findet nun ihren Höhepunkt im Mittelteil des obersten Registers. In einem Regenbogenkreis befindet sich ein über und über mit Edelsteinen geschmückter Thron, aus dessen Lehne auf jeder Seite ein Löwenkopf herausragt; an deren Mäulern hängt jeweils eine goldene Kette mit einem Edelstein (Abb. 17, 18). In die Handknäufe des Thrones sind die Bildnisse des Petrus und Paulus eingelassen. Auf dem Thron steht ein Gemmenkreuz, vor dem auf einen purpurnen Tuch ein goldenes, mit Juwelen verziertes Diadem liegt. Auf dem Fußschemel (dem Suppedaneum) befindet sich ein Buch mit sieben Siegeln. Über der ganzen Szene bringen die vier Lebewesen (Löwe, Stier, Mensch, Adler) goldene Kränze dar. Es ist klar, daß diese Darstellung auf die Apokalypse 4–5,1 zurückgeht, allerdings in stark veränderter Form. Wir haben es mit dem Bildtyp der Hetoimasie (Zubereitung) zu tun, der eschatologische Bedeutung hat.

Nicht zu diesem Bildtyp gehören die beiden Apostel Petrus (links) und Paulus (rechts) (Abb. 17). Petrus schreitet auf den Thron zu, Paulus steht fast frontal. Beide halten ein Buch in Händen; das des Petrus läßt hebräische Schriftzeichen erkennen, während das des Paulus nur von der Rückseite dargestellt ist. Die rechten Hände sind im Akklamationsgestus erhoben. Es ist möglich, daß durch die Bücher Petrus und Paulus als die Vertreter der Juden- bzw. Heidenkirche herausgestellt werden sollen.

Unter der Szene befindet sich in großen weißen Lettern die Widmungsinschrift: *Xystus episcopus plebi Dei*.

Der Thron ist deutlich unterschieden von dem in der Magierhuldigung (gegen Brenk, 15). Schon Grabar hat darauf aufmerksam gemacht, daß es sich hier um den Thron der Dea Roma handelt, wie er auf Münzen der Zeit erscheint (Abb. 19). Deutliche Indizien bilden vor allem die auskragenden Löwenköpfe, auch wenn diese auf unserem Bild nicht in der Mitte der Rückenlehne, sondern oben angebracht sind. Solche ausgestellten Löwenköpfe sind nur für den Thron der Dea Roma und der Dea Constantinopolis nachgewiesen. Im apokalyptischen Thron Christi,

dessen Insignien auf dem Thron liegen, wird also zumindest der Thron der Dea Roma evoziert. Intensiver kann die heilsgeschichtliche Bedeutung Roms nicht mehr betont werden.

Petrus und Paulus erweisen diesem Thron ihre Reverenz. Zugleich sind ihre Büsten aber auch in die Knäufe der Armlehnen eingelassen. Auch dafür gibt es Beispiele in der kaiserlichen Ikonographie: Hier sind Büsten der Roma und Constantinopolis in die Lehnenknäufe des Kaiserthrones eingearbeitet und symbolisieren die Herrschaftsbereiche des Kaisers (Brenk, 19). In Parallele dazu ist auf unserem Mosaik die Herrschaft Christi über die Juden- und Heidenkirche hervorgehoben.

Damit erschöpft sich aber noch nicht der Sinngehalt der Darstellung. Denn Petrus und Paulus sind auch die vornehmsten Märtyrer Roms und Gründer der dortigen Kirche, auf die sich die römischen Bischöfe beriefen. Ich verweise dafür auf ein Goldglas aus dem Vatikan, auf dem Christus, Damasus (römischer Bischof 366 bis 384) sowie Petrus und Paulus dargestellt sind (Abb. 20). Betrachtet man nicht die Form der Darstellung, sondern deren Struktur, dann entspricht sie genau dem Kopfbild des Triumphbogenmosaiks. Neben Petrus und Paulus ist Christus durch den Thron repräsentiert, der römische Bischof durch die Widmungsinchrift.

In seinem sermo 82,1 formuliert Leo: „Die beiden Apostel sind es, die dich (sc. Rom) zu so hohem Ruhm geführt haben. Durch den Hl. Stuhl des Seligen Petrus wurdest du ein gottgeweihtes Geschlecht (*gens sancta*), ein auserwähltes Volk (*populus electus*), ein Staat von Priestern und Königen, das Haupt der Welt.“ (vgl. Brenk, 37) Die eschatologische Königsherrschaft Christi ist also in dieser Welt repräsentiert durch Rom, das durch den heiligen Stuhl des Petrus das Haupt der Welt geworden ist. Diesen heiligen Stuhl hat der römische Bischof inne.

Und dieser Bischof, Xystus, weiht der Plebs Dei, d. h. dem auserwählten Gottesvolk Roms, die Kirche oder das Mosaik. Eine Widmungsinchrift an einer so hervorgehobenen Stelle ist singular. Nach Brenk ist der Begriff „plebs Dei“ ein stadtrömisches Spezifikum, er begegnet mehrfach auf stadtrömischen Widmungsinchriften (S. 36 f.). Das spricht dafür, in der plebs Dei tatsächlich das Gottesvolk der Stadt Rom zu sehen, nicht das Gottesvolk der gesamten Kirche. Durch eine klare, deutlich sichtbare Manipulation hat es der Mosaizist erreicht, daß das Wort *episcopus* genau unter dem apokalyptischen Thron der Dea Roma zu stehen kommt; dafür mußten beim Namen Xystus die Buchstaben etwas auseinandergezogen, die beim Begriff „plebs Dei“ etwas zusammengedrängt werden (vgl. Schubert, 197). Der römische Bischof als



Abb. 19: Der Thron der Dea Roma



Abb. 20: Goldglas mit Pastor (Christus), Damascus, Petrus und Paulus

Nachfolger des Petrus ist der Vertreter der Königsherrschaft Christi auf Erden und zugleich der – bessere – Fortsetzer der Tradition Roms.

Ich fasse zusammen: Das unterste Register schließt an die Darstellungen der Geschichte des Volkes Israel in den Langhausmosaiken an. Bethlehem und Jerusalem bilden als Geburts- und Todesort Jesu die Ausgangspunkte des Heils. Dieses Heil wird – so das nächste Register – von den Juden abgelehnt, im folgenden Register von den Heiden – repräsentiert durch die drei Magier, die Sibylle, die Ägypter, den Philosophen – angenommen und damit die Kultur des Römischen Reiches auf das Christentum bezogen. Im obersten Register erkennen Maria und Joseph, Anna und Simeon die Gottessohnschaft Jesu und zugleich dessen Königtum an; aber Simeon ist zugleich Petrus, die zwölf Stämme Israels oder das Gottesvolk des Alten Testaments sind die Apostel oder das Gottesvolk des Neuen Testaments, der Tempel von Jerusalem ist der Dea-Roma-Tempel Roms, im eschatologischen Thron Christi wird der Thron der Dea Roma evoziert; und in einer für diesen Ort einzigartigen Widmunginschrift weiht der Nachfolger des Petrus, Sixtus, die Kirche mit ihrem Schmuck dem Volk von Rom. Damit wird auch deutlich, warum das oberste Register am Schluß der großen Geschichtsbewegung stehen kann, die das Triumphbogenmosaik darstellt, obwohl die Ereignisse wie z.B. die Verkündigung den Anfang des Christentums bilden. Es geht darum zu zeigen, daß nach der Ablehnung des Heils durch die Juden und dessen Annahme durch die Heiden die durch Rom repräsentierte Kirche unmittelbar an das alte Israel, an den alten Bund anschließt. Ist es dann zu kühn zu behaupten, daß auf dem Triumphbogenmosaik der Weg von Jerusalem und Bethlehem als den Ausgangspunkten des Heils zum neuen Mittelpunkt der Heilsgeschichte, nach Rom, dargestellt ist? Und daß dieser neue Mittelpunkt der Heilsgeschichte in Petrus und seinen Nachfolgern konkret wird? Dieser Gedanke wird auch durch die Parallelität der Symbole im Thronbild und im untersten Register gestützt (vgl. Kemp, 171): Jerusalem und Bethlehem sind über und über mit Edelsteinen geschmückt, in den Eingangstoren hängt jeweils eine *crux gemmata*. Oben haben wir den edelsteinverzierten Thron, ebenfalls mit einer *crux gemmata*. Daß damit auch eine eschatologische Dimension angezeigt wird, ist klar. Aber diese Zukunft ist verbunden mit der Funktion Roms in der Gegenwart.

Aber nicht nur unter heilsgeschichtlichen Gesichtspunkten wird die Geschichte des römischen Reiches auf die Geschichte des Christentums bezogen. Wenn meine Deutung richtig ist, dann haben wir es beim Triumphbogenmosaik mit einem strikten Argumentationszusammenhang

zu tun. Dafür spricht auch der parallele, spiegelbildliche Aufbau der einzelnen Register. Diese sind Träger „thematischer Einheiten“ (Kemp, 175), „Teile einer Demonstration“ (Grabar bei Kemp, 179). Es wird nicht mit Typologien oder Personifikationen gearbeitet, sondern auf geschichtliche Ereignisse zurückgegriffen, die freilich nicht in ihrer historischen Abfolge präsentiert, sondern eben in eine Argumentation eingebunden werden.

Diese Bedeutung der Geschichte und der Umgang mit ihr sind kennzeichnend nicht nur für die römische Kultur, sondern auch für die westliche Theologie. Aus Zeitgründen kann ich das hier nicht näher ausführen und verweise nur auf ein markantes Beispiel: Nach der Sukzessionstheorie des Bischofs Irenaeus von Lyon hätten die Apostel ihren Lehrstuhl (*locus magisterii*) in den von ihnen gegründeten christlichen Gemeinden an die Bischöfe übergeben. Die Weitergabe der Wahrheit wird an die ununterbrochene Abfolge von Bischöfen geknüpft, d. h. – ich formuliere etwas überspitzt –: die Geschichte tritt zwischen Gott und die Menschen. Bischofslisten erhalten dadurch eine große Bedeutung – nicht nur im Sinne der Legitimation einzelner Amtsträger, sondern auch als Garanten dafür, daß in einer Gemeinde die rechte Lehre verkündet wird. Freilich, in der nachapostolischen Zeit gab es keine Bischöfe im späteren Sinn. Wie in unserem Mosaik handelt es sich bei Irenaeus um eine theologische Konstruktion, bei der aber darauf Wert gelegt wird, daß sie an die Geschichte zurückgebunden bleibt. Ein damit vergleichbares Gewicht der Geschichte läßt sich bei östlichen Theologen selten nachweisen.

Es sind also verschiedene Ebenen, auf denen das westliche Christentum das kulturelle Erbe Roms antrat: Neben dem Umgang mit der Geschichte gehören dazu das römische Amtsverständnis, die Übernahme imperialer Herrschafts- und Repräsentationsmittel und nicht zuletzt des von den Kaisern vertretenen universalen Herrschaftsanspruchs, der sich auch in unserem Mosaik manifestiert. Leo I. hat ihn im schon zitierten *sermo* 82,1 prägnant formuliert:

Durch den Stuhl des hl. Petrus wurdest du (Rom) das Haupt der Welt, ... durch die göttliche Religion solltest du die Herrschaft weiter ausbreiten als vordem durch weltliche Macht.

Per sacram beati Petri sedem caput orbis effecta, latius praesideres religione divina quam dominatione terrena.

Literatur

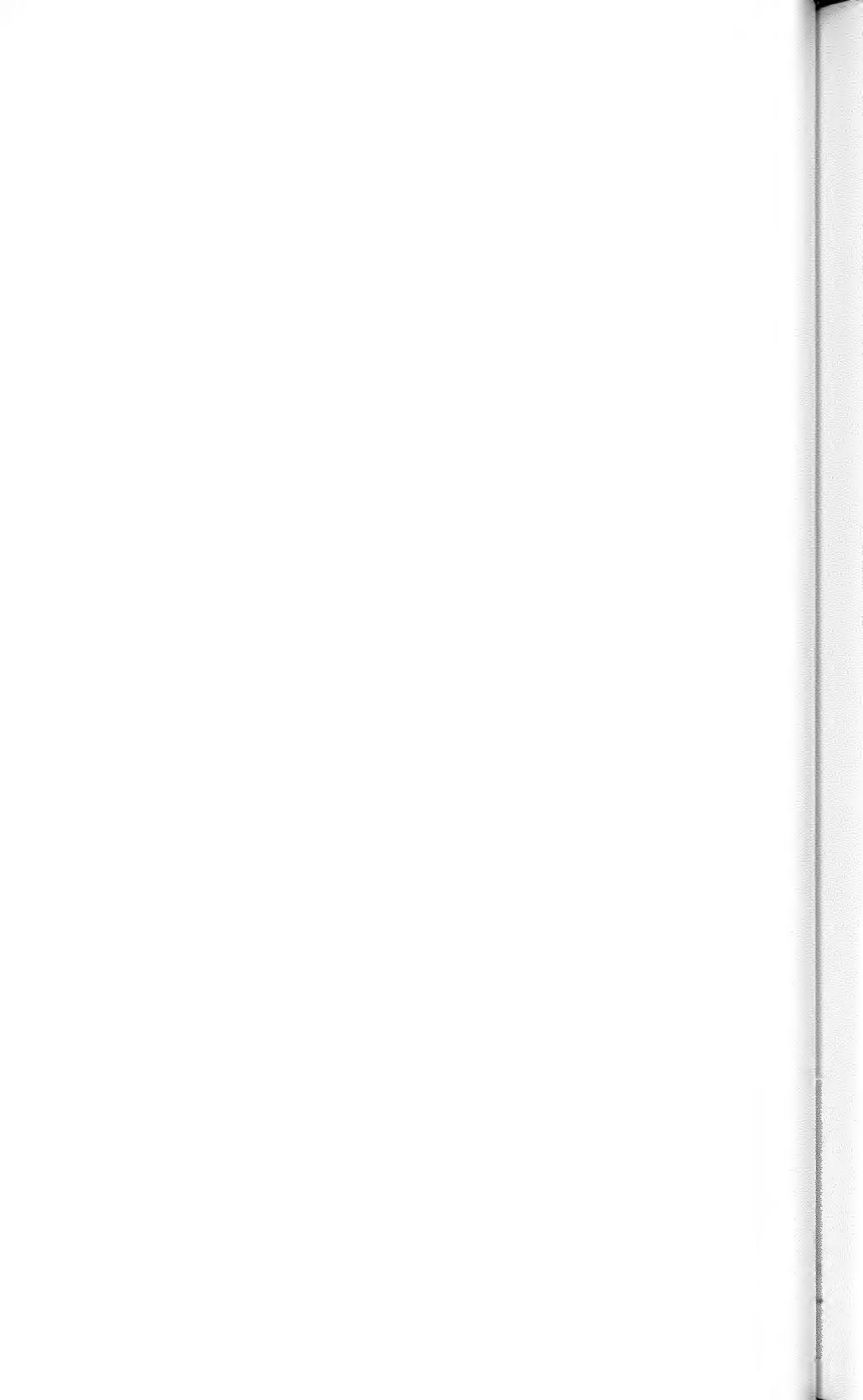
- B. Brenk, Die frühchristlichen Mosaiken in S. Maria Maggiore zu Rom (Wiesbaden 1975).
- J. Fried, Römische Erinnerung. Zu den Anfängen und frühen Wirkungen des christlichen Rommythos, in: Studien zur Geschichte des Mittelalters. J. Petersohn zum 65. Geburtstag, hrsg. von M. Thumser u. a. (Stuttgart 2000) 1–41.
- A. Grabar, L'empereur dans l'art byzantin (Paris 1936).
- E. Hennecke, W. Schneemelcher (Hrsg.), Neutestamentliche Apokryphen in dt. Übersetzung, 2 Bde. (Tübingen ⁵1987–89).
- W. Kemp, Christliche Kunst (München 1994).
- R. Krautheimer, The Architecture of Sixtus III: A Fifth-Century Renaissance, in: M. Meiss (Hrsg.), Essays in Honor of Erwin Panofsky (New York 1961) 291–302.
- P. Künzle, Per una visione organica dei mosaici antichi di S. Maria Maggiore, in: Rendiconti 34 (1961/2) 153–190.
- H. W. Parke, Sibyls and Sibylline Prophecy in Classical Antiquity (London, New York 1988).
- U. Schubert, Der politische Primatsanspruch des Papstes, dargestellt am Triumphbogenmosaik von Santa Maria Maggiore in Rom, in: Kairos, NF 13 (1971) 194–226.
- J. D. Sieger, Visual Metaphor as Theology: Leo the Great's Sermons on the Incarnation and the Arch Mosaics at S. Maria Maggiore, in: Gesta 26 (1987) 83–91.
- M.-B. von Stritzky, Zur Interpretation der „Darstellung Jesu im Tempel“ im Triumphbogen von Santa Maria Maggiore, in: RQ 75 (1980) 133–145.
- M.-L. Thérel, Une image de la Sibylle sur l'arc triomphal de Sainte-Marie-Majeure à Rome?, in: Cahiers archéologiques 12 (1962) 153–171.
- R. Warland, Templum Urbis und Sibylla. Die spätantike Romidee in den Triumphbogenmosaiken von S. Maria Maggiore in Rom, in: Nobilis Arte Manus, Festschr. zum 70. Geburtstag von Antje Middeldorf Kosegarten, hrsg. von B. Klein, H. Wolter-von dem Knesebeck (Dresden, Kassel 2002) 25–42.

Bildnachweise

- Nr. 1 Postkarte von D. Edi. T. s. r. l. Roma
- Nr. 2 H. Karpp, Die frühchristlichen und mittelalterlichen Mosaiken in Santa Maria Maggiore zu Rom, Baden-Baden, Verlag Bruno Grimm 1966. Tf. 27
- Nr. 3 Karpp Tf. 28
- Nr. 4 Karpp Tf. 26
- Nr. 5 J. Wilpert, W. N. Schumacher, Die römischen Mosaiken in kirchlichen Bauten vom IV.–XIII. Jahrhundert, Freiburg im Breisgau, Verlag Herder 1976. Tf. 67
- Nr. 6 Wilpert-Schumacher Tf. 61–63
- Nr. 7 Karpp Tf. 18
- Nr. 8 H. Delbrueck, Die Consulardiptychen und verwandte Denkmäler, Leipzig-Berlin, Verlag Walter de Gruyter 1929. Tf. 2
- Nr. 9 Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae VII/2, Zürich-München, Artemis-Verlag 1994; Gipsabguß Münzkabinett und Antikensammlung Stadt Winterthur. s. v. Sibylle Abb. 16
- Nr. 10 Karpp Tf. 13
- Nr. 11 Wilpert-Schumacher Tf. 51–53
- Nr. 12 Wilpert-Schumacher Tf. 51–52, Detail
- Nr. 13 Wilpert-Schumacher Tf. 58
- Nr. 14 Wilpert-Schumacher Tf. 54–55

- Nr. 15 Wilpert-Schumacher Tf. 56–57
Nr. 16 Wilpert-Schumacher Tf. 57, Detail
Nr. 17 Wilpert-Schumacher Tf. 68–70
Nr. 18 Karpp Tf. 1
Nr. 19 *J. P. C. Kent, B. Overbeck, K. U. Stylow*, Die römische Münze. Aufnahmen von M. Hirmer, München, Hirmer-Verlag 1973. Tf. 160, Nr. 738
Nr. 20 *Ch. R. Morey*, The Gold-Glass Collection of the Vatican Library, ed. by *G. Ferrari*, Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana 1959. 106

Kollegvorträge



Jan-Dirk Müller

Imaginäre Ordnungen und literarische Imaginationen um 1200

Der Titel meines Vortrags soll mehr als nur ein Wortspiel sein. Er zielt auf das Zentrum dessen, was ich in meinem Forschungsjahr am Historischen Kolleg an einer Reihe von Fallbeispielen aus der mittelhochdeutschen Epik um 1200 untersuchen will, eben das Verhältnis von literarischen Imaginationen und den außerliterarischen „gedachten Ordnungen“ einer historischen Epoche, der Zeit um 1200. Der Begriff „gedachte Ordnungen“ soll denjenigen des „Imaginären“ präzisieren, das oft ja mit „Wunschbildern“, „Phantasiewelten“, „Tagträumen“ und dergleichen assoziiert wird. Das ist hier nicht gemeint. „Imaginär“ sind nicht nur Phantasmen, die aus der gewöhnlichen Alltagswelt hinausführen, sondern im Gegenteil die Muster, in denen wir diese Alltagswelt erfahren, mental organisieren, mit denen wir sie zu beeinflussen suchen, sie zum Ziel unserer Erwartungen und Wünsche machen usw. Diese Muster steuern Verlauf, Struktur und Erwartung von Ereignissen und Geschehnissen. Sie sind keine Normen und haben nicht Gesetzeskraft, sie unterscheiden sich von diesen durch den geringeren Grad an Verbindlichkeit und Sanktionsmöglichkeit, aber sie sind faktisch wirksam. Sie haben nicht den Charakter von Institutionen, doch sind sie in einem weicheren Sinne „institutionalisiert“. Sie prägen alle Arten sozialer Interaktion.

Der Versuch, literarische Fiktionen, also das Ergebnis literarischer Imagination, auf solche imaginären Ordnungen, die imaginären Ordnungen der Zeit ihrer Entstehung, zu beziehen, versteht sich als Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion um das Verhältnis der Literaturwissenschaft zu den übrigen Kulturwissenschaften. Er will wenigstens ein kleines Stück jene Kluft zu verringern suchen, die in Erich Köhlers 50 Jahre altem Buchtitel „Ideal und Wirklichkeit der höfischen Epik“ formuliert ist und die in den vielen späteren Konfrontationen von literarischem Entwurf und sogenannter historischer Wirklichkeit wiederkehrt, manchmal immer noch gefaßt in die Dichotomie „Ideal“ (= Literatur) und „Wirklichkeit“ (= historische Faktizität). In gewisser Weise arbeitet der Ver-

sich am Projekt einer Sozialgeschichte der Literatur weiter, einer Sozialgeschichte freilich, die nicht, wie in den 1970er Jahren, anderwärts eruierte soziale Strukturen (z.B. die Klassenverhältnisse oder, auf das Mittelalter bezogen, das Verhältnis von altem Adel und Ministerialität) in literarischen Texten wiederzufinden trachtet und die literarischen Texte dann als Ausdruck der jeweiligen Gruppenideologie und -interessen interpretiert. Gegenüber den oft reduktionistischen Versuchen damals ist an der ästhetischen Verfaßtheit literarischer Texte festzuhalten, ihrer Besonderheit gegenüber allen anderen Texten, und „Sozialgeschichte“ darf nicht in dem engen Sinne einer Geschichte von Gesellschaftsstrukturen, sozialen Positionen und Auseinandersetzungen und dergleichen begriffen werden, erst recht nicht auf Produktionsverhältnisse und Produktivkräfte reduziert, sondern umfaßt möglichst alle Sphären alltäglichen Handelns und Sich-Verhaltens, Denkens, Fühlens und Wünschens, die ja auch Teil der historischen Wirklichkeit sind. In diesem Sinne scheinen mir die neueren kulturwissenschaftlichen Ansätze sinnvoll, als eine Fortsetzung der Versuche, literarische Texte in ihren weiteren Kontexten zu verstehen, nicht aber, sofern sie sämtliche Texttypen und Zeichenordnungen zu einem und nur einem „kulturellen Text“ nivellieren.

Ich konzentriere mich hauptsächlich auf narrative Muster und zwar innerhalb und außerhalb literarischer Erzählungen und suche beider Verhältnis zueinander zu bestimmen. Literaturwissenschaftler betrachten Narration zumeist als Gegenstand der Literaturwissenschaft. Auch ein großer Teil der narratologischen Erforschung der Historiographie orientiert sich mehr oder minder explizit am Modell literarischen Erzählens, indem z.B. der fiktionale Anteil jedweder historiographischer Darstellung herausgearbeitet wird¹. Doch kommen in jedem Erzählten vorliterarische Erzählmuster ins Spiel, in denen die erfahrene oder überlieferte Realität angeeignet wird. Sie basieren auf einer Alltagserfahrung, die immer auch narrativ organisiert ist. Deren narrative Muster wurden von der narrativen Psychologie untersucht, die „Erzählen“ als eine kognitive Leistung erkannt hat. „Die Erzählung ist vor allem ein kognitiver Vor-

¹ So vor allem in den Arbeiten von Hayden White (z.B. *Hayden White, The Historical Text as Literary Artifact* (1974), in: *ders., Tropics of Discourse. Essays in Cultural Criticism* (Baltimore, London 1978) 81–100). Die an ihn anknüpfende Diskussion wirft ihm eben dies vor: die Verwischung zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten. – Die genauere Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschung ist der theoretischen Grundlegung des geplanten Buches „Kulturmuster – Erzählmuster: Geschichten vom Ich“ (Arbeitstitel) vorbehalten.

gang, der dem Verstehen dient, indem er Ereignisse und Geschehnisse in ‚Bedeutungsrahmen‘ plaziert.“² Im Zentrum der einschlägigen psychologischen Forschungen stehen allerdings in der Regel narrative Aneignungsmuster der zeitgenössischen Kultur³, zu denen u. a. auch die Ausbildung eines „Geschichtsbewußtseins“ mittels des Erzählens von Geschichten gehört. Historische Formen narrativer Strukturierung liegen dagegen im allgemeinen außerhalb des Interesses. Offenkundig unterliegen aber narrative Aneignungsmuster historischem Wandel. Selbst wenn man die Ausbildung der Fähigkeit, Geschichten zu erzählen und sich auf diese Weise mit „Welt“ auseinanderzusetzen, als ein anthropologisches Universale betrachten muß, sind die konkreten Ausformungen solchen Erzählens, seine „Plots“ und „Begriffe“, immer kulturspezifisch. „Bedeutungstiftende, interpretative Plots werden aus einem Repertoire von Geschichten ausgewählt und angepaßt, das in der Kultur, zu der eine Person gehört, zur Verfügung steht.“⁴ Die Psychologie ist an solchen „Plots“ als Voraussetzung von Alltagshandlungen und -erwartungen interessiert. Schon in der Alltagswelt freilich läßt jeder „Plot“ eine Vielfalt von Variationen zu, so daß es sich also um – nach Regeln und in einem gegebenen Rahmen – variable Strukturen handelt: „Dabei mag jemand einfach die Rolle akzeptieren, die ihm durch jenen Plot zugewiesen wird [...] oder er mag den zugewiesenen Plot überarbeiten oder umgestalten und so eine neuartige personale Identität begründen.“⁵ In der Literatur vergrößert sich dieser Variationsspielraum immens, weil literarische Texte mehr oder weniger von Realitätsbedingungen und Referenzbezügen abstrahieren können. Trotzdem verarbeiten auch literarische Texte historisch spezifische „Plots“. Diese können ausgeformt sein (wie z. B. Gattungsmuster) – mit diesen hat sich die Literaturgeschichte vor allem befaßt –, sie können aber auch alltagsweltlich wirksame bloße Skizzen von Verlaufshypothesen, Abläufen und Problemkonstellationen sein. Solche Plots eröffnen Spielräume für literarische Fiktionen, schließen dabei bestimmte Möglichkeiten aus, machen andere wahrscheinlich und lassen eine kaum überschaubare Menge von Besetzungen zu. Auf die Verarbeitungen derartiger narrativer Grundmuster, Verarbeitungen, die

² Donald E. Polkinghorne, Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven, in: Jürgen Straub (Hrsg.), Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität I (stw 1402, Frankfurt a. M. 1998) 12–45, hier 17.

³ Das ist schon an den dominierenden Beispielen wie Restaurantbesuch, Kaufen im Supermarkt und dgl. ablesbar.

⁴ Polkinghorne, (wie Anm. 2) 26.

⁵ Ebd.

untereinander „Familienähnlichkeit“ aufweisen, möchte ich meine Aufmerksamkeit richten, nicht also auf einzelne Werke, sondern auf das, was Teile von diesen mit Teilen anderer Werke und dem kulturellen „Haushalt“ einer historischen Epoche verbindet.

Mit einem solchen Programm gerät man leicht zwischen alle Stühle. Die Literaturwissenschaftler werden sagen, daß die hier vorgeschlagene Lektüre einzelner Teilstrukturen von Erzähltexten deren Zusammenhang auflöst und so ihre Aussage-Intention verfehlt; die Historiker werden nach der quellenmäßigen Dokumentation der hier analysierten „Muster“ fragen; die Soziologen werden die breite empirische Basis vermissen, und so wird das weitergehen. Daher bedarf es einiger theoretischer und vor allem terminologischer Vorüberlegungen. Sie will ich in einem ersten Teil anstellen. Ein zweiter wird ein Beispiel für eine sehr schlichte und direkte Umsetzung eines verbreiteten narrativen Musters in einem Heldenepos vorstellen. In einem dritten Teil soll dann kurz an zwei Texten gezeigt werden, wie literarische Texte mit solchen Mustern spielen und sie variieren können.

Literarischer Text und kulturelle Muster

Zum ersten Punkt: Es fällt schwer, den genauen Ort des Vorhabens zu bestimmen. Vielleicht ließe er sich am ehesten in einer Historischen Anthropologie lokalisieren, die nach Status und Funktion literarischer Texte in unterschiedlichen historischen Epochen fragt. Das erscheint manchen als eine Todsünde: Man hört schon die anklagenden Worte, daß literarische Texte hier nur als „Steinbruch“ für historische Erkenntnis benutzt würden, daß der poetische Zusammenhang, in dem die Texte stehen, ausgeblendet werde und daß die besondere Leistung von Literatur eingeblendet werde. Bedenken dieser Art wären berechtigt, wenn sie denn das vorgeschlagene Verfahren treffen würden. Aber es geht überhaupt nicht darum, aus literarischen Texten irgendwelche Handlungsschemata, Gesellschaftsstereotype, Verlaufsmuster, Habitus, Denkgewohnheiten, Weltbilder und dergleichen zu destillieren (und diese dann vielleicht sogar wieder als Bezugsrahmen literarischer Texte zu behaupten). Vielmehr stelle ich mir die Frage, ob und wie literarische Imaginationen mit dem gesellschaftlich Imaginären zusammenhängen.

Mein Ausgangspunkt war ursprünglich eine ganz schlichte literaturgeschichtliche Frage, die sich der Literarhistoriker freilich nur selten stellt: wie es nämlich kommt, daß bestimmte Motive, Themen, Erzählmuster

nur eine Zeit lang literarisch produktiv sind und dann weitgehend aus dem Spektrum der Literatur (oft auch allgemeiner aus der öffentlichen Diskussion) verschwinden. Diese Beobachtung scheint trivial und fand bisher entsprechend geringe Aufmerksamkeit. So weiß der professionell mit der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts Beschäftigte, daß es damals besonders viele Romane mit Ehebruchsthematik gab, im Gegensatz zum 17. und 18. Jahrhundert, aber auch zum 20., in dem das Thema eher in den Bereich der Trivialliteratur abgedrängt ist. Die wissenschaftliche Arbeit gilt nicht solch einem globalen Phänomen, sondern den besonderen literarischen Konfigurierungen und poetischen Umsetzungen des Themas. Offenbar hat es eine Zeit lang eine besondere Potenz, die es erlaubt, daran komplexeste poetologische, narratologische, diskursive, wissenschaftsgeschichtliche, anthropologische, gesellschaftliche Konstellationen anzuschließen und von ihm aus Welt und Gesellschaft insgesamt zu entfalten. Dies wiederum erklärt, daß so viele und sehr unterschiedliche literarische Entwürfe von ihm ausgehen. Natürlich lassen die Großen, etwa Goethe, Flaubert oder Tolstoi – um nur drei Namen zu nennen –, den thematischen Ausgangspunkt des Ehebruchs weit hinter sich, trotzdem teilen sie ihn mit vielen minderen zeitgenössischen Autoren, die auch auf ihre Art sein Potential auszubeuten trachten, selbst wenn sie in weit geringerem Umfang seine Welt- und Problemhaltigkeit erschließen. Dagegen verbindet sich diese Welt- und Problemhaltigkeit offenbar in anderen literarischen Epochen eher mit anderen Themen.

So hat die Mediävistik das sogenannte Brautwerbungsschema⁶ – von ihm wird später noch die Rede sein – als Basisstruktur vieler mittelalterlicher Erzählungen erkannt, sich aber kaum je gefragt, wie es kommt, daß seit dem Spätmittelalter so gut wie kein anspruchsvoller Text mehr auf diesem Schema beruht. Natürlich gibt es weiter Werbungen um eine Frau, auch Liebe aus der Ferne, nicht aber Brautwerbungen mit der Personenkonstellation und dem Handlungsverlauf (wie variabel beides im Einzelfall auch gewesen sein mag), den man als „Brautwerbungsschema“ herausgearbeitet hat. Das Gleiche gilt von anderen Konstellationen. So hat man nie untersucht, warum bei Hartmann von Aue oder

⁶ Es ist ubiquitär, wenn man es ganz allgemein faßt als Liebe zu und Werbung um eine[r] fernen Frau. Hier interessiert jedoch nur seine spezifisch mittelalterliche Ausprägung in der vollständigen Form, die Schmid-Cadalbert analysiert hat (*Christian Schmid-Cadalbert, Der Ortnit AW als Brautwerbungsdichtung. Ein Beitrag zum Verständnis mittelhochdeutscher Schemaliteratur* [Bibliotheca Germanica 28, Bern 1985]), nicht das sehr unspezifische Erzählmotiv, daß jemand sich aufmacht, um eine Frau zu werben, von der er nur gehört hat.

Wirnt von Gravenberg die Fragen der Helden, wer sie eigentlich sind, in der jeweils erzählten Form in einer neuzeitlichen Erzählung undenkbar wären, und dies, obwohl Identitätsproblematik und -krisen zu den häufigsten Erzählmotiven der neueren Literatur gehören. Warum gibt es Geschichten von Liebeszauber und Liebestränken irgendwann nur noch in der Folklore? Weil man nicht mehr so abergläubisch ist? Warum nimmt der Rückzug von der Welt – eine auch in neuerer Literatur beliebte Perspektive – nicht mehr die Gestalt des *moniage* an, der Mönchswerdung des Helden? Weil es nicht mehr so viele Mönche gibt?

Solche Fragen an literarische Texte wollen diese nicht zur Rekonstruktion einer historischen Mentalität ausbeuten, sondern gerade umgekehrt untersuchen, welche Mentalität oder enger: welche Erfahrungs- und Wirklichkeitsmodelle man voraussetzen muß, um eine bestimmte literarische Problemkonstellation und ihre Beliebtheit in einer bestimmten Zeit zu verstehen. Natürlich bilden in der Regel literarische Konstellationen alltägliche Erfahrungs- und Wirklichkeitsmodelle nicht einfach ab, aber sie können ihre Alternativen durchspielen, sie aporetisch zuspitzen, emphatisch bestätigen; sie führen konkurrierende Muster gegeneinander, kritisieren oder subvertieren sie – und was der Möglichkeiten mehr sind. Dies alles geschieht aber immer vor dem Hintergrund eines nicht problematisierten Konsenses darüber, was als gewöhnlich, was als richtig, was als erstrebenswert anzusehen sei. Zur Erkenntnis des literarischen Textes trägt der Rekurs auf solche Muster also im wesentlichen zwar nur Voraussetzungen bei, doch sind die literarischen Texte in ihrer historischen Spezifik zuallererst vor dem Hintergrund solcher Voraussetzungen erkennbar.

Mit „Modell“ oder „Muster“ ist also eine Struktur gemeint, in der alltäglicherweise Welt erfahren und angeeignet wird, die aber auch Entwürfe fiktiver Welten prägt und den Verlauf fiktionaler Erzählungen steuert. Vielleicht sind die Begriffe „Modell“ und „Muster“ zu eng, denn der Grad an struktureller Verfestigung ist sehr unterschiedlich. Eher handelt es sich, zumal in der Alltagswelt, um Punkte der Faszination oder Beunruhigung, die Geschichten generieren, und um vage Vorstellungen, nach denen man sich den Ablauf solcher Geschichten denkt. Der Ausgangskomplex muß nicht narrativ organisiert sein; es kann sich auch um ein diffuses Konglomerat aus weltanschaulichen Annahmen, Normen, Problemen, Personenkonstellationen, Verhaltenserwartungen und dergleichen handeln, wie sie sich – um ein Beispiel zu nennen – in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts um das Phänomen der *milte* anlagern; *milte* scheint eine Art Besprechungszwang auszuüben, als generatives Prinzip

für unterschiedliche Erzählungen zu fungieren, einen Spielraum zu öffnen, in dem seine Regeln, Möglichkeiten, Widersprüche und Aporien narrativ ausspekuliert werden können, und zwar nach bestimmten zeit-typischen Verlaufserwartungen.

Selbstverständlich ist der Abstand zwischen den Konstellationen in literarischen Texten und dem, was Soziologie, Ethnologie und kognitive Psychologie als solche Konglomerate untersuchen, beträchtlich. Selbst wo sie deutlicher strukturiert sind, handelt es sich dort im Vergleich zu literarischen Konstellationen um relativ basale Muster, einsträngige Handlungszüge, eindeutig definierte Situationsschemata oder auch vage Themenkomplexe. Soweit sie ansatzweise narrativ organisiert sind, spricht die kognitive Psychologie von „Proto- und Pränarrativen“, die das Alltagsverhalten steuern, und unterscheidet sie von „vollausgebildeten Erzählungen“⁷. Die „vollausgebildete Erzählung“ ist über solch ein Proto- oder Pränarrativ mit anderen Erzählungen durch eine „Familienähnlichkeit“ verbunden. Bei den „vollausgebildeten Erzählungen“ im Sinne der kognitiven Psychologie, die solche Prä- und Protonarrativen zu strukturierten Geschichten mit Anfang und Ende vervollständigen, handelt es sich, aus der Perspektive der Literaturwissenschaft, immer noch um sogenannte „Einfache Formen“, wie sie z. B. in der Folklore vorliegen⁸. Der Weg von ihnen zur komplexeren schriftsprachlichen Erzählung und von ihr zu dem besonderen Typus des fiktionalen literarischen Textes ist noch einmal sehr weit. So sind jene von der kognitiven Psychologie eruierten „Scripts“ mit ihren Prä- und Protonarrativen nicht direkt mit narrativen Mustern in der Literatur zu vergleichen, und Ähnliches gilt von der Ethnologie (soweit sie sich auf die „Einfachen Formen“ von „folktales“ stützt) wie für die Soziologie (wenn sie sich mit Stereotypen, mit durchschnittlichen, große Zahlen zusammenfassenden „patterns“ befaßt).

Eine weitere Komplikation kommt hinzu. Hinter literarischen Texten stehen in der Regel mehrere und voneinander unterschiedene Muster – Muster von Handlungsabläufen, Muster von Sozialbeziehungen, Muster von Personenkonstellationen –, die man als Matrices der riskanteren, komplexeren, voraussetzungsreicheren Inszenierungen der Literatur

⁷ Polkinghorne, (wie Anm. 2) 21.

⁸ Grundlegend André Jolles, *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen* (1930, Tübingen ⁴1968); vgl. *Erzählen im Alltag*, hrsg. v. Konrad Ehlich (Frankfurt a. M. 1980). Die neuere linguistische Literatur verzeichnet Konrad Ehlich, *Alltagserzählungen*, in: *Reallexikon der Literaturwissenschaft I* (Berlin, New York 1995) 49–53.

voraussetzen muß. Wenn man nur einzelne von ihnen untersucht, wird man also immer nur Teilaspekte erfassen können. Das ist kein Einwand gegen den Untersuchungsansatz, auch wenn zu wünschen ist, daß derartige Teilaspekte in einem weiteren Schritt in umfassendere Deutungen integriert werden. Trotzdem ist die Untersuchung sinnvoll und notwendig, weil damit eben die historisch spezifischen Familienähnlichkeiten erfaßt werden können, die das komplexe literarische Einzelwerk mit anderen literarischen Werken oder außerliterarischen Narrativen verbinden.

Im übrigen ist ein solcher Ansatz keineswegs völlig neu. So ist das im Titel des Vortrags erwähnte „Imaginäre“ – oder ein Teilaspekt davon – Gegenstand eines Buchs von Georges Duby gewesen. Seine Untersuchung über die „drei Ordnungen“ der mittelalterlichen Gesellschaft hat den Untertitel „L'imaginaire médiéval“, von der deutschen Übersetzerin ungenau mit „Das Weltbild des Mittelalters“ wiedergegeben⁹. „L'imaginaire“ ist nämlich viel mehr als „Weltbild“, es meint eine Orientierung der Gesellschaft, die ihr Denken und Fühlen prägt, ihre Vorstellungen vom Lauf der Welt, von dem, was richtig und was falsch, was wahr und was gelogen, was gut und was böse ist; es bestimmt die sozialen und politischen Ordnungen, das Handeln und den Habitus. Als ein solches „Imaginäres“ betrachtete Duby die Drei-Stände-Ordnung, die zwischen Frühmittelalter und Französischer Revolution bei der Beschreibung von Gesellschaft vorausgesetzt wurde, obwohl das Modell zu keiner Zeit ein zureichendes Beschreibungsmuster für die vielfältigen sozialen, rechtlichen, individuellen Abstufungen der mittelalterlichen Gesellschaft war.

Mit „l'imaginaire“ brachte die Schule der „Annales“ ihr Bemühen um mittelalterliche Mentalitäten auf den Begriff¹⁰. Der Mentalitätsforschung war immer wieder vorgeworfen worden, daß sie zu viel auf einmal wolle, im Mentalitätsbegriff ganz unterschiedliche Phänomene zusammengeschlossen würden – von Gefühlen und Sinneswahrnehmungen über Denkklišees und Annahmen über den Weltlauf bis zu Glaubensinhalten und philosophischen Lehren, von Alltagspraxis über stereotype Verhaltensmuster bis zu Rechtspraktiken, von technischen und medialen Bedingungen über Verteilungssysteme bis zu öffentlicher Mei-

⁹ Georges Duby, Die drei Ordnungen. Das Weltbild des Feudalismus, übers. v. Grete Osterwald (1978, Frankfurt a. M. 1981).

¹⁰ Zur Bedeutung des Ansatzes Oexle; vgl. Jan-Dirk Müller, Aporien und Perspektiven einer Sozialgeschichte der Literatur. Zu einigen neueren Forschungsansätzen, in: Kontroversen. Alte und neue Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses Göttingen 1985, Bd. 11 (Tübingen 1986) 56–66.

nung usw. usw. Unter dem Dach der Schule fand deshalb von der Statistik bis zur Geistesgeschichte, von der Alltagsgeschichte bis zur Geschichte der Denksysteme, von der Medienanalyse bis zur Geschichte des Körpers irgendwie alles seinen Platz. Der Begriff des Imaginären könnte als Ausdruck dieser Verlegenheit mißverstanden werden; er scheint hinreichend vage, um dies alles abzudecken. Was Duby aber tatsächlich untersuchte, war eine begrenzte Struktur, eine jener „gedachten Ordnungen“, in denen historische Wirklichkeit, in diesem Fall „Gesellschaft“ *tout court*, mental organisiert wird. Insofern nimmt sein Begriff des Imaginären das theoretische Konzept der Mentalitätsgeschichte auf, spezifiziert es aber für einen bestimmten Aspekt und konkretisiert es an einer bestimmten Konstellation.

Bei Duby ist der Begriff des Imaginären nicht terminologisch (was die mißglückte deutsche Übersetzung erklären dürfte). Terminologisch ist er dagegen bei Castoriadis¹¹. Castoriadis betrachtet das Imaginäre als gesellschaftliche Institution. Castoriadis spricht von einem „Magma“¹², womit er die Vielgestaltigkeit und Nicht-Systematisierbarkeit des gesellschaftlich Imaginären meint. Die Metapher „Magma“ ist aus globaler Perspektive gewiß angemessen, ist aber für konkrete Untersuchungen schwer operationalisierbar, denn das Imaginäre ist eben – wie nicht zuletzt Castoriadis selbst zeigt – keine unterscheidungslose, dauernd sich transformierende Masse, sondern zwar nicht als Gesamtstruktur beschreibbar, wohl aber aus vielerlei, untereinander überwiegend unbestimmten Teilstrukturen sich konstituierend¹³. Die Erforschung solcher Teilstrukturen (von denen wieder nur ein Teil narrativ ist) steckt noch in den Anfängen. Diejenigen, die Castoriadis skizziert, sind insgesamt wohl weniger durchgeformt, offener, fragmentarischer als die Strukturen eines literarischen Textes. Vor allem aber handelt es sich um sehr großräumige Phänomene, die die Instituierung einer Gesellschaft insgesamt betreffen und daher auch literarischen Texten vorausliegen. Insofern ist auch hier der Abstand zwischen gesellschaftlich Imaginärem im Sinne von Castoriadis und konkreter literarischer Imagination sehr groß. Trotzdem ist damit ein Rahmen gesetzt, in den sich die weit kleinräumigere und bescheidenere Untersuchung einfügen kann.

Am ehesten anknüpfen könnte sie an einige neuere geschichtswissenschaftliche Arbeiten, die am politischen Handeln im Frühmittelalter ela-

¹¹ *Cornelius Castoriadis*, Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie. Übersetzt von Horst Brühmann (franz. 1975, stw 867, Frankfurt a. M. 21997).

¹² Ebd. 310; vgl. 385, 398, 408 f. u. ö.

¹³ Ebd. 245 f.

borierte Strukturen mittlerer Reichweite analysiert haben, die historische Geschehnisse entweder tatsächlich formten oder zumindest die Weise, in der sie abgelaufen sein sollten, programmatisch entwarfen. Vor allem die von Althoff¹⁴ initiierte Ritualforschung hat Verlaufstypen herausgearbeitet, die nicht unbedingt den faktischen Abläufen entsprechen, doch Muster für sie bereitstellen. Die Abkehr eines Teils der historischen Forschung von einem faktizistischen oder eng institutionenbezogenen Geschichtsverständnis hat die Bedeutung solch virtueller Verlaufsmuster ins Bewußtsein gerückt. Die Frage, „wie es gewesen ist“ (geschweige „eigentlich gewesen“) tritt hinter der Frage zurück, wie man sich etwas dachte, wie man es für möglich, wahrscheinlich oder angemessen hielt. Über einen als unzuverlässig verschrieenen frühmittelalterlichen Geschichtsschreiber hat man kürzlich bemerkt, daß die von ihm geschilderten Verhaltensweisen „weniger als Reflex des tatsächlichen Verhaltens zu verstehen [seien], denn als Niederschlag der Vorstellungen, die man sich damals vom politischen Handeln machte. Inwieweit diese Vorstellungen nun der Realität entsprachen, sei dahingestellt, sie verweisen in jedem Fall auf das, was man für möglich hielt und was von daher auf das Verhalten der Akteure und mithin auf die Wirklichkeit Einfluß nahm.“¹⁵ Historiographische Texte geben primär darüber Auskunft. Sie sind selbstverständlich auf Fakten bezogen, aber sie organisieren sie immer zu bestimmten Verläufen und interpretieren sie immer in bestimmten Sinnzusammenhängen. In dieser Hinsicht stellen sie die Wirklichkeit, von der sie berichten, zuallererst her, geben ihr ihre konkrete Gestalt, sind also nicht „Ausdruck“ von etwas Vorhandenem¹⁶. Dies hat zur Folge, daß die Analyse von literarischen und historiographischen Texten ein Stück weit parallel geht. Zwischen faktualen und fiktionalen Texten muß zwar weiterhin unterschieden werden, aber auch die ersteren sind in gewissem Umfang Konstrukte; sie strukturieren zuallererst die Realität, auf die sie sich beziehen. Solche Konstrukte folgen wie fiktionale Texte bestimmten Mustern, die beiden haben einen Teil dieser Muster gemeinsam. Diese gehören zum „outillage mental“ einer Epoche. Damit eröffnet sich ein gemeinsames Untersuchungsfeld für Historiker und Litera-

¹⁴ Zusammengefaßt in *Gerd Althoff*, Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde (Darmstadt 1997).

¹⁵ *Hermann Kamp*, Die Macht der Zeichen und Gesten. Öffentliches Verhalten bei Dudo von St. Quentin, in: *Gerd Althoff* (Hrsg.), Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter (Vorträge und Forschungen LI, Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Stuttgart 2001) 125–155; hier 128 f.

¹⁶ *Timothy Reuter*, Velle sibi in forma hac. Symbolisches Handeln im Becketstreit, in: *Althoff*, (wie Anm. 15) 201–225; hier 214.

turwissenschaftler: Was Historiker als Mittel der Aneignung und Strukturierung von Realität beschreiben, das beschreiben Literarhistoriker als Rahmen literarischer Fiktionen. Die Muster sind nicht identisch, aber miteinander verwandt.

Differenzen liegen auf der Hand: Im einen Fall setzen narrative Strukturierungen an Elementen der Erfahrung historischer Praxis an und konstituieren diese sinnhaft. Das ist nicht so zu denken, als sei zunächst ein „Erfahrungsmaterial“ vorhanden, das „nachträglich“ in eine sinnhafte Ordnung gebracht würde. Vielmehr ist das, was überhaupt Gegenstand von Erfahrung werden kann, immer schon, wie rudimentär auch immer, strukturiert. Castoriadis spricht hier von „Anlehnung“: Überzeitliche anthropologische Bedingungen wie konkrete historische Praxis sind immer schon durch imaginäre Überformung strukturiert, während umgekehrt solche Strukturierungen nie beliebig, sondern immer Strukturierungen von etwas sind, sich „an etwas anlehnen“¹⁷. Das ist bei literarischen Texten anders: Sie greifen solche Strukturierungen auf, bedürfen aber in geringerem Maße und nur in bestimmten Hinsichten der „Anlehnung“¹⁸ und können sich damit mehr oder weniger weit von den historisch gegebenen Möglichkeiten entfernen.

Alltagsweltlich in einer Kultur vorhandene Muster narrativer Strukturierung und historische Problemfigurationen, nach denen historische Berichte verfaßt sind, einerseits und in derselben Kultur verfügbare Muster der Generierung und Strukturierung fiktionaler Geschichten andererseits stehen in Zusammenhang. Erzählmuster werden nicht im luftleeren Raum und freihändig erfunden, sondern nehmen Bezug auf zeitgenössisch relevante Kulturmuster. Mit „Bezug nehmen auf“ ist bewußt eine möglichst allgemeine Relation gesetzt. Innerhalb dieser Relation sind Differenzen möglich; es sind engere und weitere Abhängigkeitsverhältnisse denkbar, angefangen von bloßer Abbildung, über Kritik, Verkehrung, Entproblematisierung bis hin zur bloßen Anspielung. Die Ähnlichkeit kann also stärker oder schwächer ausgeprägt sein. Die Verwandtschaft der beiden Sinnbildungstypen vorauszusetzen, bedeutet also nicht, naiv den einen auf den anderen zu reduzieren.

Kulturmuster wie Erzählmuster enthalten überzeitliche Elemente

¹⁷ Castoriadis erläutert diesen Begriff am Verhältnis von Natur und Gesellschaft (wie Anm. 12) 385–398, vgl. bes. 392f.; „[...] Ebenso kann eine Naturtatsache eine Institution dieser oder jener Bedeutung stützen oder anregen. Aber ein Abgrund trennt eine solche Stütze oder Anregung von einer notwendigen oder hinreichenden Bedingung.“ (S. 386).

¹⁸ Daß sie wegen ihres fiktionalen Status ihrer überhaupt nicht bedürfen, ist eine zur Selbstlegitimation erfundene Behauptung der Literaturwissenschaft.

ebenso wie zeitspezifische, Elemente von längerer und von kürzerer Dauer. Sie haben also eine unterschiedlich ausgedehnte, doch historisch begrenzte Reichweite. Sie lassen sich weder systematisieren noch hierarchisieren, und ihre Anzahl in einer bestimmten Kultur dürfte unübersehbar sein. „Muster“ meint daher beide Male eine Konstruktion, die aus einer Fülle von Elementen und Abläufen bestimmte rekurrente heraushebt und als eine Ordnung beschreibt. Diese Ordnung existiert überdies nie rein, sondern nur in einer Reihe von Transformationen. Man kann sie also nicht einfach, wie eine sozialgeschichtlich interessierte Literaturgeschichtsschreibung lange Zeit glaubte, von der Geschichtsschreibung als „objektive“ Realität übernehmen, sondern muß sie als Metastruktur einer Serie ähnlicher Phänomene rekonstruieren. Literarisch produktiv werden Kulturmuster nur, weil sie zum Imaginären der jeweiligen historischen Gesellschaften gehören.

Kulturmuster basieren auf Alltagsroutinen, die in den meisten Fällen überhaupt nicht ins Bewußtsein derer vordringen, die sie benutzen, und die deshalb, wenn sie nicht eigens von der Wissenschaft thematisiert werden, meist implizit bleiben. Bezogen auf eine historische Epoche würde sich damit die Aufgabe stellen, solche Routinen aus möglichst allen zugänglichen Quellen zu rekonstruieren, ein riesiges Projekt, das, sollte es überhaupt durchführbar sein, vermutlich keine so spezifischen und differenzierten Muster herausarbeiten könnte, daß sie als Bezugsgröße für literarische Erzählmuster aussagekräftig wären. Auch ist an den Abstand zwischen den verschiedenen Typen rudimentärer bzw. ausgebildeter nicht-literarischer sowie literarischer Narrative zu erinnern. So soll ein anderes Verfahren erprobt werden: Ausgangspunkt sollen rekurrente Konstellationen, Problem- und Handlungskerne, in einer historisch begrenzten literarischen Gattung sein. (Von Fall zu Fall zu verifizierende) Hypothese ist, daß diese Problem- und Handlungskerne sich aus spezifischen historischen Erfahrungen speisen. „Konstellation“ meint dabei die bestimmte Strukturierung bestimmter Inhalte. Solche Konstellationen müssen verhältnismäßig abstrakt und formalisiert gefaßt werden, damit sie als unterschiedliche literarische Realisationen gemeinsam gelten dürfen. Es handelt es sich also um Vereinfachungen in heuristischer Absicht. Die Untersuchungen zum Brautwerbungsschema zeigen, daß die Forschung solche idealtypischen Vereinfachungen mit Gewinn vornimmt. Ihre Plausibilität hängt von ihrem Erschließungspotential ab. Mit Hilfe derartiger heuristischer Modelle kann man eine große Zahl von Einzelphänomenen als Transformationen eines sie allesamt generierenden Prinzips erkennen.

Dabei ist zu beachten, daß mit der Ausbildung eines relativ selbständigen Systems Literatur die Selbstbezüglichkeit literarischer Texte zunimmt und mithin der Bezug auf Alltagswelten und ihre Kulturmuster gelockert werden kann. Ein bekanntes Beispiel ist die Sizilianische Dichterschule um Kaiser Friedrich II., in der Liebespoesie primär ein exklusives Spiel einer exklusiven Gesellschaft ist, bei dem der Bezug auf eine spezifisch höfische Lebensform in den Hintergrund tritt, so daß die praktische Dimension eines höfischen Frauendienstes an Bedeutung verliert oder sogar ganz verschwindet¹⁹. Hier gewinnt die Literatur den Charakter einer relativ selbständigen Institution und die Transformation literarischer Muster erfolgt primär nach den Regeln eines selbstreferentiellen Spiels. Die Muster folgen den Regeln dieses Spiels. Derartige Institutionalisierungsprozesse sind nicht nur unter den Bedingungen der sogenannten Autonomieperiode denkbar²⁰.

Umgekehrt können einmal erfolgreiche Muster noch wiederverwendet werden, nur weil sie erfolgreich waren und nicht weil sie noch einen historisch relevanten Problemgehalt enthalten. Das gilt vor allem für die Trivilliteratur, die sich unter Marktbedingungen zu behaupten hat und daher Erfolgchancen zu optimieren trachtet. Hier können, wie sich jeder Liebhaber geschriebener oder verfilmter Soaps überzeugen kann, Muster fortleben, die sich aus anspruchsvolleren Texten längst verabschiedet haben, weil sie offenbar als banal angesehen werden. Der Banalitätsverdacht richtet sich zum einen gegen den Mangel an Innovationspotential auf Grund der Habitualisierung poetischer Strukturen, zum anderen aber auch gegen den Mangel an Relevanz. Um noch einmal das Beispiel des Ehebruchthemas aufzunehmen: Selbstverständlich bleibt es auch in der Literatur des 20. Jahrhunderts beliebt, doch kann von ihm aus nicht mehr „Welt“ insgesamt organisiert werden; es mag sozial noch Bedeutung haben, doch im Vergleich zum 19. Jahrhundert in geringerem Maße als andere Themen; literarisch wird es marginal. In vormoderner Literatur dagegen verschwindet der Bezug literarischer Erzählmuster auf zeitgenössische Muster kultureller Imaginationen nie vollständig.

¹⁹ Sebastian Neumeister, Die ‚Literarisierung‘ der höfischen Liebe in der sizilianischen Dichterschule des 13. Jahrhunderts, in: *Literarische Interessenbildung im Mittelalter*, hrsg. v. Joachim Heinzle (DFG-Symposion 1991, Stuttgart, Weimar 1993) 385–400.

²⁰ Manuel Braun bereitet eine Untersuchung vor, die Autonomisierungstendenzen mittelalterlicher Lyrik gerade an einer so „pragmatischen“ Gattung wie Kreuzzugsdichtung zeigen wird.

Repetition des Schemas: Buch von Bern

Es gibt allerdings unterschiedliche Formen der Bezugnahme: Literarische Texte können ein derartiges Muster einfach nur zitieren, damit ihre Aussagen mit dem, was man weiß und für richtig hält übereinstimmen. Dies ist insbesondere in Texten der Fall, die Anspruch auf historische Faktizität machen. Ich komme zu meinem ersten Beispiel, der Verwendung des Brautwerbungsmusters im „Buch von Bern“²¹. Es erscheint dort in automatisierter und auf seine schiere Funktionalität reduzierten Form.

Das Brautwerbungsschema²² sieht, grob simplifiziert, so aus: Ein junger Herrscher sucht eine Frau; er verfällt auf eine ferne Prinzessin, die zu erwerben äußerst gefährlich ist. Er wird dabei von seinen Gefolgsleuten unterstützt und hilft umgekehrt diesen, wenn sie in Gefahr kommen. Das Unternehmen gelingt. So die Basis. Im übrigen gibt es viele verschiedene Besetzungen des Schemas: Der König kann sich schon in die ferne Frau verlieben, oder eine persönliche Beziehung kann sich erst, wenn er sich ihr unter Gefahr genähert hat, ausbilden. Die Helfer können schon bei der Auswahl der Braut beteiligt sein; einer unter ihnen kann sich besonders hervortun. Die Gefahr kann durch einen eifersüchtigen Vater, durch die Heiden oder sonst irgendwelche Umstände bedingt sein. Der Erfolg kann sich gleich einstellen oder durch eine Gegenaktion zunächst in Frage gestellt werden. Am Ende kann die glückliche dynastische Verbindung stehen, aber sie kann auch in einen frommen Schluß abgelenkt werden (das Paar tritt ins Kloster ein) oder zu neuen Komplikationen führen (der Werbungshelfer macht selbst Anspruch auf die Braut). Solche Umbesetzungen zeigen an, daß die Lösungskapazität des Schemas immer wieder anders aufs Spiel gesetzt werden, auch massiv gestört, wenn nicht dauerhaft zerstört werden kann. Eine andere Lösung kann an die Stelle der im Schema ursprünglich angelegten treten.

Die rudimentäre Basisstruktur wird also in den verschiedenen literarischen Brautwerbungsgeschichten so gut wie immer erheblich verkompliziert. Die Varianten der Besetzung sind vielfach untersucht worden, und dabei hat sich herausgestellt, daß es keinen „Normaltypus“ gibt,

²¹ Buch von Bern, in: *Ernst Martin* (Hrsg.), *Deutsches Heldenbuch. Zweiter Teil*. [...] (Dublin, Zürich ²1967) 55–215.

²² Im Sinne von Anm. 6. Ausgespart sind im folgenden axiologische Besetzungen des Schemas (Werbung um die Schönste, Tugendhafteste, höfisch Gebildetste) wie auch die erotische Überformung des Schemas. Beides ist fakultativ.

sondern daß Schema nur in seinen Transformationen besteht. Die Basisstruktur konfiguriert politisches Handeln im Feudalverband, und die Variationen erlauben, für dieses Handeln unterschiedliche Modelle zu entwerfen. Dies scheint der Grund für seine Beliebtheit über eine lange Zeit hin wie auch für seine spätere Bedeutungslosigkeit. Die Attraktivität des Schemas für die Zeit um 1200 scheint in zwei Leistungen zu liegen, die zu benennen banal aussehen mag, angesichts der vielen literaturgeschichtlichen Untersuchungen seiner konkreten Varianten, die aber doch die Proliferation solcher Varianten erklärt. Die Handlungsfolge thematisiert nämlich zwei Probleme der mittelalterlichen Herrschaftsordnung: das Fortbestehen des Herrschaftsverbandes über den Tod des Herrschers hinaus, und zwar dank einer exogamen dynastischen Verbindung, und das Zusammenwirken des Herrschers mit den wichtigsten Repräsentanten des Herrschaftsverbandes. In der hochmittelalterlichen Form des Schemas sind diese beiden Problemkomplexe miteinander verkoppelt. In beiden ist ein weiteres Problem impliziert: das Verhältnis von persönlichem und kollektivem Wünschen und Handeln. Es werden nämlich zum einen dynastische Allianz und individuelles Begehren aufeinander bezogen, zum anderen Gemeinschaftshandeln und individuelle Bewährung des Herrschers koordiniert. Der dynastische Zweck erlaubt es ebenso, die Liebe zwischen den künftigen Partnern mehr oder minder breit zu entfalten, wie auch die unverbrüchliche Treue zwischen den Gliedern des Herrschaftsverbandes zu demonstrieren. Was später als privater bzw. als öffentlicher Aspekt des Handelns auseinandertritt, wird durch das Schema als zwei Seiten derselben Sache ausgegeben: Der Wunsch des Herrschers nach einer Frau konvergiert mit dem Wunsch der Beraterkurie nach einer Königin. Die Werbung um die Frau ist verknüpft mit der Sorge für die Vasallen. Das Glück des Paares und das der Gemeinschaft fallen zusammen. Das spannungsvolle Verhältnis von Herrscher und Herrschaftsverband ist in ein Gleichgewicht gebracht – so jedenfalls dort, wo das Schema in entproblematisierter Form auftritt.

Meine These ist also, daß die Attraktivität des Schemas mit seinem Problematisierungs- und Problemlösungspotential zusammenhängt, mag dieses nun in der konkreten Erzählung genutzt werden oder nicht, und daß dieses Potential von historischen Konstellationen abhängt. In der skizzierten Grundform (die in keiner Erzählung so überliefert ist) thematisiert die Brautwerbungsfabel die polare Struktur der mittelalterlichen (insbesondere wohl frühmittelalterlichen) Feudalordnung. Mit deren Transformation in den spätmittelalterlichen Territorialstaat geht das Interesse an seiner Problemlösungskapazität verloren – daher die vie-

len absurden oder phantastischen und sinnwidrigen „Besetzungen“ des Schemas, wenn z. B. ein Rabe an die Stelle der Vasallenkurie tritt. Noch später verschwindet es schließlich.

In der Grundform der Fabel werden Instanzen der Feudalordnung in einem zwar riskanten, doch letztlich konfliktfreien und erfolgreichen Handeln vorgeführt. Die Exogamieregel förderte im Heiratsverhalten der Oberschichten dynastische Allianzen, bei denen die künftigen Partner sich erst bei der Eheschließung kennenlernten. Das ist auch hier in der Regel die Ausgangssituation, doch wird die dynastische Allianz durch das Motiv der Fernliebe erhöht. Die Exogamie erfordert die Überschreitung der bekannten Rechts- und Sozialordnung. In den Brautwerbungsfabeln ist die Werbung daher meist gefährlich. Im feudalen Personenverband gibt es ferner immer wieder Spannungen zwischen den Herrschaftsträgern; auf der anderen Seite gilt er fraglos als legitime Form von Herrschaft. Das erhöht die Attraktivität von Erzählungen, die das Verhältnis zwar Belastungen aussetzen, aber zeigen, wie es diesen Belastungen gewachsen ist und wie sich die Werte des Verbandes (*triuwe*) in exemplarischer Weise bewähren. Das geschieht, indem die einen selbstlos für den anderen da sind und dieser für sie und beide sich für die Gegenseite opfern wollen. Die Position des Herrschers ist zwar durch Bluterbe legitimiert, aber das edle Blut hat sich auch in edlen Taten zu zeigen; so erweist sich, daß es letztlich doch auf den Herrscher und seine Tapferkeit und Klugheit ankommt. Aber auch die Störungen, wie sie z. B. „Nibelungenlied“ und „Tristan“ erzählen, scheinen auf alltagsweltliche Konstellationen Bezug zu nehmen. Ob glatt ablaufend oder gestört, das Schema bleibt für die Literaturgesellschaft um 1200 offenbar attraktiv. Einige Jahrhunderte später dagegen, hat es jede Fähigkeit eingebüßt, komplexe Handlungsverläufe zu organisieren. Es erscheint in jeder seiner Stationen unwahrscheinlich, allenfalls noch Stoff für Trivialliteratur.

Gelegentlich begegnen uns nun literarische Texte, die sich mit einer Schwundstufe begnügen und auf die Möglichkeit verzichten, die Problemlösungskapazität auszutesten. In ihnen ist das Kulturmuster auf seine reine Funktion reduziert. Eine solche Schwundstufe des Brautwerbungsschemas ist die Dietwart-Episode im „Buch von Bern“. Die Schwundstufe darf nicht als Basistypus mißverstanden werden, der dann in anderen Varianten sukzessive angereichert und verkompliziert würde. Eher ist wohl anzunehmen, daß sie aus einem komplexeren Erzählschema durch eine rigide Funktionsbindung gewissermaßen zurückentwickelt ist. An der Reduktionsform ist aber ablesbar, was in einem bestimmten Funktionszusammenhang als entbehrlich, was als notwendig angesehen wird.

Dietwart ist ein vorbildlicher junger Fürst, der nichts so sehr liebt wie seine Gefolgschaft, der in allem auf sie hört, bis in sein dreißigstes Jahr sich von Frauen fernhält und erst dann nach einer ausführlich-umständlichen Beratung die Schwertleite erhält. Wie üblich, rät man ihm, eine Frau zu nehmen. Das geschieht denn auch letztlich völlig problemlos. Mit der Frau, die er erobert, zeugt er Dutzende von Söhnen – an der Chance der Fortsetzung der Dynastie besteht also kein Zweifel – und regiert Hunderte von Jahren glücklich – Zeichen einer gottgefälligen Herrschaft. Doch so glatt wird das nicht erzählt. Vielmehr wird eine handlungslogisch völlig überflüssige Brautwerbung eingeführt, die zwar letztlich genau das skizzierte Ergebnis hat, es jedoch nur auf einem beträchtlichen Umweg erreicht. Warum der Umweg?

Die Brautwerbung ist für die Vasallen Anlaß, ihre uneingeschränkte Opferbereitschaft zu erklären: Das Unternehmen mag so gefährlich sein, wie es will, für ihren Herrn sind sie bereit zu sterben (V. 990) – was sich als überflüssig erweist. Dietwart will, wenn sie für ihn sterben, ihre Hilfsbereitschaft den Kindern, Kindeskindern und Verwandten unermesslich vergelten (V. 999–1004) – wozu er keine Gelegenheit erhält. Herzerreißend ist der Abschied der Boten von den Lieben zuhause, denn sie befürchten, sie nicht wiederzusehen (*nu wâge wir lîp unde guot*, V. 1051) – eine Befürchtung, die gegenstandslos ist. Und so geht es weiter mit einem sinnlosen Aufwand von Worten und Gefühlen. Wie sich herausstellt, gibt es überhaupt keine Komplikationen; die Reise der Werber verläuft bequem, *mit gemache* (V. 1091); der Brautvater, sonst gefährliches Monster, ist gleich mit der Werbung einverstanden. Die Boten kehren reich beschenkt und erfolgreich zurück. Dann kommt der Herrscher zum Zuge. Auch bei ihm darf es nicht allzu glatt gehen, was es *de facto* aber tut. Deshalb muß, wenn Dietwart selbst aufbricht, um die versprochene Braut heimzuholen, rasch ein – recht lustlos erzählter – Drachenkampf eingeschaltet werden, in dem zuerst einer von Dietwarts Leuten am Drachen scheitert, bevor der Herrscher selbst das Untier erlegt. Dietwart erweist sich also wirklich als der starke König, dem die Vasallen blind folgen müssen. Der Drache ist dazu da, zum Beweis erledigt zu werden. Danach steht der Heirat nichts mehr im Wege. Es gibt weder Verzögerungen noch Rückfälle.

In syntagmatischer Hinsicht sind die arienhaften Treue- und Opferbekundungen der Vasallen ebenso redundant wie der Drache. Um so deutlicher wird, daß sie paradigmatisch eine modellhafte Vorstellung von legitimer und erfolgreicher Herrschaft artikulieren, der das Gemeinschaftshandeln von Herrscher und Vasallen zugrunde liegt: uneinge-

schränkter Dienst füreinander. Die beiden angekündigten bzw. durchgeführten Bewährungsproben in einem sonst problemlosen Ablauf unterstreichen, daß die Demonstration des Modells wichtiger ist als ein plausibler Handlungsverlauf. Die Schwundstufe verdeutlicht auch, daß bestimmte Ausgestaltungen des Modells in komplexeren literarischen Texten fakultativ sind. Ein Element fehlt nämlich in der Reduktionsform völlig: die Fernliebe, und zwar sowohl in der Variante, daß der Herrscher sich vom Hörensagen in eine schöne und vollkommene, doch ferne und schwer erreichbare Frau verliebt (wie Gunther im „Nibelungenlied“), wie in der anderen, daß einer der Vasallen ihm eine solche Frau nennt und er fortan keine andere mehr will. Dietwart und seinen Leuten geht es allein um irgendeine ferne Königstochter, die einen Erben zur Welt bringt, um *ein wîp* (V. 795; 831; 859). Dafür ist *minne* handlungslogisch keine notwendige Bedingung. Wohl aber ist sie es für die paradigmatische Idealität der Herrscherehe, und deshalb trägt die errungene Braut den Namen *Minne*: Wenigstens als Name gehört *minne* zu einer vorbildlichen dynastischen Verbindung. Die Dame Minne ist ein Ausbund der Vorzüge, auf die ein König Anspruch hat. Sie bringt *êre unde guot* (V. 913), ist *schoene unde hōchgeborn* (V. 920).

Aus Sicht des „Buchs von Bern“ erscheint Fernliebe in den übrigen Brautwerbungsepen nur als emotionale Überhöhung einer pragmatischen Notwendigkeit – daß ein erwachsener König eine Frau braucht, um mit ihr Nachkommen zu erzielen, daß man diese Frau von fern holen muß und daß die Partner einander angemessen sind:

*sô mac ir wol gezemen
der künec von roemisch lande* (V. 1283f.)
*ob mîn tochter Minne
im zimet ze einer vrouwen* (V. 1290f.)

Damit wird das Exogamieproblem wie das Problem des Zusammenwirkens von Herrscher und Herrschaftsverband gelöst.

Das ausgesparte Motiv der Fernliebe ist konfliktträchtig; es erlaubt andere Problemkomplexe anzuschließen, im „Nibelungenlied“ z. B. die betrügerische Substitution des Werbbers durch den Werbungshelfer, im „Tristan“ die Vertauschung des Liebestranks, der – für das Herrscherpaar in der Hochzeitsnacht bestimmt – eigentlich die dynastische Allianz nur emotional grundieren sollte. Im „Nibelungenlied“ führt das zu einem Kollaps des im Schema implizierten Gleichgewichts im Herrschaftsverband. Im „Tristan“ erweist eine passionierte Liebe, die nur als Ehebruch möglich ist, die schematypische Fernliebe als eine hohle Fassade einer

rein politischen Allianz, die allenfalls noch der sexuellen Befriedigung des Herrschers dient, mit wirklicher *minne* aber nichts zu tun hat²³.

Im „Buch von Bern“ ist in der nächsten Generation das Schema noch weiter verkürzt, wenn der Sohn Sigheher eine Frau sucht. Wieder geht der Rat um *ein wip* (...) *diu im wol gezæme* (V. 1907 f.), ganz allgemein; wieder ist von Liebe nicht die Rede, diesmal auch weniger von Gefahr. Trotzdem, die Erwählte wohnt weit entfernt; sie ist wieder unermeßlich schön (V. 1948; 1952), wieder muß man sich anstrengen, sie zu gewinnen, wieder ist die Werbungshandlung auf Vasallen und Herrscher verteilt; zunächst bringt eine Delegation die Werbung vor, dann holt der König selbst, natürlich *mit grôzer craft* (V. 1994), seine Frau heim. In den folgenden Generationen setzt sich das Schema in weiterer Verkürzung fort. Was bleibt, ist die Verbindung von heroischer Tat und Werbung um eine Frau (Ortnits Brautwerbung, Wolfdietrichs Drachenkampf, Hugdietrichs *arbeit* (V. 2360 f)). Ohne solch einen narrativen Minimalaufwand wären die Ahnen und Vorgänger Dietrichs von Bern kaum epenwürdig, seine Genealogie würde nicht, stets aufs neue, die *nobilitas sanguis* bewähren, und der Herrschaftsverband wäre nicht so vorbildlich, auch für die Fürsten seiner Zeit, wie dies der Erzähler unablässig zu beweisen sucht²⁴.

Im genealogischen Zusammenhang ist die personale Komponente offensichtlich entbehrlich. Man wird sie deshalb noch nicht generell als Zutat zum Brautwerbungsschema ansehen dürfen, jedoch feststellen können, daß dort, wo sie hinzukommt, das Schema offenbar weitere Funktionen, neben den skizzierten, übernimmt. Die Behandlung des Brautwerbungsschemas nähert sich im „Buch von Bern“ alltagsweltlichen Prä- und Protonarrativen an (wenn auch vermutlich als Ergebnis einer Reduktion komplexerer Erzählmuster); Prä- und Protonarrativen, die erzählen, wie eine legitime Herrschaft zustande kommt und sich legitimerweise fortsetzt. Das auf seine dynastische Funktion reduzierte Schema kann also als eine Art Bindeglied zwischen narrativen Mustern in der Aneignung von Alltagswelt und ihren literarischen Transformationen dienen.

²³ Peter Strohschneider, Einfache Regeln – Komplexe Strukturen. Ein strukturanalytisches Experiment zum „Nibelungenlied“, in: Wolfgang Harms, Jan-Dirk Müller, Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock (Stuttgart, Leipzig 1997) 43–74.

²⁴ Jan-Dirk Müller, Heroische Vorwelt – feudalladeliges Krisenbewußtsein und das Ende der Heldenepik. Zur Funktion des „Buchs von Bern“, in: Horst Wenzel (Hrsg.), Adels Herrschaft und Literatur (Beiträge zur älteren deutschen Literaturgeschichte 6, Bern u. a. 1980) 209–257.

Identitätsspiele: „Wigalois“ und „Iwein“

Ihren Leistungen möchte ich im dritten Teil meine Aufmerksamkeit widmen. Ich möchte zwei Episoden aus literarischen Texten vorstellen, in denen Kulturmuster – in diesem Fall die Bestimmung von Identität betreffend – zwar vorausgesetzt sind und explizit aufgerufen werden, jedoch Ausgangspunkt einer literarischen Inszenierung sind, die ihren Geltungsanspruch untergräbt. Ich wähle zwei sehr bekannte Beispiele, ein einfacheres und ein komplizierteres. Sie stammen aus Wirnts von Gravenberg „Wigalois“²⁵ und Hartmanns von Aue „Iwein“²⁶.

Beide Texte rekurrieren auf nicht-problematisierte Modelle von Identität. Es herrscht weitgehend Konsens darüber, wie Identität im Mittelalter imaginiert wird. Der einzelne weiß sich als Mitglied einer Gruppe (Gefolgschaft, Stand, Ordo), und diese Zugehörigkeit wird ihm durch eine Reihe äußerer Zeichen angezeigt, körperliche Gestalt, Kleidung, Bildzeichen wie Wappen, Herrschaftsinsignien, soziale Markierungen. Sie sind auch ausschlaggebend für die Meinung der anderen, auf deren Bestätigung er angewiesen ist. Der einzelne kann sich gegenüber der Gruppe auszeichnen, indem er ihre Werte auf exorbitante Weise verkörpert, er kann ihre Normen exemplarisch verfehlen, aber er hat nicht die Möglichkeit, sich in seiner Besonderheit von ihr abzusetzen²⁷. Besonderheit erscheint als graduelle Abweichungen von einem als solchen stabilen Muster. Da Identität über anschauliche Zeichen definiert ist, ist sie in weit höherem Maße auf Bestätigung von außen angewiesen.

Wenn die äußeren Zeichen und die Bestätigungen der anderen ausfallen, sind kompensatorische Anstrengungen nötig. Es tritt eine Krise ein. Von solchen Krisen ist die höfische Literatur um 1200 angezogen; sie „spekuliert“ sie „aus“, indem sie sie in – auf den ersten Blick – absurde

²⁵ *Wirnt von Gravenberc*, Wigalois mit dem Rade, hrsg. v. J. M. N. Kapteyn, Bd. 1: Text (Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde 9, Bonn 1926).

²⁶ *Hartmann von Aue*, Iwein. Text der siebenten Ausgabe von Georg Friedrich Benecke, Karl Lachmann, Ludwig Wolff, Übersetzung und Anmerkungen von Thomas Cramer (Berlin 1968). – In der folgenden Skizze geht es mir um die Illustration des Forschungsvorhabens. Näher ausgeführt sind die Überlegungen in einem Beitrag „Identitätskrisen im höfischen Roman um 1200“ zu einem von Peter von Moos herausgegebenen Sammelband über Identität im Mittelalter.

²⁷ Peter Fuchs, *Moderne Identität – im Blick auf das europäische Mittelalter*, in: Herbert Willems, Alois Hahn (Hrsg.), *Identität und Moderne* (stw 1439, Frankfurt a. M. 1999) 273–297; vgl. Alois Hahn, „Partizipative“ Identitäten (1997), in: *ders.*, *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte* (stw 1505, Frankfurt a. M. 2000) 13–79, bes. 28.

Konsequenzen treibt. Das erlaubt ihr, auf blinde Stellen des üblicherweise Geltenden aufmerksam zu machen und seine Grenzen zu überschreiten. Der höfische Roman ist insofern Reflexionsmedium der mittelalterlichen Adelsgesellschaft, das Aporien herrschender Kulturmuster aufzeigt und Lösungen antizipiert, die erst viel später diskursiv angegangen, geschweige bewältigt werden, und zwar leistet er dies durch narrative Arrangements.

Das einfachere Beispiel stammt aus Wirnts Roman „Wigalois“. Die Episode setzt das skizzierte kollektiv vermittelte Ich-Bewußtsein voraus, transponiert es jedoch in eine Situation, in der es vom Scheitern bedroht ist. Wigalois macht einen Prozeß der Selbstentfremdung durch, nachdem er durch einen gefährlichen Kampf ohnmächtig geworden ist und in diesem Zustand seiner Kleider und Waffen beraubt wurde. Wenn er zu sich kommt, sieht er sich nackt, mit wirrem Haar, blutig, derangiert (V. 5791–5794). Sein Körper zeigt die Spuren der Verwahrlosung nach einem wilden Kampf, und ohne die sichtbaren Zeichen seines Adels – schöner Körper, kostbare Kleider, Waffen – weiß er nicht, was los ist. Doch scheint zunächst sein Bewußtsein von sich selbst nur erschüttert, aber nicht gefährdet. Wigalois redet sich, als er zu sich gekommen ist (*bekam*), folgendermaßen an:

*Gwïgalois, mahtu mir sagen:
waz wonders hât dich her getragen
od wie stêt dîn ding alsô?* (V. 5802–5804)

Er kennt also seinen Namen, weiß, daß etwas nicht stimmt, wundert sich deshalb über die Lage, in der er sich befindet, und er erinnert sich an Rittertaten und Frauendienst. Doch muß er sich fragen, ob all das, woran er sich erinnert – ein Zitat aus Hartmanns „Iwein“ – nicht bloß ein *troum* war? Was er nämlich sieht, widerspricht dem, was er von einer höfisch-ritterlichen Existenz weiß, an die sich dieser Wigalois erinnert: *dem bistu leider ungelîch* (V. 5807), sagt er zu sich. Er findet, er sehe aus, *rehte als ich wilde sî* (V. 5810), also wie jemand außerhalb der höfischen Zivilisation. Der Konjunktiv („als ob ich sei“) zeigt an, daß vorerst das Sichtbare für ihn nur den Anschein von Realität hat, denn er weiß es ja besser.

Er bemüht sein Gedächtnis: *ob ich mich reht versinne* [...] und erzählt sich selbst seine eigene Geschichte. Dazu ruft er sich die Namen seiner Familie (Mutter, Oheim, Vater) und seiner Geliebten ins Gedächtnis. Sein Selbstbewußtsein ist also über den kollektiven Körper seines Geschlechts vermittelt. Andererseits, die Zeichen an seinem Körper sprechen gegen den kollektiven Körper, dem er sich zugehörig weiß, denn

dieser ist eben nicht *ungehiure*, wie er sich selbst sieht, sondern im Gegenteil durch die höfischen Qualitäten seiner Vertreter ausgezeichnet, der Mutter, des Oheims, des Vaters, der Geliebten. Die Erinnerung an diese Welt, der er zugehörte und als deren Mitglied er sich versteht, verschärft die Diskrepanz zu dem, was er jetzt an sich sieht, und so löscht die Erinnerung, statt es zu stärken, Wigalois' Bewußtsein seiner selbst aus. Dem häßlichen Körper ist die Erinnerung nicht gewachsen. Was Wigalois an seinem Körper ablesen kann, zwingt ihn, sich den eigenen Namen abzusprechen:

*nû bin ich ungehiure.
waz touc diu rede? si ist enwiht,
Gwîgâlois heize ich niht;
ich bin et sus ein armman
und sol bâwen disen tan
als mîn vater hât getân.* (V. 5831–5836)

Wieder schließt Ich-Bewußtsein für Wigalois so selbstverständlich die Sippe mit ein, deren Mitglied man ist, daß er sich die neue Identität, die er an seinem Körper abliest, nicht ohne einen Personenverband, zu der er gehört, denken kann. So phantasiert er sich die passende Familie zu seiner Köhlerexistenz hinzu: den Vater, dem er in seiner Armut und seinem Waldleben nachfolgen wird.

Um ihn wieder zu sich selbst zu bringen, bedarf es eines äußeren Zeichens seines adligen Rangs und des adligen Lebens, das er geführt hat. Tatsächlich erblickt er in seiner Nähe eine *tiure tasche pfellîn* (V. 5843), die ihm seine Geliebte Larie als ihrem Ritter gegeben hat, damit sie ihm in Todesnot helfe. Der kostbare Gegenstand aus der ihm angeborenen sozialen Sphäre macht diese, die eben noch ganz abwesend schien, sogleich präsent; Wigalois weiß, daß er ihr angehört, und damit auch, wer er ist. Die Tasche ist Memorialzeichen; sie bestätigt ihm auch seine Erinnerung an Larie (V. 5853), die eben noch Traum schien. Jetzt muß nur noch der Augenschein erklärt werden: *nu hân ich guot und sin verlor*n (V. 5856), stellt er fest. Für sein Denken gehören *guot und sin* zusammen, materielle Ausstattung als Ritter und Bewußtsein seiner selbst. Der *sin* ist trotz der Tasche noch immer verunsichert. Vollständig (dann aber ohne Einbußen) wird er erst wiederhergestellt, wenn Wigalois Kleider und Waffen zurück-erhält.

Für Wigalois ist also bis zuletzt der sichtbare Körper ausschlaggebend, und ein an diesen Körper gebundenes Selbstbewußtsein erweist sich so lange als labil, wie ihm alle äußeren Zeichen fehlen. Um gegen den Anblick des Körpers anzukommen, bedarf es dieser Zeichen. „In-

nen“ und „Außen“ müssen einander ergänzen. Insoweit bestätigt der Roman, was man von mittelalterlichem Ich-Bewußtsein zu wissen glaubt. Doch werden dessen Voraussetzungen an einen Punkt getrieben, an dem die Reaktion des Helden für den Rezipienten ins Unwahrscheinliche kippt: Daß Wigalois für sich selbst nicht mehr Wigalois ist, kann für diesen nur eine vorübergehende Trübung sein, die umgehend korrigiert werden wird. Für den Rezipienten hat das, was Wigalois an sich sieht, nie den Charakter von Evidenz wie für den Helden selbst. Für ihn ist Wigalois' Identität nie gefährdet, denn er erkennt auch im nackten Ritter den Helden der Geschichte und rechnet damit, daß dieser das bald wieder auch äußerlich und nach seiner eigenen Einschätzung ist. Die Bestimmung von Identität ist also gespalten. Wigalois reagiert in seiner fiktiven Welt nach einer konventionellen Regel, die das, was jemand ist, von Gestalt, Geschlecht und äußeren Zeichen abhängig macht. Der Hörer aber erkennt, daß dieses regelgeleitete Verhalten falsch ist und zu falschen Schlüssen führt. Der literarische Text ruft ein in der ritterlich-höfischen Kultur offenbar selbstverständliches Muster auf, entfaltet es narrativ, um seine Konsequenzen zu radikalisieren und es auf diese Weise befragbar zu machen. Indem es einen Beobachter gibt, der Wigalois' Beobachtungen beobachtet, wird das aufgerufene Muster in der Inszenierung des literarischen Textes reflexiv. Die Literatur erlaubt Beobachtungen zweiter Ordnung.

Ein Stück weiter geht der „Iwein“ Hartmanns von Aue. Wenn Iwein aus seinem Wahnsinn erwacht, gibt es mehrere, aufeinander aufbauende Stufen der Fremd- und Selbstidentifikation. Wenn der verwilderte, wahnsinnige Iwein, den man für tot hält, schlafend im Wald gefunden wird, ist es allein ein Zeichen auf seinem nackten Körper, das ihn für seine Mitwelt identifizierbar macht; es fehlen Zeichen seines sozialen Rangs wie Kleider oder Waffen. Er kann nur deshalb von einer Hofdame als Artusritter erkannt werden, weil er (Chrétien: in seinem Gesicht) eine Narbe trägt. Das Mädchen, das ihn findet und gesund macht, kann sicher sein, daß sie einen berühmten Ritter heilt und so als Kämpfer für ihre Herrin gewinnt. Für sie ist klar, wer Iwein ist. Es muß nur noch auch Iwein selbst bewußt werden. Die Salbe, die ihn vom Wahnsinn heilt, stellt seltsamerweise nämlich noch lange nicht sein Bewußtsein von sich selbst wieder her (und dies nicht nur, weil Iwein offenkundig das Narbenzeichen nicht sehen kann).

Die Szene war schon Gegenstand vieler Auslegungen, an die ich hier nur pauschal erinnern kann. Ich habe sie trotz ihrer Bekanntheit ausgewählt, weil an ihr das Verhältnis von außerliterarischen Kulturmustern

zu literarischen Erzählmustern exemplarisch erläutert werden kann, denn Hartmann hat die Wiedergewinnung des Selbstgefühls breit ausgestaltet. Das hat in dieser Form bei Chrétien kein Pendant²⁸. Der aufwachende Iwein ist unsicher, wer er ist, denn er kann keine Zeichen an sich entdecken, die ihm darüber Aufschluß verschaffen:

*Do er sich ûf gerihte
und sich selben anblihte
und sich sô gruulichen sach,
wider sich selben er dô sprach:
,bistûz Iwein oder wer?‘ (V. 3505–3509)*

Iwein zweifelt, wer er ist, als er den Blick auf sich selbst richtet wie auf einen Fremden. Der distanzierende Blick kommt zu einem anderen Ergebnis als eine offenbar diffuse Vorstellung von sich selbst beim Erwachen, eine Vorstellung, die immerhin so konkret ist, daß sich ein Name an sie heftet: *bistûz Iwein oder wer?* Zum Namen, den Iwein sich zweifelnd gibt, gehört auch die Erinnerung an das, was Iwein einmal war: Der erwachende Iwein erinnert eine Geschichte dieses Iwein, bevor ihn der Wahnsinn packte. Doch trotz der Verwendung des Personalpronomens in der ersten Person (*ich het...*, *ich was...*) erkennt der Nackte diese Geschichte letztlich nicht als seine eigene an. Sie ist nämlich nicht mit dem zu vermitteln, was er sieht; die Erinnerung ist, wie er sagt, *disem lîbe vil unglîch* (V. 3520). Gegen das, was evident ist, kommt sie nicht an.

Auch hier kennt der Hörer diese Geschichte, die sich Iwein selbst erzählt. Er weiß daher, daß ihr Held, der Wahnsinnige und der vom Wahnsinn Geheilte, ein und dieselbe Person sind. Ihm müssen Iweins Selbstzweifel unangemessen, als Umweg erscheinen, und er erwartet deshalb, daß sie ausgeräumt werden. Iwein selbst aber muß seine eigene Geschichte erst noch wiedergewinnen. Dies gelingt wieder nicht mit bloßer Erinnerung, obwohl er sich diese im Modus der *ich*-Rede vorspricht²⁹. Iwein kommt im Gegenteil zu dem Ergebnis, daß die Erinnerung lügt: *dazn ist allez niht war* (V. 3536). Es war bloß ein Traum, der ihn *ze einem rîchen herren* gemacht hat (V. 3543). Tatsächlich glaubt er sich als *einen alsô swachen man,/ der nie nâch êren muot gewan* (V. 3551 f.) zu erkennen, denn ein verwarloster nackter Mann kann nicht der berühmte Ritter sein.

²⁸ Zur abweichenden Form der Szene bei Chrétien vgl. den in Anm. 27 zitierten Beitrag.

²⁹ Die Verwendung der Personalpronomen wird genauer im geplanten Buch untersucht.

Doch weiß nicht nur der Rezipient, daß das nicht stimmt, sondern Iwein selbst beginnt diese Logik zu korrigieren. Was sichtbar ist – *swie rûch ich ein gebûre sî* (V. 3557) –, gerät in Konflikt mit einem Selbstgefühl, das sich auf keinerlei äußere Zeichen berufen kann, sich seiner selbst aber trotzdem gewiß ist und sich, da ist Iwein sich sicher, als evidentermaßen richtig erweisen würde, sowie die äußeren Bedingungen (ritterlicher Kampf, ritterliche Ausrüstung) hergestellt würden:

*wær ich riterschefte bî,
wære ich gewâfent unde geriten
ich kunde nâch rîterlîchen siten
alsô wol gebâren
als die ie rîter wâren* (V. 3558–3563)

Damit ist eine Pattsituation eingetreten: Auf der einen Seite gibt es einen evidenten Zustand, auf der anderen ein Selbstbewußtsein, das sich gegen die Evidenz auflehnt (*zewâre doch versihe ich mich*, V. 3556). Diesen Zustand beschreibt Hartmann als Spaltung der Person, als Selbstentfremdung: *Alsus was er sîn selbes gast* (V. 3563). Im Zwiespalt zwischen Gesehenem und Erinnerungtem bleibt sein Selbstbewußtsein gestört: *daz im des sinnes gebrast* (V. 3564).

Doch beginnt die Erinnerung, gegen die sichtbare Realität zu revoltieren: *der troum hât mir mîn reht benomen* (V. 3572), klagt Iwein, d. h. hat mir genommen, was mir zusteht – auf Grund welchen Anspruchs? Entscheidet darüber etwa nicht mehr nur Geburt und Besitz? Das Bewußtsein, jemand anderes zu sein als der, den er sieht, ist durch die Nacktheit und den unadeligen Körper offenbar nicht so ohne weiteres zu widerlegen: *swie gar ich ein gebûre bin,/ ez turnieret al mîn sin* (V. 3573 f.). Wenn ich auch ganz und gar kein Ritter, sondern ein *vilain* bin, so steht mein Sinn doch nach Turnieren. Organ dieses *sin* ist das *herze*, das gegen den Rest der Person steht:

*mîn herze ist mînem lîp unglîch,
mîn lîp ist arm, daz herze ist rîch* (V. 3575 f.)

Noch ist das, was er sieht, das Fehlen der materiellen Voraussetzungen für Rittertum, stärker, denn daran ist scheinbar nichts zu ändern, dagegen könnte der *muot*, das worauf sich sein *herze* richtet, vielleicht auf seine Ambitionen verzichten:

*ich möhte mich wol ânen
rîterlîchen muotes:
lîbes unde guotes
der gebristet mir beider.* (V. 3580–3583)

So muß der äußere Magel beseitigt werden. Iwein findet Kleider und Pferd und ist, wenn auch geschwächt und entstellt, sogleich wieder Ritter: *als er bedâht die swarzen lich,/dô wart er einem rîter glich* (V. 3595 f.). Auch hier gelingt die Wiederherstellung des Selbst nur mühsam. Die Instanzen des Selbstgefühls, *muot*, *sin* und *herze*, sind allein nicht stark genug, um sich gegen die anschauliche körperliche Realität zu behaupten. Es bedarf anderer Bestätigung, von außen. Erst als die Kleider die Gestalt des *gebûre* verdecken, stimmen *herze* und *lîp* wieder überein, ist Iwein wieder mit sich selbst einig.

Die Szene ruft gleichfalls zunächst auf, woran man den Ritter und adligen Herrn erkennt. Das aber erweist sich nicht erst in der Perspektive des Rezipienten, sondern schon für den Helden als unzulänglich. Was Iwein ist, hängt letztlich auch für ihn nicht nur von seiner körperlichen Erscheinung und den Insignien seines Status ab; der *sin* behauptet sich wenigstens eine zeitlang dagegen. Zwar muß letztlich dann doch das Bild des unadeligen Körpers zum Verschwinden gebracht und Iwein mit Zeichen seines ständischen Rangs bekleidet werden, damit er Sicherheit darüber gewinnt, wer er wirklich ist, und so ist letztlich doch der sichtbare Körper die Instanz, an der sich Identität entscheidet, doch nicht der empfindende, mit Wahrnehmungsorganen ausgestattete Körper, sondern der Körper als Zeichenträger, für das Mädchen als Träger einer Narbe, für Iwein als Träger von Kleidern und Waffen, als Besitzer eines Pferdes. Was Iwein dagegen zunächst vergeblich in Anschlag bringt, erweist sich für den Hörer als zuverlässiger, denn es bestätigt, was er weiß: daß nämlich Iwein Iwein ist und, was er erinnert, nicht nur geträumt hat. Aus der Perspektive des Hörers erweist sich der *sin* als die entscheidende Instanz, unzerstörbar auch dann, wenn für eine Zeit lang die äußeren Zeichen fehlen. Wie der „Wigalois“ geht der „Iwein“ also von einem offenbar unbefragten und in seinen Auswirkungen nie bezweifelten Muster der Identitätsbestimmung aus. Doch spielt er es in einer extremen Situation so durch, daß es schon für den Helden sich als absurd erweist.

Was bleibt von dem, was die Zeichen in Frage stellt? Im „Wigalois“ nicht mehr als ein Name und eine Erinnerung, die – zwar nicht für den Hörer, wohl aber für den Helden – von der Evidenz der körperlichen Erscheinung ausgelöscht werden. Im „Iwein“ können die Instanzen schon benannt werden, die eine andere Geschichte über das Selbst erzählen: *sin*, *herze*, *muot*. Sie behaupten sich für den Helden wenigstens eine Zeit lang gegen die äußeren Zeichen. Beide Male muß in der erzählten Welt die äußere Bestätigung hinzukommen, damit Wigalois und Iwein Sicherheit darüber gewinnen, wer sie sind.

Schlußüberlegungen

Lassen sich daraus allgemeinere Schlüsse in bezug auf das Verhältnis von Erzählmustern zu ihrer kulturellen Umwelt ziehen? Die umweghafte Einfügung des Brautwerbungsschemas in eine Heldengenealogie und das umwegige Spiel mit Selbstgewißheit und äußeren Zeichen sind erklärbar im Rekurs auf nicht problematisierte Auffassungen vom Herrschaftsverband im einen Falle und von ständisch vermittelter Identität im anderen. Einmal wird das narrative Schema nur repetitiv eingesetzt, im anderen kann es in der Differenz der Beobachterpositionen reflektiert und durch Einführung von Gegeninstanzen problematisiert werden. Im ersten Fall beutet der literarische Text zeitgenössische Kulturmuster nur aus, wobei gerade ihre Stereotypie den Darstellungsinteressen zu entsprechen scheint. Im zweiten stellt die Verdoppelung der Beobachterposition (es gibt den Blick des Helden und den des Erzählers) die Schlüssigkeit des Musters in Frage, um es nachträglich dann doch narrativ zu bestätigen. Indem sie Beobachterpositionen verdoppeln, werden literarische Texte zum Reflexionsmedium historischer Erfahrung. Die Bestätigung fällt unterschiedlich aus: als bloß handlungsbedingte Korrektur einer Fehleinschätzung („Wigalois“) bzw. als Harmonisierung antagonistischer Instanzen des Ich – *sin/herze* vs. *lîp* – („Iwein“). Nicht einmal in diesem komplexeren Fall werden jedoch die Grenzen der kulturell dominanten „gedachten Ordnung“ überschritten (auch Iwein wird für sich selbst erst wieder Iwein, wenn er das passende Kleid, Waffen und Pferd hat). Der skurrile und – vom modernen Standpunkt aus gesehen unwahrscheinliche – Verlauf der Szene ist ohne den Rahmen und die Bedingungen, in denen üblicherweise „Identität“ gedacht werden kann, nicht verständlich, doch indem das, was üblicherweise gilt, extremer Belastung ausgesetzt wird und in eine Situation gestellt wird, die seine Applikation extrem erschwert, indem der literarische Text das Kulturmuster also unter unwahrscheinlichen Bedingungen erprobt, führt er seine Insuffizienz und blinden Stellen vor. Wenn auch das Ergebnis anders ist, so weist doch der Erzählverlauf auf einen irreduziblen Rest individueller Erfahrung, der von den üblichen Bestimmungen von Identität nicht erfaßt, geschweige aufgehoben werden kann.

Damit lassen sich einige Vermutungen über das Verhältnis von Kulturmustern zu literarischen Erzählmustern formulieren: Literarische Imagination sitzt auf einem gesellschaftlich Imaginären auf – eine ähnliche Versuchsanordnung wäre unter Bedingungen neuzeitlicher Literatur undenkbar: lächerlich, unwahrscheinlich, belanglos. Aber sie transformiert

jenen Imaginären, indem sie es unter fiktiven Bedingungen extremen Belastungen aussetzt, seine Aporien gegeneinander hervortreibt und seine Leerstellen einkreist. Solchen Verhandlungen der Imagination mit dem Imaginären gilt die geplante Untersuchung.

Peter Schäfer

Ex oriente lux?

Heinrich Graetz und Gershom Scholem
über den Ursprung der Kabbala

Mein Beitrag hat, wie der Titel zu erkennen gibt, mit dem Ursprung der Kabbala zu tun, also – etwas ungenau – mit dem Ursprung der jüdischen Mystik. „Etwas ungenau“ deswegen, weil die Fachleute unter „Kabbala“ im engeren Sinne die Manifestationen der jüdischen Mystik verstehen, die sich im Mittelalter, etwa ab 1200, zunächst in Europa entwickelten (geographisch sollten sie sich von Südfrankreich nach Spanien bewegen, um dann von Spanien aus alle Bereiche der jüdischen Welt, einschließlich Zentraleuropas und Palästinas, später auch Amerikas, zu erobern). Der Begriff „jüdische Mystik“ ist dagegen umfassender und bezieht auch die Vorgeschichte der Kabbala mit ein, also alles, was man an mystischen „Neigungen“ und „Strömungen“ im Judentum von der Hebräischen Bibel bis um Auftauchen der Kabbala im eigentlichen Sinne feststellen kann bzw. festzustellen glaubt. Wenn wir vom „Ursprung der Kabbala“ reden, müssen wir diesen weiteren Begriff im Auge behalten, denn es geht ja gerade darum, die Kabbala als historische Manifestation des jüdischen Mittelalters in ihren Wurzeln in den mystischen Traditionen der Antike und Spätantike zurückzuverfolgen und zu begreifen.

Genau dies haben die im Untertitel meines Beitrags nicht ganz zufällig gegenübergestellten jüdischen Gelehrten auf ihre je eigene Weise getan. Der eine, Heinrich Graetz (1817–1891), war der große jüdische Historiograph des 19. Jahrhunderts, dem es mit seiner elfbändigen, zwischen 1853 und 1876 erschienenen „Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ gelang, der jüdischen Geschichte eine bis dahin beispiellose Einheit zu verleihen und das jüdische Volk gewissermaßen neu zu erschaffen¹. Er hat, wie ein Blick in sein *magnum opus*

¹ *Michael A. Meyer*, *The Emergence of Modern Jewish Historiography: Motives and Motifs*, in: *Essays in Jewish Historiography*, ed. *Ada Rapoport-Albert* (Atlanta, Ga. 1991) 175.

sofort zu erkennen gibt, die Kabbala nicht gemocht (dies ist, wie wir gleich sehen werden, eine sehr zurückhaltende Formulierung). Er konnte sie aber auch nicht ignorieren, sondern hat sich, ganz im Gegenteil, ständig und mit großer Emphase mit ihr auseinandergesetzt. Der andere, Gershom Scholem, 1897 geboren (also wenige Jahre nach Graetzens Tod) und 1981 gestorben, war der große Erforscher der jüdischen Mystik des 20. Jahrhunderts und verstand sich als solcher ganz dezidiert als der Antipode von Graetz. Scholem hat die wissenschaftliche Erforschung der jüdischen Mystik zu seinem Lebenswerk gemacht bzw. genauer: er hat die jüdische Mystik wissenschaftlich hoffähig gemacht und als eigene Disziplin im Fächerkanon der Judaistik oder Jüdischen Studien verankert – mit solch durchschlagendem Erfolg, daß diese in den letzten dreißig Jahren zu einem der fruchtbarsten und lebendigsten Gebiete der Judaistik geworden ist. Das Verhältnis beider zum Gegenstand ihrer Studien könnte nicht unterschiedlicher, ja gegensätzlicher sein: Für den einen war die Kabbala der böse Geist des Judentums, für den anderen sein lebensspendender Quell, die Kraft, die es am Leben erhielt und vor Erstarrung bewahrte. Ich werde dies im folgenden konkret zu zeigen versuchen, jeweils mit besonderem Blick auf die Frage nach dem Ursprung der Kabbala.

Heinrich Graetz

Graetzens Ausfälle gegen die jüdische Mystik ziehen sich wie ein roter Faden durch seine „Geschichte der Juden“ hindurch, und ich kann hier nicht einmal ansatzweise den ganzen Reichtum seiner Beschimpfungen und Schmähungen ausbreiten². Einige Beispiele müssen genügen. Die jüdische Mystik beginnt für Graetz konkret mit der sog. Merkavamystik, also der ersten manifesten Form der jüdischen Mystik, die um den Aufstieg des Adepten durch die sieben Himmel zum göttlichen Thron im siebten Himmel kreist; Scholem sollte ihr später bahnbrechende Arbeiten widmen und ihre Anfänge in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte datieren³. Für Graetz gehört sie dagegen in das 9. Jahrhundert und entstand durch den engen Kontakt des Judentums mit dem Islam. So wie

² Dazu ausführlich mein Beitrag: ‚Adversus cabbalam‘ oder: Heinrich Graetz und die jüdische Mystik, in: Reuchlin und seine Erben: Forscher, Denker, Ideologen und Spinner (Stuttgart 2004, im Druck).

³ S. vor allem seine Monographie: Jewish Gnosticism, Merkabah Mysticism, and Talmudic Tradition (New York 1960).

der Islam als Gegengewicht gegen die vernunftbetonte und allzu rationalistische Schule der Mu'atazila eine übertriebene neue Rechtgläubigkeit an den Tag legte, die sich Gott in extrem anthropomorpher Gestalt vorstellte, entwickelte sich im Judentum „die unsinnigste Vorstellung von der Körperlichkeit Gottes“:

„Diese Theorie, die von einem Schwachkopf ausging, aber durch die geheimnisreiche Art ihrer Bekundung Anhänger fand, entwirft eine förmliche Schilderung von Gottes Wesen, Glied für Glied, mißt seine Höhe von Kopf bis Fuß nach Parasangenzahlen, spricht in heidnischer Weise von Gottes rechtem und linkem Auge, Unter- und Oberlippe, von Gottes Bart und ähnlicher Zergliederung, was auch nur zu wiederholen gotteslästerlich ist.“⁴

Dieser „so lästerlich zergliederte und gemessene Gott“ wohnt in den sieben Himmeln, die mit Myriaden von Engeln bevölkert sind. Der höchste dieser Engel heiße „Metatoron“ und sei die „Ausgeburts einer krankhaften Phantasie“, die sich nicht „entblödet“, ihn neben Gott zu setzen und den „kleinen Gott“ zu nennen. Dieser „Metatoron“ sei im Besitze einer besonderen, „dem Judentum, d. h. der heiligen Schrift und dem Talmud, hohnsprechende[n] Weisheit“, die er Mose und R. Yishmael offenbart habe, usw.⁵ Dies alles ist wohl gemerkt *inhaltlich* weitgehend korrekt: die Merkavamystik kennt in der Tat eine ausgefeilte Lehre vom Körper Gottes und dessen ins Unermeßliche gesteigerten Maßen, sie kennt einen höchsten Engel mit Namen Metatron und nennt diesen auch *YHWH ha-qatan*, also von Graetz korrekt übersetzt den „kleinen Gott“. Dies alles steht hier nicht zur Diskussion, sondern es geht ausschließlich um Graetzens Beurteilung dieses ersten mystischen Systems im Judentum, die an Deutlichkeit ihrer Invektiven schwerlich zu überbieten ist. Daß die von Metatron offenbarte Weisheit freilich der heiligen Schrift und dem Talmud „hohnspreche“, ist natürlich Graetzens Deutung, die im übrigen verrät, wer der Gegenpol dieser absurden Mystik ist: das Judentum der Hebräischen Bibel und des Talmuds, und genau dies ist die Botschaft, auf die Graetz immer wieder zurückkommt. Das *wirkliche* Judentum besteht für ihn aus Bibel und Talmud, und die Geheimlehre, die sich in diesem „mystischen Spuk“ entlädt und die ihr Unwesen nur dort treiben kann, wo „das eigentliche Talmudstudium dar-

⁴ Geschichte der Juden, Bd. 3/1, 216. Alle Zitate aus: *Graetz*, Geschichte der Juden, folgen der Lizenzausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft im arani-Verlag, Berlin 1998.

⁵ *Ibid.* 217.

nieder lag“ (nämlich in Palästina)⁶, diese Geheimlehre ist eine gefährliche Verirrung, die es zu bekämpfen galt.

Nach dieser ersten Manifestation der jüdischen Mystik sollte das Judentum für längere Zeit Ruhe vor solchen geistigen Verirrungen haben, bis dann um 1200 die mystische Irrlehre wieder ihr häßliches Haupt erhob – und nicht von ungefähr wieder in der Reaktion auf eine als zu rationalistisch empfundene Philosophie, diesmal allerdings nicht den Islam, sondern die Philosophie des Maimonides (gest. 1204): „In die durch den Streit für und gegen Maimuni entstandene Spaltung keilte sich eine Afterlehre ein, welche sich, obwohl jung, für eine uralte Weisheit, obwohl unjüdisch, für die echte Lehre Israels und, obwohl auf Täuschung beruhend, für die alleinige Wahrheit ausgab.“⁷ Während Maimonides „in seiner geläuterten Religiosität mit Entrüstung jede Verantwortlichkeit des Judentums für diese Bastardliteratur [gemeint ist die Merkavamystik] zurückgewiesen, sie als Ausfluß einer groben Unwissenheit in religiösen Dingen und einer heidnischen Anschauungsweise gebrandmarkt und dazu bemerkt [hatte], sie verdiene verbrannt zu werden“, hauchten die südfranzösischen und spanischen Kabbalisten dieser „Schilderung der riesigen Organe Gottes“ wieder neues Leben ein. Die sich aus der Merkavamystik entwickelnde „Afterlehre“, die zweite Phase der jüdischen Mystik, ist die Kabbala im engeren Sinne mit ihrem System der zehn innergöttlichen Potenzen (Hebr. *Sefirot*) und der Vorstellung vom *'Ein Sof*, der unergründlichen und transzendenten Gottheit jenseits ihrer Entfaltung in den göttlichen Potenzen.

In diesem Zusammenhang kommt Graetz auch auf den ersten kabbalistischen Traktat im eigentlichen Sinne zu sprechen, das Buch *Bahir*, das genau um diese Zeit (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) in Südfrankreich entstand. Scholem sollte diesem Buch wichtige Arbeiten widmen⁸, und wir wissen heute sehr viel mehr über diese pseudographische Schrift, die sich als Werk einer talmudischen Autorität ausgibt. Graetz hat dies durchaus richtig erkannt, aber bei ihm liest sich das so: Nichts von den kabbalistischen Lehren geht auf die Bibel und den Talmud zurück, die „Kernschriften“ des Judentums, und deswegen haben die südfranzösischen Kabbalisten das Buch *Bahir* als einen „Wechselbalg“ eingeschmuggelt, dem selbst besonnene, „durch Frömmigkeit und talmudisches Wissen“ ausgezeichnete Rabbiner auf den Leim gingen. Diese

⁶ Ibid. 218.

⁷ Geschichte der Juden, Bd. 7, 59.

⁸ Seine Doktorarbeit (s. unten Anm. 43) und die Monographie „Ursprung und Anfänge der Kabbala“ (unten Anm. 44).

„kabbalistische Lügenschrift“ behauptete nämlich von sich, in talmudischer Zeit in Palästina entstanden und somit durch „talmudische Autoritäten“ abgesegnet zu sein. Fazit: „Die Mystik kann sich nur durch Untergeschobenes (apokryphes Schrifttum) behaupten.“⁹

Der nächste Schritt ist das Hauptwerk der Kabbala, der *Zohar*, der am Ende des 13. Jahrhunderts in Spanien entstand, also ungefähr 100 Jahre nach dem *Bahir*. Auch hier hat Graetz, wie wir heute wissen, durchaus Recht erkannt, nämlich daß der *Zohar* – wie der *Bahir* – ein pseudographisches Werk ist, d. h. sich als Werk einer talmudischen Autorität ausgibt, in Wirklichkeit aber von einem (viel) späteren Verfasser stammt. Anders als beim *Bahir*, dessen wirklicher Autor (oder besser: dessen wirkliche Autoren) bis heute unbekannt sind, konnte er auch den Autor dingfest machen, nämlich jenen Mose de Leon (gest. 1305), der behauptete, das Buch (immerhin ein voluminöses Buch in vielen Bänden) gefunden und nur für die Nachwelt abgeschrieben zu haben. Die Geschichte der Autorschaft des *Zohar* liest sich wie ein Kriminalroman und wird bis heute in der Forschung diskutiert, doch sollte Scholem auch an dieser Diskussion entscheidenden Anteil haben. Noch seine Jerusalemer Antrittsvorlesung vom 1. November 1925 als neu ernannter Dozent für Kabbala war dem Versuch gewidmet, Graetz zu widerlegen und den Nachweis zu führen, daß der *Zohar* im Kern alt ist und auf die talmudische Zeit zurückgeht¹⁰. Nach intensiven und langjährigen weiteren Forschungen mußte Scholem aber schließlich zugeben¹¹, daß Graetz im Kern mit seiner Analyse Recht gehabt hatte (wenn er auch natürlich nicht dessen Beurteilung dieses Befundes teilte).

Wie liest sich dies bei Graetz? Mose de Leon ist für ihn der Höhepunkt der verderblichen Entwicklung, die die Kabbala in Spanien in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und im frühen 14. Jahrhundert genommen hatte, der skrupellose Fälscher ihres Hauptwerkes, des *Zohar*. Er „war ein Mann, bei dem man nur in Zweifel sein kann, ob er ein eigenütziger oder ein frommer Betrüger war; aber täuschen und irreführen wollte er sicher. ... Ein Halbwisser, der weder Talmud, noch Wissenschaften gründlich getrieben hatte, besaß er nur *eine* Fertigkeit, nämlich die, das Wenige, was er wußte, geschickt zu benutzen, leicht und fließend zu schreiben, die entferntesten Dinge und Schriftverse, wie sie in

⁹ Geschichte der Juden, Bd. 7, 71.

¹⁰ Hat R. Mose de Leon das Buch *Zohar* verfasst?, in: *Madda'e ha-Yahadut* 1 (1925/26) 16–29 (Hebr.).

¹¹ Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen (Zürich 1957, Frankfurt a.M. 1967) 174 ff.

der Kammer seines Gedächtnisses aufgeschichtet lagen, in Verbindung zu setzen und sie mit spielendem Witze zusammenzukoppeln. Selbst die Kabbala war ihm nicht als ein System gegenwärtig; er kannte lediglich ihre Formeln und Schlagwörter und verarbeitete diese in geschickter Weise.“¹² Mose de Leon war also ein skrupelloser Fälscher, der unter dem Deckmantel eines talmudischen Rabbi seine unausgegorenen kabbalistischen Ideen in die Welt setzte – und daß er dies tat (wie ein zeitgenössisches Dokument belegt), um damit Geld zu verdienen, macht Graetzens Entrüstung nicht geringer. Allerdings hatte er mit seinem „Machwerk“ Erfolg, großen Erfolg sogar, und auch Graetz mußte zugeben, bei all seiner Abneigung gegen den *Zohar*, daß es ihm gelang, diesen als dritte Säule der jüdischen Traditionsliteratur neben der Bibel und dem Talmud zu etablieren:

„So schlich sich ein neues Grundbuch für die Religion in den Schoß des Judentums ein, welches die Kabbala, die ein Jahrhundert vorher noch unbekannt war, neben Bibel und Talmud – und gewissermaßen noch höher stellte. Der Sohar hatte zwar nach der einen Seite das Gute, daß er der juristischen Trockenheit des Talmudstudiums einen gewissen Schwung entgegensetzte, die Phantasie und das Gemüt anregte und eine Stimmung erzeugte, welche der Verstandestätigkeit das Gegengewicht hielt. Allein der Schaden, den er dem Judentum gebracht, überwiegt diesen Gewinn bei weitem. Der Sohar verstärkte und verbreitete einen wüsten Aberglauben, befestigte in den Gemütern das Reich des Satans, der bösen Geister und Gespenster, die, früher im jüdischen Kreise gewissermaßen nur geduldet, durch ihn eine höhere Bestätigung erhielten. ... Durch seine hin und wieder gebrauchte sinnliche, ja ans Unzüchtige anstreichende Ausdrucksweise hat er, im Gegensatz zu dem keuschen, schamhaften jüdischen Schrifttum, unkeusche Regungen veranlaßt und dadurch später eine Sekte erzeugt, die sich über die Züchtigkeit hinwegsetzte. Der Sohar hat endlich den Sinn für das Einfache und Wahre förmlich abgestumpft und eine Traumwelt geschaffen, in welcher die Seelen derer, welche sich mit ihm ernstlich beschäftigten, wie in einen Halbschlaf eingelullt wurden und die Fähigkeit verloren, das Rechte vom Unrechten zu unterscheiden. Seine maßlosen Deuteleien der Schrift haben die Kabbalisten und andere, die von dieser Manier angesteckt wurden, angeleitet, die Verse und Wörter des heiligen Buches zu verdrehen und die Bibel zum Tummelplatz der wunderlichsten, tollsten Einfälle zu

¹² Geschichte der Juden, Bd. 7, 199.

machen. Enthält der Sohar doch sogar Äußerungen, welche dem christlichen Dogma von der Dreieinigkeit der Gottheit günstig klingen!“

Hier haben wir die ganze geballte Abneigung Graetzens gegen den *Zohar* als Inbegriff der Kabbala und der jüdischen Mystik überhaupt. Der letzte, emphatisch mit einem Ausrufungszeichen versehene Satz ist zweifellos die höchste denkbare Steigerung der Graetzschen Entrüstung über die Verirrungen des *Zohar* und als solche besonders verräterisch. Daß die Kabbala nämlich (keineswegs nur der *Zohar*) mit ihrem System der zehn innergöttlichen Potenzen – innerhalb dessen die drei obersten eine ganz besondere Rolle spielen – christlichen Spekulationen über die Trinität gefährlich nahe kommt, hat nicht nur Graetz erkannt, sondern haben schon ihre zeitgenössischen jüdischen Gegner gesehen. Abulafia etwa, der große Vertreter einer ekstatischen jüdischen Mystik im 13. Jahrhundert, hat sich darüber lustig gemacht, daß die Kabbalisten die christliche Trinität mit zehn innergöttlichen Potenzen überbieten mußten. Dieser Hinweis bei Graetz auf die Nähe der Kabbala zum Christentum läßt, wie wir sehen werden, den eigentlichen Grund für dessen Abneigung gegen die jüdische Mystik erkennen. Dies zeigt sich auch bei seiner Behandlung der christlichen Kabbala, die Ende des 15. Jahrhunderts mit Pico della Mirandola auf den Plan tritt, dem „Wunderjüngling“ der italienischen Renaissance, wie Graetz ihn nennt. Die christliche Kabbala, und Pico als ihr Vordenker, versuchten ja in der Tat die Kabbala als die uralte Geheimlehre des Judentums zu entdecken, die alle Grundlehren des Christentums bereits in sich enthält. Graetz zitiert ausdrücklich Picos berühmte These „daß keine Wissenschaft mehr Gewißheit über Christi Gottheit gebe, als die Magie und die Kabbala“ (*Nulla est scientia, quae nos magis certificet de divinitate Christi quam magia et Cabala*)¹³. Allerdings kommt Pico bei Graetz sehr viel besser weg als seine jüdischen Gewährsmänner, und dies gilt um so mehr noch für seinen „Schüler“ Johannes Reuchlin (1455–1522), den Hauptvertreter der christlichen Kabbala. Reuchlins wichtigster Gewährsmann war Joseph Gikatilla, dessen Hauptwerk *Sha'are Orah* als *Portae Lucis* ins Lateinische übersetzt und Reuchlin deswegen leicht zugänglich war. Über beide schreibt er:

„Sobald Reuchlin von der Fundgrube des sinnverwirrten Joseph Gikatilla erfuhr, hatte er keine Ruhe, bis er sie erhielt, und er machte sich darüber her, die Kabbala von neuem für die Dogmen des Christentums auszubeuten und seine Behauptung, die Kabbala sei gut christkatholisch,

¹³ Ibid. 246f. mit Anm. 1.

zu belegen. Von seinen Freunden und Verehrern war er öfter angegangen worden, ihren Durst nach den aus schauerlichen Tiefen fließenden Gewässern zu stillen. Mittels der Spielereien des Gicatilla glaubte Reuchlin das Rätsel der Welt lösen zu können – ein Lächeln erregender Irrtum des sonst so besonnenen Mannes.“¹⁴

Daß Graetz diese kabbalistischen Verirrungen Reuchlins mit einem Lächeln erträgt und nicht mit den ebenso groben wie stereotypen Schimpfwörtern belegt, die er den jüdischen Kabbalisten vorbehält, hängt zweifellos damit zusammen, daß Reuchlin in seinem Eifer etwas Richtiges erkannt hat: die Nähe der Kabbala zum Christentum. Zwar ist die Kabbala in ihrer klassischen Form nicht uralte, jedenfalls nicht so alt, wie Reuchlin es gerne hätte, um die christlichen Dogmen in ihr wiederzufinden, aber irgendwie hängen Kabbala und Christentum zusammen – und dies, so möchte ich behaupten, ist der eigentliche Grund für Graetzens Abneigung gegen die Kabbala (und seine relativ milde Behandlung der christlichen Kabbalisten).

Um dieses „irgendwie“ zu präzisieren, müssen wir uns genauer anschauen, was Graetz über die Entstehung der jüdischen Mystik zu sagen hat, und hier ist der Befund durchaus überraschend. Die Väter der „judäischen Mystik“, wie er sie nennt, waren nämlich die Essener oder „Essäer“ in Graetzens Terminologie! Die Essener sind die jüdische Sekte, die heute mit Qumran und den Schriftrollen vom Toten Meer identifiziert wird. Natürlich wußte Graetz noch nichts von den Schriftrollen (sie wurden erst seit 1947 wiederentdeckt), aber die Essener sind auch bei antiken Autoren erwähnt, vor allem bei Flavius Josephus in dessen *Bellum Judaicum*, der Geschichte des ersten jüdischen Krieges¹⁵. Diese Essener, so Graetz, waren nicht nur die Urahnen der späteren Gnosis, sondern auch die Väter der jüdischen Mystik¹⁶. Ihre mystischen Neigungen schließt er aus ihrer bei Josephus bezeugten asketischen Lebensweise, ihren extremen Reinheitsvorschriften, ihrer Ehelosigkeit, ihrem Verzicht auf Eigentum und ihrem angeblichen Interesse für die „Geheimnisse des Gottesnamens“. Dies alles brachte sie dazu, sich „in eine Art kabbalistischer Mystik zu vertiefen“¹⁷.

¹⁴ Bd. 9, 167.

¹⁵ *Bellum*, II, 119–161; *Antiquitates*, XVIII, 18–22.

¹⁶ *Geschichte der Juden*, Bd. 3/1, 94: „Ohne Zweifel waren die Essäer die Erfinder der ‚Geheimnisse der Lehre‘ (Sitre Thora), wie sie auch die Urahnen der judäischen Mystik und der christlichen Gnosis waren.“

¹⁷ *Geschichte der Juden*, Bd. 3 (Leipzig 1856) 100. In den folgenden Auflagen wurde aus der kabbalistischen Mystik „eine Art Geheimlehre“; s. Bd. 3/1, 93.

Damit ist die Katze aus dem Sack: Die Geheimlehre der Essener ist der Ursprung der jüdischen Mystik, der Kabbala, und ihre Urheber sind die Erzbösewichte der jüdischen Geschichte: „Das Essäertum barg in seinem Schoße eine Opposition gegen das bestehende Judentum, von welcher Anhänger und Gegner keine Ahnung hatten.“¹⁸ Doch woher kommen diese mystischen Neigungen der Essener? Graetz hält sich hier bedeckt, wie er überhaupt nur ganz selten den Forschungsstand reflektiert und die Quellen seiner Einsichten preisgibt. Aber natürlich steht er in einem konkreten Forschungszusammenhang, und wir können rekonstruieren, woher er seine Erkenntnisse über die Essener bezog¹⁹.

Schon lange vor Graetz hatte, um nur zwei Beispiele zu nennen, der französische Religionswissenschaftler Joseph Salvador, einer der Väter der historisch-kritischen Leben-Jesu-Forschung, in seinem 1838 erschienenen Werk „Jésus-Christ et sa doctrine“ die mystisch-allegorischen Spekulationen eines Philo von Alexandria auf essenischen Einfluß zurückgeführt²⁰; und 1855, also kurz vor dem Erscheinen des dritten Bandes von Graetzens „Geschichte“, in dem die Essener behandelt werden, veröffentlichte Albrecht Ritschl einen Traktat „Ueber die Essener“, in dem er auf die Beziehungen zwischen Alexandria und den mystischen Neigungen der Essener einging²¹. Bedenkt man, daß die von Philo beschriebenen Therapeuten, ein Zweig der Essener, in der Nähe von Alexandria lebten, so liegt die von Graetz ganz offensichtlich gezogene Schlußfolgerung nahe: Die essenische Mystik stammt aus Ägypten, mit anderen Worten aus orientalischen Quellen. Das Vehikel, mit dem sie ihre krausen Ideen verbreitet, ist die allegorische Exegese – die ja dann mit Philo ihren Höhepunkt im Judentum erleben sollte –, eine Exegese, die der klassischen talmudischen Exegese, Graetzens Idealbild, in allem entgegengesetzt ist. Sind wir aber einmal in Ägypten, so sind einem romantischen Orientbild Tür und Tor geöffnet. Jonathan Elukin geht so weit zu behaupten, daß es in der Mitte des 19. Jahrhunderts allgemeiner wissenschaftlicher Konsensus war, die essenische Mystik aus Ägypten und Indien herzuleiten²². Er zitiert die exzentrische englische Schriftstellerin George Eliot, mit bürgerlichem Namen Mary Ann Evans, die in einem Brief vom 21. Januar 1852 von einem französischen Besucher ihres

¹⁸ Ibid. 97.

¹⁹ Dazu v.a. Jonathan M. Elukin, A New Essenism: Heinrich Graetz and Mysticism, in: Journal of the History of Ideas 59 (1998) 135–148, besonders 139f.

²⁰ Joseph Salvador, Jésus-Christ et sa doctrine, Bd. 1 (Bruxelles 1838) 120ff.

²¹ Albrecht Ritschl, Ueber die Essener, in: Theologische Jahrbücher 14 (1855) 315–356.

²² Elukin, New Essenism (wie Anm. 19) 139.

Salons berichtet, der sich wie folgt über die Essener ausgelassen habe: „He moreover traces Essenism back to Egypt and thence to India, the cradle of all religions, etc. etc., with much more which he uttered with an unctious rather amusing in a *soirée tête-à-tête*.“²³ Graetz hätte demnach die Meinung seiner Zeitgenossen über den ägyptisch-indischen Ursprung der essenischen Mystik geteilt, aber eben nicht deren romantische Begeisterung; im Gegenteil, das „Essäertum“ repräsentiert für ihn den orientalistisch-mystischen Gegenentwurf gegen das talmudische Pharisäertum, die einzig legitime Form des Judentums.

Diese Stoßrichtung Graetzens wird noch deutlicher, wenn wir uns einen weiteren Ableger vergegenwärtigen, den die Essener angeblich hervorgebracht haben; sie sind nämlich nach Graetz nicht nur für die jüdische Mystik verantwortlich, sondern für keine geringere Bewegung als das Christentum (und auch hier ist Graetz ganz im Einklang mit der Wissenschaft seiner Zeit)²⁴. Gleich zu Beginn des Kapitels über „Messianische Erwartungen und der Ursprung des Christentums“ wird der entscheidende Ton angeschlagen: „Diese neue Erscheinung, diese alte Lehre in neuem Gewande, oder richtiger dieses mit fremden Elementen versetzte Essäertum ist das *Christentum*, dessen Entstehung und erster Verlauf in diese Zeitepoche der jüdischen Geschichte fallen.“²⁵ Selbstverständlich war schon Johannes der Täufer, der Vorläufer Jesu, ein Essener, und diejenigen, die sich von ihm taufen ließen, nahmen die „essäische Lebensregel“ an und wurden in den „Essäerorden“ aufgenommen²⁶. Demnach versteht es sich von selbst, daß auch der größte seiner Schüler, Jesus von Nazareth, zu den Essenern neigte. Zwar lasse sich nicht nachweisen – hier ist Graetz vorsichtig – daß „Jesus förmlich in den Essäerorden aufgenommen wurde“, doch kann „vieles aus seinem Leben und Wirken nur durch die Annahme erklärt [werden], daß er sich essäische Grundsätze angeeignet hatte“²⁷, nämlich die von Graetz immer wieder hervorgehobenen essenischen Tugenden Armut, Ehelosigkeit, Gütergemeinschaft, Ablehnung des Eides, Wunderheilungen und Erwartung des nahe bevorstehenden Himmelreiches, d.h. die messianische Naherwartung²⁸. Weiter gehört zu diesem essenischen Befund, daß Jesus

²³ Gordon S. Haight (ed.), *Selections from George Eliot's Letters* (New Haven, Conn. 1985) 88.

²⁴ *Elukin*, *New Essenism* (wie Anm. 19) 138 f.

²⁵ Bd. 3/1, 272.

²⁶ *Ibid.* 278.

²⁷ *Ibid.* 284.

²⁸ *Ibid.* 284–287.

eine Jüngerschar um sich sammelte, die er „die essäisch leidenden Tugenden der Selbstverleugnung, der Demut, der Güterverachtung, der Verträglichkeit und Friedfertigkeit“ lehrte²⁹. Und natürlich befeißigten sich auch die ersten Anhänger Jesu, die „Nazaräer oder Nazarener“, der „essäischen Lebensweise“³⁰. Die essenischen Wurzeln der Jesusbewegung sind Graetz so wichtig, daß er hier in einer langen Anmerkung einen forschungsgeschichtlichen Exkurs bietet (worauf er sonst, wie gesagt, meist verzichtet):

„Es ist erstaunlich, daß selbst die halben Kritiker, die zugeben, daß Johannes der Täufer, der Vorläufer des Christentums, ein Essäer gewesen, die auch zugeben, daß die unmittelbaren Anhänger Jesu, die Ebioniten, essäisch gelebt haben, noch immer Scheu tragen, das Wort auszusprechen, welches die Rätsel des Urchristentums, wie es in den Evangelien dargestellt ist, zu lösen imstande ist: *daß Jesus mit dem Essäertum zusammengehangen und vieles daraus entlehnt hat.* ... Kurz alles Schwärmerische und Exzentrische im Leben Jesu nach den synoptischen Evangelien ist aus dem Essäismus, und *nur aus ihm*, zu erklären.“³¹

Mit diesem überraschenden Befund, daß die kleine Sekte der Essener, die lange nach Graetz (in der Mitte des 20. Jahrhunderts) ihre archäologische Wiederauferstehung feiern sollte, sowohl für die jüdische Mystik wie auch für das Christentum verantwortlich sein sollte, schließt sich der Kreis. So wie die Mystik als verhängnisvoller Gegenentwurf gegen das pharisäisch-talmudische Judentum aus dem Schoße des Essenertums geboren wurde, ist das Christentum eine „Neugeburt mit der Totenmaske“, die „dem jüdischen Volke neue und schmerzliche Wunden schlagen (sollte). Das Messiasium aus Nazaret war aus dem Mutterschoß der essäischen Sekte hervorgegangen, und da diese bereits einen Groll gegen das von pharisäischen Grundlehren gestaltete Leben des Volkes hatte, so erbte das Kind diesen Groll und steigerte ihn noch, vom Schmerz gestachelt, den es durch den Tod seines Stifters empfand.“³² Welch eine Kombination: die jüdische Mystik und das Christentum als die gemeinsamen Feinde des wahren (pharisäisch-talmudischen) Judentums! Hier erklärt sich der Zorn oder sogar Haß Graetzens auf die jüdische Mystik. Beide, jüdische Mystik und Christentum, können ihre orientalisch-mystische Herkunft nicht verleugnen; beide werden aus denselben trüben Quellen gespeist und verbünden sich durch die ganze Geschichte hindurch immer

²⁹ Ibid. 291.

³⁰ Ibid. 311.

³¹ Ibid. 286f. Anm. 1.

³² Ibid. 313.

wieder gegen den pharisäischen Talmudismus, die reine Form des Judentums. Die Pointe besteht aber darin, daß Graetz sich im Fortgang seiner „Geschichte der Juden“ naturgemäß nur noch am Rande mit dem Christentum beschäftigt; seine Ausfälle in ihren wütenden und teilweise pathologischen Bildern richten sich fast ausschließlich gegen die Kabbala. Doch müssen diese Ausfälle gegen die Kabbala auch als Ausfälle gegen das Christentum gelesen werden, stammen doch beide, Kabbala und Christentum, von demselben (jüdischen) Vater ab. Die Kabbala ist verkapptes Christentum und als solches der fortwährende Pfahl im Fleische des Judentums. Das reine, durch den Talmud verkörperte Judentum muß sich durch seine gesamte Geschichte hindurch gegen die schädlichen Einflüsse der Mystik zur Wehr setzen und versuchen, diese auszuscheiden. Bis in Graetzens Gegenwart hinein ist dem Judentum dies nicht gelungen, lebt die Mystik doch im 19. Jahrhundert in Gestalt des osteuropäischen Chassidismus munter fort: „Neuchaßidäer“ nennt Graetz dessen Anhänger, einen weiteren Sproß der alten Essener, eine „Tochter der Finsternis, ... im Dunkeln geboren“³³. Der Kampf gegen den kabbalistisch-christlichen Pfahl im Fleische des Judentums wird, so darf man vermuten, erst am Ende der Geschichte entschieden sein.

Die Beantwortung der Frage im Haupttitel meines Beitrags ist, was Graetz betrifft, somit nicht schwer zu beantworten: Aus dem Orient strahlt für ihn gewiß kein Licht, sondern aus dem Orient kommen Kabbala und Christentum, der dialektische Gegenentwurf oder – um im Bild zu bleiben – die dunkle Seite des Judentums, die nur durch das Licht der jüdischen Aufklärung und Emanzipation überwunden werden kann. Nicht von ungefähr endet der elfte und letzte Band der „Geschichte der Juden“ mit dem Verweis auf die Wissenschaft des Judentums, deren Aufgabe mit der Funktion des Propheten Elia verglichen wird. Dem Propheten Elia obliegt es nicht nur, wie Graetz in Anspielung auf Maleachi 3:24 sagt, „die Herzen der Eltern mit den Herzen der Kinder in Eintracht zu versöhnen“; Elia ist bekanntlich auch der Vorläufer des Messias. Mit der Wissenschaft des Judentums – und, so darf man vielleicht hinzufügen, mit Heinrich Graetz als ihrem herausragenden Vertreter – ist die messianische Zeit angebrochen, die Zeit, in der das wahre Licht des Judentums leuchten und die Mystik endlich besiegt sein wird.

³³ Bd. 11, 96.

Gershom Scholem

Sie war aber alles andere als besiegt, weder im Leben des Judentums noch in der Wissenschaft. Für ersteres zeugt die fortdauernde Blüte in den chassidischen Gemeinden Amerikas und Israels; für letzteres sorgte Gershom Scholem, der große Antipode Graetzens, der der jüdischen Mystik zu einem ungeahnten Aufschwung in der Wissenschaft vom Judentum des 20. Jahrhunderts verhelfen sollte. Wir sind über Scholems jüdische Erziehung – genauer: seine autodidaktische jüdische Erziehung, stammte er doch aus einem völlig assimilierten Elternhaus – aus erster Hand durch seine Jugenderinnerungen „Von Berlin nach Jerusalem“ informiert³⁴. Hier erfahren wir in dem „Jüdisches Erwachen“ überschriebenen Kapitel, daß die erste Begegnung des vierzehnjährigen Scholem mit der jüdischen Geschichte und Literatur über die „Israelitische Hausbibel“ hinaus ausgerechnet durch Graetz vermittelt wurde, und zwar durch dessen überaus erfolgreiche dreibändige Volksausgabe der „Geschichte der Juden“. „Ich verschlang die Bände mit großem Interesse“, schreibt er, und ließ sie sich, zusammen mit Mommsens „Römischer Geschichte“, von seinen Eltern zur Bar Mitzwa schenken³⁵. Und was noch bemerkenswerter ist, der „tiefe Eindruck“, den das Werk von Graetz bei ihm hinterließ, rief den Wunsch in ihm hervor, Hebräisch zu lernen (was er dann sehr erfolgreich in die Tat umsetzte). So arbeitete Scholem sich durch zahlreiche grundlegende Werke des Judentums, allen voran den (babylonischen) Talmud. Die Kabbala erwähnt er zum ersten Mal während seiner Studienzeit in Bern (1918/19), und hier interessanterweise wieder im Zusammenhang mit Graetz, seinem späteren Gegner:

„Schon früh regte sich mein Interesse für die Kabbala, die jüdische Mystik, wobei wahrscheinlich sehr verschiedene Motive mitwirkten. Vielleicht war ich, wie die Kabbalisten das genannt hätten, der ‚Wurzel meiner Seele‘ nach mit einer Affinität zu diesem Bereich begabt, vielleicht wirkte mein Drang, das Rätsel der jüdischen Geschichte zu verstehen, mit ... Graetz, dessen *Geschichte der Juden* mich so hingerissen hatte, trug wie fast alle Begründer der Wissenschaft vom Judentum im vorigen Jahrhundert ... die größte Abneigung gegen alles zur Schau, was mit religiöser Mystik zusammenhing. Das klassische Buch der spani-

³⁴ *Gershom Scholem, Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen* (Frankfurt a. M. 1977); erweiterte Fassung (deutsche Übersetzung der hebräischen Ausgabe von 1982) unter demselben Titel hrsg. v. *Michael Brocke, Andrea Schatz* (Frankfurt a. M. 1994).

³⁵ Von Berlin nach Jerusalem 52.

schen Kabbala, der *Sohar*, heißt bei ihm das Lügenbuch, und es gibt, wenn er auf die Kabbalisten zu sprechen kam, ein ganzes Lexikon von Schimpfereien. Ich könnte nicht sagen warum, aber es kam mir unwahrscheinlich vor, daß die Kabbalisten solche Scharlatane, Narren und Meister von Alfanzereien, wie er sich ausdrückte, gewesen sein sollten, als die sie hier erschienen. Irgend etwas schien mir dort vielleicht verborgen, was mich anzog.“³⁶

Immerhin sagt er kurz darauf, daß er schon 1915, also im jugendlichen Alter von 18 Jahren, begann, „Schriften über die Kabbala zu lesen“ und sich „später an Originaltexten der kabbalistischen und chassidischen Literatur zu versuchen“³⁷. Diesen Studien war allerdings zunächst wenig Erfolg beschieden. In Deutschland gab es zwar viele gute Talmudisten, aber niemanden, der wißbegierige Studenten in die Kabbala einführen konnte:

„Ich versuchte einmal, Dr. Bleichrode [einen angesehenen Talmudgelehrten] zu veranlassen, mit einigen von uns einen solchen Text, einen berühmten Traktat über kabbalistische Ethik aus dem 16. Jahrhundert zu lesen. Nach einigen Stunden sagte er: ‚Kinderlach, wir müssen es aufgeben. Ich verstehe die Zitate aus dem *Sohar* [deren das Buch voll war] nicht und kann euch die Sache nicht richtig erklären.“³⁸

So nahm Scholem denn Zuflucht ausgerechnet zu Franz Joseph Molitors vierbändigem Opus „Philosophie der Geschichte oder über die Tradition“ (1827–53), eine moderne Frucht der christlichen Kabbala, das sehr gut bei ihm wegkommt: „Es war mir klar, daß die christologischen Umdeutungen dieses Autors, eines Schülers Schellings und Baaders, ganz verfehlt waren, aber er hatte doch mehr von der Sache verstanden als seine zeitgenössischen judaistischen Koryphäen.“³⁹ Molitor und die hebräischen Schriften über den Chassidismus von S. A. Horodezky waren dann immerhin so anregend für Scholem (obwohl er bald erkannte, daß Horodezky „ein ziemlich einsichtsloser Panegyriker war“)⁴⁰, daß er zwischen 1915 und 1918 „nicht wenige Hefte mit Exzerpten, Übersetzungen und Betrachtungen zur Kabbala voll(schrieb)“⁴¹ und sich 1919 endgültig entschloß, „das Zentrum meiner Studien auch äußerlich von der Mathematik [seiner ersten Liebe] auf die Judaistik zu verlegen und

³⁶ Ibid. 144.

³⁷ Ibid. 145.

³⁸ Ibid.

³⁹ Ibid. 145 f.

⁴⁰ Ibid. 146.

⁴¹ Ibid.

mich, mindestens für einige Jahre, an ein wissenschaftliches Studium der Kabbala zu machen. Daß aus den geplanten paar Jahren eine Lebensarbeit werden würde, habe ich damals noch nicht gedacht.“⁴²

Die Wahl des Studienortes fiel auf München, und deswegen darf sich München mit vollem Recht rühmen, der Geburtsort der modernen Erforschung der Kabbala zu sein. Freilich wählte Scholem München nicht, so muß gleich einschränkend hinzugefügt werden, wegen seiner herausragenden akademischen Lehrer der Judaistik, sondern ausschließlich wegen seiner reichen Schätze an hebräischen und darunter auch kabbalistischen Handschriften. Passende akademische Lehrer gab es für ihn in München nicht (ebenso wenig wie an anderen deutschen Universitäten), und so erkor er sich zu seinen Doktorvätern den Historiker der mittelalterlichen Philosophie Clemens Bäumker und den Semitisten Fritz Hommel; da eine Promotion in Philosophie damals das Pflichtnebenfach Psychologie nach sich zog – ein Fach, gegen das er „eine leidenschaftliche Abneigung gefaßt hatte“ (zumal gegen einen Professor Becher, der über Gehirngewichte arbeitete) – mußte er, um mit einem judaistischen Thema promovieren zu können, auf die Semitistik als Hauptfach ausweichen. (Seltsamerweise, diese Bemerkung sei mir in Klammern gestattet, gehört an der Münchener Universität die Judaistik immer noch zur Semitistik, während die moderne jüdische Geschichte zu den Historikern abgewandert ist.)

Zum Gegenstand seiner Dissertation wählte Scholem eben jenes Buch *Bahir*, den in der Provence am Ende des 12. Jahrhunderts redigierten ältesten kabbalistischen Traktat, den Graetz giftig als „Wechselbalg“ und „kabbalistische Lügenschrift“ beschimpft hatte. Auf das Buch *Bahir* fiel er aus ganz pragmatischen Gründen: einmal, weil es den Anfang der Kabbala im eigentlichen Sinne markiert und dann, weil die wichtigste hebräische Handschrift dieses Traktates in der Münchener Staatsbibliothek lag (und bis heute liegt). Aus dem Plan einer kritischen Edition mit Übersetzung und Kommentar blieb am Ende nur die kommentierte deutsche Übersetzung übrig, doch ist diese bis heute nicht überholt; der junge Scholem legt hier vor allem im Kommentar eine für sein Alter und die ihm damals zur Verfügung stehenden Mittel erstaunliche Gelehrsamkeit an den Tag, und es ist beeindruckend, mit welcher Sachkenntnis und Sicherheit er sich in den hebräischen Schätzen der Staatsbibliothek bewegt. 1923 promovierte Scholem mit dieser Arbeit, die noch im selben

⁴² Ibid.

Jahr gedruckt erschien⁴³. Am Tag nach dem Rigorosum boten ihm seine Lehrer Hommel und Bäumker an, ihn im Fach Judaistik zu habilitieren. Scholem, der sich schon lange innerlich entschlossen hatte, nach Palästina auszuwandern, weil er keine Zukunft mehr für ein Judentum (und damit auch für eine Wissenschaft vom Judentum) in Deutschland sah, schlug das Angebot aus. (Wenn ich noch eine Bemerkung in Klammern hinzufügen darf: Nicht auszudenken, was hätte geschehen können, wenn er das Angebot angenommen und damit das Fach Judaistik in Deutschland begründet hätte; es sollte bis 1963 dauern, daß der erste judaistische Lehrstuhl an einer deutschen Universität, nämlich an der Freien Universität Berlin, errichtet wurde – nach der weitgehenden Vernichtung des europäischen Judentums.)

Nach seiner Promotion in München wurde Scholem zunächst Bibliothekar an der National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem, dann (1925) Dozent und schließlich (1933) Professor für Kabbala an der Hebräischen Universität. Er erarbeitete sich systematisch das ganze Gebiet der jüdischen Mystik im weitesten Sinne (1941 erschien auf Englisch sein erstes magnum opus „Major Trends in Jewish Mysticism“) und wandte sich erst danach wieder dem Buch *Bahir* zu, dem Thema seiner Dissertation. 1962 veröffentlichte er in deutscher Sprache (die einzige große Monographie, die er jemals auf Deutsch schrieb) bei de Gruyter ein Buch mit dem urdeutschen Titel „Ursprung und Anfänge der Kabbala“, in der englischen Übersetzung von 1987 schlicht „Origins of the Kabbalah“. Meine amerikanischen Kollegen fragen mich manchmal ironisch, was denn der Unterschied zwischen „Ursprung“ und „Anfänge“ sei, aber genau darum geht es: nicht nur um schlichte „Anfänge“, sondern um den „Ursprung“ der Kabbala mit dem ganzen mythischen und romantischen Gewicht dieses Wortes. „Die Frage nach dem Ursprung und den Anfängen der Kabbala, der im 13. Jahrhundert scheinbar unvermittelt auftauchenden Form der jüdischen Mystik und Theosophie, ist unbestritten eine der schwierigsten Fragen der Religionsgeschichte des Judentums nach der Zerstörung des Tempels. Ebenso unbestritten ist sie eine der wichtigsten.“ – So lauten die ersten beiden Sätze des Buches⁴⁴.

Es ist sicher kein Zufall, daß der umfangreichste Artikel über das Wort „Ursprung“ immer noch im „Deutschen Wörterbuch“ der Gebrüder

⁴³ Das Buch *Bahir*. Ein Schriftdenkmal aus der Frühzeit der Kabbala auf Grund der kritischen Neuausgabe von Gerhard Scholem (Leipzig 1923).

⁴⁴ *Gershom Scholem*, Ursprung und Anfänge der Kabbala (Berlin 1962) 1. – Ich stütze mich im folgenden auf meine Ausführungen in: *Mirror of His Beauty: Feminine Images of God from the Bible to the Early Kabbalah* (Princeton, Oxford 2002) 218 ff.

Grimm zu finden ist⁴⁵, und so offenbart sich Scholem mit seiner leidenschaftlichen Suche nach dem „Ursprung“ als ein echter Erbe der deutschen Romantik, der Überzeugung nämlich, daß das Ideal des „Vollkommenen“ und demgemäß „Authentischen“ eher in der Vergangenheit zu finden sei als in der Gegenwart oder in der Zukunft. Je entfernter und „mythischer“ diese Vergangenheit erschien, desto besser, denn was könnte „älter“, „ursprünglicher“ und „authentischer“ sein als ein Mythos? Und wo entdeckte Scholem die Wurzeln des Buches *Bahir* und damit den Ursprung der Kabbala? Sie werden es schon ahnen: im Orient.

Um dies genauer auszuführen, muß ich einige Worte über den Charakter dieses ersten kabbalistischen Traktates verlieren. Sein Titel *Bahir* ist, wie so häufig bei hebräischen Büchern, aus einem Bibelvers abgeleitet, dem Vers Hiob 37,21: „Jetzt aber sieht man das Licht nicht (mehr), es scheint/leuchtet (*bahir hu*) im Himmel“; *Bahir* ist also „der leuchtende Schein vom Himmel“, ein Titel, der kein geringes Selbstbewußtsein seiner anonymen Autoren erkennen läßt. Formal präsentiert sich das Buch ganz im Stile der klassischen jüdischen Traditionsliteratur, inhaltlich enthält es aber überaus radikale Neuerungen, die schon manchem Zeitgenossen übel aufgestoßen sind. Die wichtigste Neuerung, ich habe es bereits kurz erwähnt, betrifft die Vorstellung von Gott. Der Gott des *Bahir* geht weit über den Gott der Bibel und des rabbinischen Judentums der Spätantike hinaus; er ist vermutlich eine Reaktion gegen das rationalistische Gottesbild des jüdischen Aristotelismus, wie es seit dem 12. Jh. von Maimonides und seinen Nachfolgern vertreten wurde. Der *Bahir* setzt sich aber keineswegs offen damit auseinander, sondern ignoriert seine Gegner völlig, erachtet sie nicht einmal für diskussionswürdig, und entwickelt statt dessen in mythisch-dunklen Bildern ein ganz neues Konzept von Gott. Sein Ideal ist nicht der unwandelbare Gott, der unbewegte Beweger der Philosophen, sondern im Gegenteil die Beschreibung des vielfältigen und dynamischen Lebens, das sich in Gott selbst vollzieht. Natürlich bleibt Gott für den Autor/die Autoren des *Bahir* der eine und einzige Gott, aber er besitzt gleichzeitig ein unvorstellbar reiches inneres Leben; seine Gottheit entfaltet sich in Potenzen, Energien, Emanationen (*Hebr. Sefirot*), die verschiedene Aspekte des göttlichen Wesens verkörpern und ständig in einer komplexen Beziehung untereinander stehen. Während die ungeteilte Einheit Gottes, sein Für-sich-selbst-sein, zu einem Bereich gehört, über den keine Aussage möglich ist (es ist dies der verborgene Gott, den die spätere Kabbala *'Ein Sof* nennt, wörtlich „ohne

⁴⁵ Bd. 11.3, bearbeitet von Karl Euling (Leipzig 1936) col. 2538–2545.

Ende“), kann ihre Entfaltung in *Sefirot* (die bald auf insgesamt zehn festgelegt werden sollten) durchaus beschrieben werden. Und dies genau ist es, was der *Bahir* und die nachfolgende Kabbala versuchen, in immer neuen Bildern zu tun.

Auf eine Besonderheit dieses Systems muß eigens hingewiesen werden, weil sie für Scholems Ursprung-Argumentation wesentlich ist. Zu den neuen von Gott entwickelten Bildern gehört die Vorstellung, daß das sich in zehn Potenzen (*Sefirot*) entfaltende innere Leben Gottes nicht abstrakt-neutral beschrieben wird, sondern ausdrücklich geschlechtlich determiniert ist; von den zehn Potenzen sind nämlich neun als „männlich“ bezeichnet und eine als „weiblich“. Dieses weibliche Prinzip in Gott wird Shekhina genannt (wörtlich „Einwohnung“), ein Begriff, den wir sehr gut aus der klassischen rabbinischen Literatur kennen. Dort bezieht er sich auf die Gegenwart Gottes in der Welt und ist immer subjektidentisch mit dem männlichen Gott der Bibel und des rabbinischen Judentums, d.h. er hat keinerlei weibliche Eigenschaften. Im *Bahir* dagegen ist die Shekhina nicht nur als eigenes Prinzip in das innergöttliche Leben einbezogen; dieses eigene Prinzip ist auch explizit und durchaus plastisch-sexuell als weiblich vorgestellt.

Dies sind also die wichtigsten Neuerungen des *Bahir*: zehn innergöttliche Potenzen, von denen eine weiblich ist. Das Problem nun, vor dem Scholem stand (und vor dem die Forschung bis heute steht), ist die Frage, wo diese revolutionäre Vorstellung vom dynamischen männlich-weiblichen Leben in Gott herkommt. Sie fällt nämlich mit dem *Bahir* gewissermaßen vom Himmel und kann weder aus der klassischen rabbinischen Literatur noch (viel weniger) aus der mittelalterlichen jüdischen Philosophie abgeleitet werden. Scholems Antwort in „Ursprung und Anfänge der Kabbala“: sie stammt aus der Gnosis, und damit aus dem Orient. Ich kann seine Argumentation hier natürlich nicht nachzeichnen und verweise nur auf zwei Punkte. Einmal ist dies die gnostische Idee des *Pleroma*, der „Fülle“ und innergöttlichen Harmonie, aus der sich „Wesenheiten“ und „göttliche Emanationen“ entwickeln, die in der Sprache der Gnosis „Äonen“ genannt werden⁴⁶. Diese spannungsreiche innere Dynamik zwischen dem „Pleroma“ und den sich aus dem Pleroma entfaltenden „Äonen“ sieht er in den zehn *Sefirot* des *Bahir* wiederkehren. Darüber hinaus, und dies ist für ihn noch entscheidender, kennt die Gnosis (oder genauer: kennen die verschiedenen gnostischen Systeme) auch ein weibliches Element unter diesen „Äonen“; ja dieses weibliche

⁴⁶ S. die Darstellung bei Scholem, *Ursprung und Anfänge* 59 f.

Element spielt eine ganz besondere Rolle sowohl innerhalb der göttlichen Potenzen als auch für den Übergang von der innergöttlichen Welt zu unserer materiellen irdischen Welt. Der weibliche „Äon“ mit Namen „Sophia“ („Weisheit“) „fällt“ nämlich, so glaubt Scholem den ihm bekannten gnostischen Texten entnehmen zu können, aus der innergöttlichen Welt heraus und ist für die Entstehung der irdischen Welt sowie für deren Rückführung in das göttliche Pleroma verantwortlich. Diese „Sophia“ findet nun Scholem in der Shekhina wieder, der weiblichen Potenz Gottes im System des *Bahir*. Zwar ist die Shekhina im *Bahir* nicht für die *Entstehung* der irdischen Welt verantwortlich, aber sie wird dort als Abgesandte der göttlichen Welt in die irdische Welt der Menschen geschickt und sorgt dafür, daß die Menschen zu Gott zurückkehren.

Dies ist, sehr kurz gefaßt, der von Scholem rekonstruierte gnostische Hintergrund des *Bahir*. Das Buch ist somit in der Provence nicht im eigentlichen Sinne des Wortes entstanden, sondern lediglich unter Heranziehung viel älteren Materials redigiert worden. Es enthält also, wie er ausdrücklich sagt, ältere Quellenschichten, und gerade die Vorstellung von einer weiblichen Potenz in Gott stammt aus einer solchen älteren Schicht: „So werden wir durch diese Betrachtung zu der Annahme gedrängt, das(s) auf die Ausbildung der Symbolik des Buches *Bahir orientalische* Quellen aus der Welt der *Gnosis*⁴⁷ eingewirkt haben, beziehungsweise, daß die Schekhina-Fragmente des *Bahir* selber einer solchen Quellenschicht angehören⁴⁸. ... Irgendwann zwischen 1130 und 1170 gelangten die Blätter dieses Ur-*Bahir* nach der Provence und wurden dort jener letzten Umarbeitung und Redaktion unterzogen, in der das Buch uns zugekommen ist.“⁴⁹

Diese ingeniose Herleitung des *Bahir* und damit des Ursprungs der Kabbala aus den Tiefen der orientalischen Gnosis hat allerdings einen Schönheitsfehler, dessen Scholem sich durchaus bewußt war. Ich rede hier nicht von seinem problematischen Verständnis von *der* Gnosis, das stark von Hans Jonas' „Gnosis und spätantiker Geist“ geprägt ist (dafür konnte er nichts; das entsprach dem Zeitgeist, waren doch die gnostischen Originalschriften in koptischer Übersetzung, die unser Verständnis der Gnosis revolutionieren sollten, noch nicht entdeckt). Das Hauptproblem der Scholemschen Rekonstruktion besteht vielmehr darin, daß die

⁴⁷ Meine Hervorhebung, P.Sch.

⁴⁸ Ibid. 85; s. auch 79.

⁴⁹ Ibid. 109.

gnostischen Systeme in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten im Vorderen „Orient“ formuliert wurden und der *Bahir* viele hundert Jahre später (um 1200) in Südfrankreich auftauchte und daß es weder Scholem noch sonst jemandem bisher gelungen ist, die verschlungenen Wege über diese Jahrhunderte hinweg nachzuzeichnen, auf denen die mythisch-gnostischen Ideen nach Südfrankreich transportiert worden sein sollen. Kurzum, die gewaltige geographische und vor allem zeitliche Kluft konnte bisher nicht überbrückt werden, und so ist (aus heutiger Sicht) die von Scholem entworfene Theorie des gnostischen Ursprungs der Kabbala letztlich selbst ein Mythos: die Geburt der Kabbala aus dem Geiste der Gnosis.

Dazu kommt ein weiteres Problem, dem Scholem sich nur ansatzweise stellt. Indem er den kabbalistischen Mythos in einem mysteriösen und nur vage definierten „Orient“ lokalisiert und mit „der“ Gnosis identifiziert, zwingt ihn das Modell seiner romantischen Vorgänger zu gewundenen Formulierungen und gewagten historischen Rekonstruktionen. Während nämlich die deutschen Romantiker den mythischen Ursprung ihrer eigenen Nation entdeckten und deren nationale Schätze systematisch sammelten und analysierten, konnte Scholem dies für die Gnosis nicht so ohne weiteres reklamieren – ist die Gnosis (oder besser: sind die gnostischen Systeme) doch ein vorwiegend christliches Phänomen. Scholem hätte also konsequenterweise den Ursprung der Kabbala aus der christlichen Gnosis behaupten müssen (womit er der Linie Graetzens durchaus nahekäme). Ein solches Ergebnis aber war für ihn schlechterdings unvorstellbar. Scholem wurde nicht müde zu betonen, daß die Kabbala eine der wirkmächtigsten Kräfte innerhalb der jüdischen Religionsgeschichte war – völlig undenkbar, daß dieses dynamische Kraftzentrum ausgerechnet aus fremden, nämlich christlichen Quellen gespeist wurde. Scholems Äußerungen über die Herkunft und den Charakter der Gnosis sind vage und auch widersprüchlich, aber vor die Wahl gestellt, den außerjüdischen (genauer: christlichen) Ursprung der Kabbala einzuräumen oder aber „die“ Gnosis jüdisch umzufunktionieren, d. h. den Ursprung der Gnosis im Judentum zu behaupten, entschied er sich offenkundig für letzteres, die Annahme einer Entwicklung der spätantiken christlichen Systeme der Gnosis aus jüdischen Ursprüngen.

Damit kommt Scholem, der ewige Widerpart Graetzens, am Ende wieder einmal zu ähnlichen Ergebnissen wie dieser, interpretiert diese aber wieder ganz anders (d. h. beide stimmen im Befund überein, nicht aber in der Bewertung dieses Befundes). Auch für ihn kommt die jüdische Mystik aus dem „Orient“, doch dieser Orient hat einen völlig ande-

ren Stellenwert als bei Graetz. Während Graetz zwar seinen Zeitgenossen in der Herleitung der jüdischen Mystik aus dem Orient folgt, aber – von der romantischen Orientbegeisterung dieser Zeitgenossen unberührt – darin die Quelle allen Übels ausmacht, steht Scholem ganz unter dem Eindruck der von Hans Jonas geprägten Gnosis-Euphorie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und erhebt die orientalische Gnosis zum Gütesiegel der Kabbala: gerade die Ableitung aus der Gnosis garantiert ihr Alter, ihre Authentizität und ihren Erfolg. Das Licht, das die Mystik über das Judentum ausstrahlt (durchaus wörtlich, wenn wir die Titel *Bahir* und *Zohar* betrachten) stammt in der Tat aus dem Orient! Ironischerweise erreicht Scholem auf diese Weise noch ein weiteres Ziel, das er sich freilich hütet, offen auszusprechen: Zwar ist der *Zohar*, das Hauptwerk der spanischen Kabbala, von Mose de Leon verfaßt worden und stammt nicht von einem Rabbi der talmudischen Zeit (die Richtigkeit dieser Erkenntnis Graetzens mußte er notgedrungen einräumen), zwar ist auch der *Bahir* ein pseudepigraphisches Werk, das nicht, wie das Buch von sich selbst behauptet, auf eine talmudische Autorität zurückgeht – aber indem Scholem uralte gnostische Schichten des *Bahir* nachweist, zumal in einem so entscheidenden Punkte wie der weiblichen Potenz Gottes, rettet er am Ende doch seine Lieblichkeitsthese vom hohen Alter der Kabbala; es fügt sich nämlich trefflich, daß die gnostischen Schichten des *Bahir*, so sie denn wirklich gnostisch sind, in eben dieselbe Zeit gehören wie die talmudischen Autoritäten: die ersten nachchristlichen Jahrhunderte.

Und was ist mit dem Christentum und seinem Verhältnis zur jüdischen Mystik bei Graetz und Scholem? Während Graetz, wie wir gesehen haben, Christentum und Mystik in unmittelbare Beziehung setzt, indem er beide als illegitime Bastarde aus dem Schoße des Judentums hervorkommen läßt und beide zum ewigen Stachel im Fleische der einzig legitimen Form des Judentums, des talmudischen Pharisäismus, deklariert, äußert Scholem sich nur selten direkt zum Verhältnis von jüdischer Mystik und Christentum. Das berühmteste Beispiel ist das Schicksal des mystischen Messias Shabbtai Zvi im 17. Jahrhundert, des Helden der sabbatiani-schen Bewegung, die das Judentum an die Schwelle des Untergangs bringen sollte. Dieser jüdische Messias – oder, im nachhinein, Pseudomessias – trat auf dem Höhepunkt seiner Sendung zum Islam über – was aber keineswegs das Ende der Bewegung bedeutete, denn der skandalöse Übertritt wurde von seinen getreuen Anhängern erfolgreich zum notwendigen letzten Schritt im göttlichen Heilsplan erklärt. Scholem sah im Skandalon der Apostasie des jüdischen Messias eine direkte Parallele

zum Skandalon des Kreuzes des christlichen Messias und wollte damit demonstrieren, daß das Christentum genau das, was es als seine ureigene Besonderheit betrachtete, keineswegs gepachtet hatte. Auch im Judentum, so behauptet er als Religionshistoriker, wurden im Laufe seiner Geschichte Prozesse wirksam, die denen des Christentums durchaus vergleichbar sind, wie zum Beispiel das Paradox der Erlösung aus einem Skandalon⁵⁰.

Die Kabbala – dies ist die für Scholems Denken maßgebende Geschichtskonstruktion, die das Graetzsche Geschichtsdanken genau auf den Kopf stellt – ist der eigentliche Motor der jüdischen Geschichte, der vitale Puls des Judentums, der dieses immer wieder vor legalistischer Erstarrung bewahrt. Manchmal geht dies schief, wie bei Shabbtai Zvi und den Sabbatianern, aber grundsätzlich gilt, daß nur die jüdische Mystik imstande ist, legalistische Verkrustungen aufzubrechen und die jüdische Religion vor dem Erstickungstod zu bewahren. Damit wird aber letztlich auch der Anspruch des Christentums obsolet, das ja seit Paulus immer wieder von sich behauptet, die legalistische Erstarrung des pharisäischen Judentums durchbrochen und ein neues und besseres Judentum geschaffen zu haben. Mit seiner Mystik, so argumentiert Scholem, hat das Judentum aus eigener Kraft das Mittel entwickelt, das immer dann zum Zuge kommt, wenn der talmudische Rigorismus allzu übermütig wird. So wird die Mystik auch bei Scholem zum Stachel im Fleische des Judentums, aber nicht in dem Graetzschen negativen Sinne, sondern als positives Korrektiv der jüdischen Religionsgeschichte. Daß beide, Graetz und Scholem, mit ihren Geschichtskonstruktionen auf ein uraltes Klischee ihrer christlichen Umwelt antworten und sich dieses letztlich zu eigen machen – nämlich daß das Judentum in seinem Wesen legalistisch sei – ist eine besondere Ironie der Geschichte: Der eine (Graetz) erklärt den angeblichen pharisäischen Legalismus trotzig zum wahren Judentum; der andere (Scholem) insistiert darauf, daß das Judentum mit seiner Kabbala das notwendige Gegengift bereithält.

⁵⁰ Dazu ausführlicher mein Beitrag: Gershom Scholem und das Christentum, in: *Wilhelm Schmidt-Biggemann* (Hrsg.), *Christliche Kabbala* (Stuttgarter Reuchlinschriften 10, Stuttgart 2003) 257–274.

Anselm Doering-Manteuffel

Mensch, Maschine, Zeit

Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Die Jahrzehnte von den 1890er bis zu den 1930er Jahren waren gekennzeichnet von einem so hohen und phasenweise immer noch weiter beschleunigten Tempo der Veränderung nahezu aller Lebensbereiche, wie es das seit Menschengedenken nicht gegeben hatte. Innerhalb eines Generationenschritts, innerhalb von knapp dreißig Jahren, wandelten sich die Lebensbedingungen so stark, daß für die Mehrzahl der Erwachsenen die Welt ihrer Kindheit nicht mehr aufzufinden oder nicht mehr wiederzuerkennen war. Das galt für die um 1880 Geborenen, die noch vor der Jahrhundertwende von der Hochindustrialisierung erfaßt wurden und bereits bis zum Beginn des Krieges in eine stark veränderte Welt hineingewachsen waren. Das galt umso mehr für die um 1900 Geborenen. In ihrer Lebenserfahrung verflochten sich die Auswirkungen von Industrialisierung, Krieg, Revolution und Inflation unentwirrbar. Als junge Erwachsene um 1925 hatte die Mehrzahl die Erfahrung gemacht, daß ihre Kindheit und frühe Jugend einem versunkenen Zeitalter angehörten¹.

Deutschlands Übergang in die industriegesellschaftliche Moderne verlief schneller und tiefgreifender als in jedem anderen europäischen Land². Deshalb waren hier die Auswirkungen auch besonders heftig. Das betraf zunächst die Bevölkerungsentwicklung und die damit direkt

¹ Für anregende Kritik und weiterführende Hinweise möchte ich ganz besonders danken Otto Gerhard Oexle (Göttingen), Ute Daniel (Braunschweig), Gunther Mai (Erfurt), Michael Hochgeschwender (Tübingen) und Hans Joas (Erfurt), der mir zudem die hilfreiche Gelegenheit gab, die Thesen im interdisziplinären Rahmen des Max-Weber-Kollegs zur Diskussion zu stellen.

² Die historiographischen Angebote zur Interpretation der Zeit um die Jahrhundertwende als Epoche eines besonders dynamischen sozialkulturellen Umbruchs resümiert prägnant *Paul Nolte*, 1900: Das Ende des 19. und der Beginn des 20. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 47 (1996) 281–300.

zusammenhängende schnelle Urbanisierung und hohe Binnenmigration. Es betraf sodann die industrielle Expansion und die Entwicklung in Technik, Wissenschaften und Kultur. 1914 nahm Deutschland international die Führungsposition in der naturwissenschaftlichen Forschung und im technischen Fortschritt ein, und die kulturelle Ausstrahlung durch den herausragenden Rang der Geisteswissenschaften, der Literatur und der Kunst war beeindruckend. Vor dem Ersten Weltkrieg gingen die meisten Nobelpreise an deutsche Wissenschaftler und Künstler³. Das Selbstbewußtsein der deutschen Bildungsschicht im internationalen Bezug war dementsprechend hoch, ja exklusiv. Der schnelle und tiefgreifende Wandel betraf sodann die bürokratische Steuerung und Durchformung der Lebenswelten und trug schließlich zur Fundamentalpolitisierung der deutschen Gesellschaft zwischen 1890 und 1914 bei.

Im Kaiserreich waren die staatlichen Institutionen und die Verwaltung indessen stabil und die wirtschaftliche Lage robust genug, um der Bevölkerung ein Gefühl von Sicherheit zu geben. Die Festigkeit des wilhelminischen Reichs stand bis zum Ende des Krieges außer Frage⁴. Doch das Gefühl der Sicherheit im staatlichen Gehäuse vermochte die Wirkungen des dramatischen Wandels der Lebenswelt nicht zu kompensieren, der die Menschen – zumal im städtisch-industriellen Umfeld – immer häufiger zwang, sich auf neue Bedingungen des alltäglichen Lebens einzustellen und darüber vertraute Gewohnheiten preiszugeben. Ein Klima der Nervosität entstand, welches die verbreitete Irritation durch die zunehmend schnelle Abfolge von Veränderungen im scheinbar so stabilen staatlichen Rahmen reflektierte⁵.

³ Zwischen 1901 und 1914 gingen 18 von 82 Nobelpreisen nach Deutschland, gefolgt von Frankreich mit 16, Großbritannien mit 7 und den USA mit 4. Die deutschen Nobelpreise teilten sich auf in Physik (5), Chemie (5), Physiologie/Medizin (4), Literatur (4). Von den insgesamt 19 vergebenen Friedensnobelpreisen gingen nach Deutschland (0), nach Großbritannien (1), nach Frankreich (3), in die USA (2). Deutschland hielt seine insgesamt führende Position bis 1930 vor Frankreich, Großbritannien, Schweden und den USA. Die Einbeziehung des Nobelpreises in nationalstaatliches Rivalitätsdenken, welches dem Selbstverständnis mindestens der *scientific community* widersprach, setzte 1911 ein und wurde nach 1918 zur Norm. Vgl. *Elizabeth Crawford*, *The Beginnings of the Nobel Institution. The Science Prizes, 1901–1915* (Cambridge 1984) 191 f.; *Werner Martin* (Hrsg.), *Verzeichnis der Nobelpreisträger 1901–1987* (München ²1988); *Hubert Filser*, *Nobelpreis* (Freiburg, Basel, Wien 2001).

⁴ *Wolfgang J. Mommsen*, *Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890 bis 1918* (Berlin 1995); *Hans-Peter Ullmann*, *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918* (Frankfurt a.M. 1995).

⁵ *Joachim Radkau*, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler* (München 2000); vgl. *Volker Ullrich*, *Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs 1871–1918* (Frankfurt a.M. 1997) 14, der den Titel und die

Ausgehend von dieser schon im Vorfeld des Ersten Weltkriegs spannungsgeladenen Konstellation wird es auf den folgenden Seiten darum gehen, den Umgang der Gesellschaft, insbesondere der meinungsbildenden Kräfte in der Intelligenzschicht, mit der hohen Veränderungsdynamik in einem längeren Zeitraum zu prüfen. Der Blick geht von den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende zum Ersten Weltkrieg und in die Zwischenkriegszeit hinein; perspektivisch erfaßt er noch den Zweiten Weltkrieg und die Entwicklung nach 1945. In drei Schritten werden zuerst die strukturellen Bedingungen des Wandels bis zum Ersten Weltkrieg knapp skizziert, parallel dazu, zweitens, die ideelle Entwicklung vor dem Krieg und die Bedeutung des Kulturbruchs durch den Krieg selbst, um von dieser Grundlage aus, drittens, die Meinungsbildung und Weltbilder der zwanziger und dreißiger Jahre einschätzen zu können. Abschließende Hypothesen gelten deren Weiterwirken und Überwindung in der westdeutschen Nachkriegszeit.

I.

Die Bevölkerung des Deutschen Reichs war in den vier Jahrzehnten von der Reichsgründung 1871 bis 1910 um fast zwei Drittel angewachsen, von 41 auf 65 Millionen Menschen⁶. Innerhalb dieses Zeitraums lagen die Wachstumsraten zwischen 1890 und 1910 am höchsten und bewegten sich noch um 30 bis 40 Prozent über dem ohnehin hohen Mittelwert⁷. Erst 1910 kehrte sich der Trend um, und das Bevölkerungswachstum ging langsam zurück⁸. Es war deshalb kein Zufall, daß mit dem Beginn der 1890er Jahre die Binnenwanderung in einer Größenordnung einsetzte, wie es sie sonst nirgendwo in Europa gab. Die rasante Zunahme der Bevölkerung erzeugte den Wanderungsdruck aus den strukturschwachen agrarischen Regionen in die Industriezentren; die rasante Expansion der Montanindustrie insbesondere im Ruhrgebiet und der verarbei-

Konzeption seines Werks auf die „nervöse Reizbarkeit“ der wilhelminischen Epoche bezieht und aus der Spannung zwischen Beharrung und Bewegung überzeugend begründet.

⁶ Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914 (München 1995) 494.

⁷ Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist (München 1990) 11.

⁸ Wolfgang Köllmann, *Bevölkerungsentwicklung und „moderne Welt“*, in: *ders.*, *Bevölkerung in der industriellen Revolution. Studien zur Bevölkerungsgeschichte Deutschlands* (Göttingen 1974) 25–34.

tenden Industrie an verschiedenen Plätzen wie Hamburg, Berlin, Sachsen und Rhein-Ruhr erzeugte den Wanderungssog. Der schnelle Strukturwandel der Wirtschaft vom Agrarland zum Industrieland⁹ und die damit einhergehende atemverschlagnende Urbanisierung verschränkten sich mit dem Bevölkerungswachstum und Migrationsdruck zu einem Modernisierungsprozeß von präzedenzloser Dynamik.

1907 lebten schon fast 50 Prozent der im Deutschen Reich geborenen Menschen außerhalb ihrer Geburtsgemeinde. Der Weg der Fernwanderung verlief ganz überwiegend von Ost nach West – aus Posen, Ost- und Westpreußen in die Industriezentren Berlins und an der Ruhr, aus Schlesien nach Sachsen –, aber der dramatische Anstieg der Bevölkerung in den Städten erzwang auch die Rückwanderung aufs Land, wenn auch überwiegend für kürzere Zeit¹⁰. So wuchsen in den agrarischen Regionen nicht nur die Kenntnisse über die Möglichkeiten und Lebensbedingungen in der Industrie, sondern hier wie dort, auf dem Land und in der Stadt, wurde innerhalb von einem bis anderthalb Jahrzehnten auch die Entankerung der traditionellen Welt zur vorherrschenden Erfahrung¹¹.

Parallel zur Arbeitsmigration vollzog sich die Urbanisierung in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg in einem dramatischen Tempo. Das Wachstum der Städte lag durchschnittlich bei 200 Prozent¹². Wohnungen und Industrieanlagen wurden aus dem Boden gestampft, Infrastrukturen mußten geschaffen werden: Wasser- und Abwasserversorgung, Straßen- und Nahverkehrssysteme waren zu bauen, Gas und Strom, Gesundheitswesen und Sozialhygiene, Schulen und Bildungseinrichtungen, Lebensmittelversorgung – und was der kommunalen Aufgaben noch mehr waren. Die Stadt in der Industrialisierung wurde zum

⁹ Vgl. *Hartmut Harnisch*, Agrarstaat oder Industriestaat. Die Debatte um die Bedeutung der Landwirtschaft in Wirtschaft und Gesellschaft Deutschlands an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in: *Heinz Reif* (Hrsg.), *Ostelbische Agrargesellschaft im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Agrarkrise, junkerliche Interessenpolitik, Modernisierungsstrategie* (Berlin 1994) 33–50, insbes. 39–47; *Kenneth D. Barkin*, *The Controversy over German Industrialization 1890–1902* (Chicago, London 1970).

¹⁰ *Wehler*, *Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, 503–510.

¹¹ Vgl. *Wilhelm Brepohl*, *Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform dargestellt am Ruhrgebiet* (Tübingen 1957); *Wolfgang Köllmann*, *Industrialisierung, Binnenwanderung und „Soziale Frage“*, in: *ders.*, *Bevölkerung* 106–124; *Dieter Langewiesche*, *Wanderungsbewegungen in der Hochindustrialisierungsperiode. Regionale, innerstädtische und innerstädtische Mobilität in Deutschland 1880–1914*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 64 (1977) 1–40; *Sabine Doering-Manteuffel*, *Die Eifel. Geschichte einer Landschaft* (Frankfurt a. M., New York 1995) 201–218.

¹² *Jürgen Reulecke*, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland* (Frankfurt a. M. 1985); *Wehler*, *Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, 510–543.

Funktionsraum, in dem eine wachsende Bürokratie die kommunale Politik betrieb. Ihre Aufgabe sah sie darin, durch planerische Rationalität aus dem Moloch der explosionsartig anwachsenden Agglomeration von Industrie und Menschen ein System zu schaffen, das mit der Präzision einer Maschine funktionierte. „Moloch“ war der Begriff der Zeitgenossen für das Phänomen Stadt in der Hochindustrialisierung¹³. Die Stadt bildete das Faszinosum derjenigen, die sich für die Dynamik der technischen Moderne begeisterten, und sie bildete das Schreckbild der anderen, die im undurchschaubar gesteuerten Pulsieren von unüberschaubar vielen Menschen und Maschinen das Individuum, das Ich, das Selbst und den Anspruch des Einzelmenschen auf ein selbstbestimmtes Leben nicht finden konnten. Die Stadt wurde einerseits zum Sinnbild für technische Leistung, wissenschaftlichen Fortschritt und Beherrschung komplexer Systeme durch den Menschen – Sinnbild der Moderne. Die Stadt wurde andererseits zum Symbol der Selbstentfremdung, Entindividualisierung und Anonymität. Die Ausbreitung von Industrieanlagen und Stadträumen in der Epoche der Hochindustrialisierung erzeugte das Bewußtsein, in einer neuen Zeit, im Maschinenzeitalter, zu leben. Fremdgesteuertes Ineinandergreifen von Mensch und Technik, Komplexität, Funktionalität, hohes Tempo und permanente Bewegung galten als dessen Kennzeichen¹⁴.

Die Wahrnehmung tiefgreifender und überaus schneller Veränderung des Lebensumfeldes wurde durch die rasch zunehmende Politisierung der Gesellschaft noch verstärkt. In den beiden Jahrzehnten um die Jahrhundertwende begannen wachsende Teile der Bevölkerung durch höhere Wahlbeteiligung und Organisation ihrer Interessen am politischen Geschehen mitzuwirken. Die Massenmobilisierung ließ erkennbar werden,

¹³ Vgl. *Clemens Zimmermann, Jürgen Reulecke* (Hrsg.), *Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900* (Basel, Boston, Berlin 1999); *Ralf Stremmel*, *Modell und Moloch. Berlin in der Wahrnehmung deutscher Politiker vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg* (Bonn 1992); *James Joll*, *Die Großstadt – Symbol des Fortschritts oder der Dekadenz?*, in: *Peter Alter* (Hrsg.), *Im Banne der Metropolen. Berlin und London in den zwanziger Jahren* (Göttingen, Zürich 1993) 23–39, 33.

¹⁴ *Gunther Mai*, *Europa 1918–1939. Mentalitäten, Lebensweisen, Politik zwischen den Weltkriegen* (Stuttgart 2001) 21 f.; vgl. *Patricia L. Garside*, *Die Großstadtmaschine London. Literarische Vorstellungen und Planungsansätze*, in: *Alter* (Hrsg.), *Metropolen* 259–278; *Hans-Paul Bahrdt*, *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau* (Hamburg 1969) 39, zum mechanisierten Straßenverkehr; *Volker R. Berghahn*, *Sarajewo 28. Juni 1914. Der Untergang des alten Europa* (München 1997) 154, über *Le Corbusiers* Vorstellungen am Ende des Ersten Weltkriegs von der „Wohnmaschine“; *Hermann Glaser*, *Maschinenwelt und Alltagsleben* (Frankfurt a. M. 1981).

in welchem Maß politische und gesellschaftliche Interessen sich ausdifferenzierten, bestehende Polarisierungen verstärkten und neue hervorbrachten¹⁵. Die liberalen Parteien wurden schwächer, der Kontrast zwischen politischem Konservatismus und demokratischem Sozialismus dagegen größer, und die integrierende Kraft des politischen Katholizismus zwischen agrarisch-mittelständischer Tradition und industriegesellschaftlicher Moderne wirkte nicht weiter über das eigene Milieu hinaus. Dem Wandel der Politik entsprach die Entwicklung bei den Interessenorganisationen, wo sich Gewerkschaften, Industrie- und Agrarverbände formierten und ihre unterschiedlichen Interessen politisch zur Geltung zu bringen suchten. Zugleich weitete sich die öffentliche Meinung zu einem Massenmarkt, auf dem Weltbilder und Sachinformationen, zu kollektiven Gewißheiten für die unterschiedlichen politisch-sozialen Lager verdichtet, in Umlauf kamen. Um 1900 wurde die massenmobilisierende Kraft der Integrationsideologien des Nationalismus und Antisemitismus vorherrschend, seit sich der Nationalismus stärker als zuvor mit aggressiven und gesinnungsmilitaristischen Momenten auflud und der Antisemitismus durch die Identifikation von Judentum und Moderne sein reaktionäres, antimodernistisches Profil vollends ausbildete. Beide vermochten klassen- und schichtenübergreifend wirksam zu werden und konnten so die soziale Fragmentierung der wilhelminischen Gesellschaft auffangen¹⁶. Die massenmobilisierende Kraft dieser Integrationsideologien wurde durch die Dynamik und das dramatische Tempo von Industrialisierung, Verstädterung und Modernisierung mit erzeugt.

Ebenso entstanden an der Jahrhundertwende aus der umfassenden Politisierung der Gesellschaft auch die ersten, in die Breite wirkenden modernitätsskeptischen Gegenbewegungen. Die Kulturkritik der vielfältigen Reformgruppen bildete sich stets innerhalb des städtischen Kontextes heraus und war bis in die zwanziger Jahre hinein ein Phänomen der Bildungsschicht. Insbesondere die Jugendbewegung und die Lebensreformbewegung wandten sich nicht nur gegen das starre, reformunfähige politische System des Wilhelminismus und gegen den verkrusteten Moralkodex des Bürgertums mit seinen einschlägigen Wertorientierungen, sondern Kritik und Reformverlangen richteten sich auch gegen die

¹⁵ Ullmann, Kaiserreich 126–147.

¹⁶ Dieter Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalstaat, in: Neue Politische Literatur 40 (1995) 190–236; ders., Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert: Zwischen Partizipation und Aggression (Bonn 1994); Shulamit Volkov, Die Juden in Deutschland 1780–1918 (München 1994) 47–66; Massimo Ferrari Zumbini, Die Wurzeln des Bösen. Gründerjahre des Antisemitismus: Von der Bismarckzeit zu Hitler (Frankfurt a. M. 2003).

innerstädtische Welt, deren Lebensweisen als entfremdet empfunden und als fremdbestimmt wahrgenommen wurden. Die Naturschwärmerei und das Nachsinnen über alternative Formen von Gemeinschaftsbildung und Führertum vollzogen sich vor diesem Hintergrund¹⁷. Der Zug der jungen Generation „mit der neuen Zeit“¹⁸ reflektierte die dramatischen Veränderungen der Gesellschaft um die Jahrhundertwende ebenso, wie er dazu beizutragen beanspruchte, das erstarrte Normengehäuse der veraltet empfundenen Welt zu überwinden.

Der Erste Weltkrieg radikalisierte die Wahrnehmung und Erfahrung von grundstürzendem Wandel, indem er aus den sozialökonomischen Transformationsprozessen um die Jahrhundertwende hervorging und sie ins Extrem beschleunigte. Die industrielle Welt gab dem Krieg schon nach wenigen Monaten, mindestens im Westen, ein neues Gesicht. Artillerie und Maschinengewehr wurden die prägenden Waffen im Kriegsgeschehen. Artilleriegranaten und Maschinengewehrsalven zerfetzten die anonymen Kohorten feldgrauer Soldaten und mähten sie nieder, wenn die Truppen Zug um Zug in die Gräben eingertückt waren, um von dort Vorstöße gegen die Linien des Gegners zu versuchen. Das Bild vom „Tod als Maschinist“¹⁹ bezeichnet präzise die Wirklichkeit des Frontalltags.

Der Krieg als Beschleuniger „bereits in Gang befindlicher gesellschaftlicher Veränderungsprozesse“²⁰ schob die Klassengesellschaft bei-

¹⁷ Walter Z. Laqueur, *Die deutsche Jugendbewegung. Eine historische Studie* (Köln 1962); Winfried Mogge, *Jugendbewegung*, in: Diethard Kerbs, Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1930* (Wuppertal 1998) 181–196; ders., *Jürgen Reulecke, Hoher Meißner 1913. Der Erste Freideutsche Jugendtag in Dokumenten, Deutungen und Bildern* (Köln 1988); Wolfgang R. Krabbe (Bearb.), *Lebensreform*, in: ebd. 73–154.

¹⁸ Thomas Koebner, Rolf-Peter Janz, Frank Trommler (Hrsg.), „Mit uns zieht die neue Zeit“. *Der Mythos Jugend* (Frankfurt a. M. 1985).

¹⁹ Vgl. Rolf Spilker, Bernd Ulrich (Hrsg.), *Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914–1918* (Braunschweig 1998). Der Titel wurde gewählt unter Bezug auf das visionäre Buch eines Pädagogen, der als Kriegsgegner 1912 das Grauen des Maschinenkriegs beschrieb: Wilhelm Lamszus, *Das Menschenschlachthaus. Bilder vom kommenden Krieg* (Hamburg, Berlin 1912, hier zit. n. d. Aufl. Hamburg 1913) 19f.: „Welch ein Wunderwerk der Technik ist solch ein Maschinengewehr! ... Anstatt des Webstuhls, daran man mit den Händen schaffend saß, lässt man jetzt die großen Schwungmaschinen sausen. Einst wars ein Reitertod, ein ehrlicher Soldatentod. Jetzt ist es ein Maschinentod! ... Maschinen sind auf uns gezücht. Wir laufen ja nur gegen die Maschinen an. Und die Maschine triumphiert in unser Fleisch hinein. Und die Maschine trinkt das Blut aus unsern Adern und säuft es eimerweise aus. ... Und doch stürmt es von hinten nach, zu hunderten, junges, gesundes Menschenfleisch, das die Maschine schlachten wird.“

²⁰ Wolfgang J. Mommsen, *Der Erste Weltkrieg und die Krise Europas*, in: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich (Hrsg.) i. Verb. m. Irina Renz, *Keiner fühlt sich hier mehr als*

seite und machte die Arbeiterschaft zur maßgebenden Kraft für die Bewahrung der inneren Kriegsbereitschaft und Kriegsfähigkeit in der Rüstungsproduktion, rückte die Gewerkschaften als gleichrangige Kraft neben die militärische und politische Führung und band diese an den Konsens der breiten Masse. Die soziale Transformation wurde begleitet von einer anhaltenden Debatte in der Öffentlichkeit, namentlich unter Intellektuellen, über die künftige, durch den Krieg zu verwirklichende Ordnung der Gesellschaft²¹. Das politische System des wilhelminischen Deutschland stand darin schon bald zur Disposition. Im ersten Kriegsjahr gab es die Vorstellung von der politischen Organisation aller Deutschen in einer integrativen volksgemeinschaftlichen Ordnung, die von der eigentümlich schwebenden, zwischen Euphorie und Angst changierenden Stimmung des August 1914²² getragen wurde, wie sie im „Burgfrieden“ ihren Ausdruck gefunden hatte²³, und die die Überwindung der Klassengesellschaft durch die Vision von Gleichheit und Gemeinschaft aus der nationalen Emphase des Kriegsbeginns, nicht aber aus der Einsicht in die sukzessive Überwindung der Klassengesellschaft durch die Realität der Massenheere und der Egalisierung der arbeitenden Bevölkerung an der Heimatfront herleitete²⁴. Je schwerer die Lasten des Krieges wogen, ohne daß ein Ende absehbar wurde, desto mehr änderten sich seit 1916 Tonlage und Erwartungen in der Debatte, bis im letzten Kriegsjahr eine politisch-weltanschaulich und sozialkulturell unversöhnliche Konfrontation neu entstanden war. Jetzt gab es einerseits die Vorstellung von einer parlamentarisch-demokratischen Neuordnung nach westlichem Muster, die von den Kräften der politischen und intellektuellen sozial-liberalen Linken vertreten wurde. Die Rechte andererseits, deren Stimmen sowohl in der politischen als auch in der akademischen Öffentlichkeit die Mehrheit bildeten, votierte mit ihrer aggressiven, annexionistisch und völkisch gefärbten Rhetorik für eine Volksgemeinschaft, die alte Ausgrenzungen mit neuen verband: Hier sollte es keinen Platz mehr ge-

Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte NF 1, Essen 1993) 25–41, 30.

²¹ *Steffen Bruendel*, Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg (Berlin 2003).

²² *Jeffrey Verhey*, Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft (Hamburg 2000) 129–193.

²³ *Susanne Miller*, Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 53, Düsseldorf 1974); *Wolfgang Kruse*, Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15 (Essen 1993) 90–151.

²⁴ *Bruendel*, Volksgemeinschaft 102–132, 177–204.

ben für die Linke, für Kosmopoliten sozialistischer oder liberaler Spielart, für Juden, Polen und andere Minderheiten. Diese Rechte stützte die 3. Oberste Heeresleitung, die ihres Geistes Kind war. Die Linke stützte und repräsentierte zugleich den Interfraktionellen Ausschuß des Reichstags, der am Ende des Krieges zwar politisches Gewicht, aber keine Macht gewonnen hatte²⁵. Zwischen diesen Polen sank die Figur des Reichskanzlers in die Bedeutungslosigkeit, gefolgt vom verblässenden Bild des Kaisers, bis die Monarchie in der Revolution verschwand.

Seit 1918 existierte auch der institutionelle Rahmen nicht mehr, der der Bevölkerung in den Jahrzehnten dramatischer Veränderungen der Lebenswelt ein wichtiges Maß an Stabilität verbürgt hatte. Es kam hinzu, daß die Erfahrung von Hunger und einsetzender Verarmung in der zweiten Kriegshälfte auch das Vertrauen auf ein gesichertes Einkommen fragwürdig werden ließ, welches in den beiden Jahrzehnten der Hochkonjunktur entstanden war²⁶.

Die Demokratiegründung der Weimarer Republik vermittelte nicht das Gefühl von wiedergewonnener oder neuerworbener Sicherheit. Ihr wurde der nationale Konsens verweigert, weil sie im Lager der politischen Rechten als Folge der Niederlage und des Zwangs der Siegermächte zur Anverwandlung von deren politischem Ordnungssystem geschmäht wurde. Die Inflation schließlich stellte die Welt gänzlich auf den Kopf, indem sie materielle und ideelle Werte gleichermaßen annullierte. Vorstellungen von dem, was Recht und Ordnung seien, verloren ihre Verbindlichkeit. Die Maßstäbe der Vergangenheit schienen für die Gegenwart nicht mehr zu gelten. Die Zukunft war offen und ungewiß.

Damit sind wir in der Wirklichkeit der zwanziger Jahre angekommen. Doch bevor die kulturellen und politischen Auswirkungen der rapiden Veränderungen seit den 1890er Jahren in der Zeit der Weimarer Republik betrachtet werden können, ist zunächst der parallel verlaufene Prozeß des ideellen Wandels seit dem späten 19. Jahrhundert in die Überlegun-

²⁵ Ebd. 219–291; vgl. *Marcus Llanque*, Demokratisches Denken im Krieg. Die deutsche Debatte im Ersten Weltkrieg (Berlin 2000); vgl. *Gunther Mai*, „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“. Staatliche Selbstbehauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des Ersten Weltkrieges (1900–1925), in: *Wolfgang Michalka* (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse (München, Zürich 1994) 583–602.

²⁶ Vgl. *Benjamin Ziemann*, Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923 (Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung A 8, Essen 1997); *Martin H. Geyer*, Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne. München 1914–1924 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 128, Göttingen 1998).

gen einzubeziehen. Denn die Erfahrung der immer wieder und immer weiter beschleunigten Veränderung der Lebenswelt, die die Mehrheit der Bevölkerung machte, fand ihre Entsprechung im Nachdenken von Intellektuellen, Wissenschaftlern und Künstlern über die Gültigkeit bis dahin akzeptierter Leitkategorien für das Selbstverständnis der bürgerlichen Gesellschaft, der sie entstammten. Das Krisenbewußtsein, das sie bis 1914 ausbildeten, verschärfte sich in radikaler Weise zu einer Wahrnehmung des Krieges als umfassendem Kulturbruch.

II.

Am Ende des 19. Jahrhunderts hatte in Deutschland eine Diskussion über den Sinn historischer Weltorientierung eingesetzt, die sich bis zum Ersten Weltkrieg und vollends durch die Erfahrung des Krieges intensivierte. Darin wurde die vorrangige Berechtigung des Denkens in den Kategorien Entwicklung, Entwicklungsgeschichte und Fortschritt in Zweifel gezogen. Die „Krise des Historismus“, die sich in dieser Diskussion manifestierte, entfaltete ihre Wirkung in den frühen zwanziger Jahren, aber sie bildete während der Jahrzehnte des Übergangs in die industriegesellschaftliche Moderne einen der ideellen Grundtatbestände innerhalb dieses komplexen Prozesses²⁷. Um die Jahrhundertwende war die Fortschrittsgewißheit, die noch bis ins zweite Drittel des 19. Jahrhunderts zumindest das Bürgertum gekennzeichnet hatte, „an ihr Ende gekommen“²⁸ und in Fortschrittsskepsis und Kulturkritik umgeschlagen. Das mit dem Fortschrittsglauben verbundene Geschichtsdenken einer linearen Entwicklung zu höheren und besseren Kulturzuständen²⁹ wurde abgelehnt, Kulturpessimismus konnte an seine Stelle treten. Darin äußerten sich Abwehr und angstvolle Befangenheit angesichts der sozialkulturellen Entwicklung als bürgerliche Reaktion auf die Industrialisierung

²⁷ Ernst Troeltsch, Die Krisis des Historismus [1922], in: *ders.*, Schriften zu Politik und Kulturphilosophie 1918–1923, hrsg. v. Gangolf Hübinger in Zus.-arb. m. Johannes Mikuteit (Kritische Gesamtausgabe 15, Berlin, New York 2002) 433–455, insbes. 441–449; *ders.*, Der Historismus und seine Probleme [1922] (Aalen 1961); Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.), Ernst Troeltschs „Historismus“ (Troeltsch-Studien 11, Gütersloh 2000).

²⁸ Wolfgang Hardtwig, Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs 2001 (München 2002) 47–75, 60.

²⁹ Reinhart Koselleck, Fortschritt, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 2 (Stuttgart 1975) 351–423, 412 ff.; Friedrich Rapp, Fortschritt. Entwicklung und Sinngehalt einer philosophischen Idee (Darmstadt 1992) 163–167, 198–212.

und die Ausbreitung der städtisch-unterbürgerlichen Schichten als „Masse“³⁰. Ergänzend und verstärkend äußerte sich in der Abwendung vom Fortschrittsgedanken die Reaktion auf das dramatische Tempo des technischen und infrastrukturellen Wandels der städtischen Lebenswelt zum maschinengleich stampfenden Moloch. Soweit die Kategorie des Fortschritts mit den liberalen Wertvorstellungen aus den frühen und mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von Selbstbestimmung, individueller Freiheit und Rationalität verkoppelt blieb, brachte die Negation des fortschrittsbezogenen Geschichtsdenkens eine Distanzierung von liberalen Grundauffassungen mit sich.

Die Kritik am Sinn historischer Weltorientierung begann in den 1870er Jahren im Kontext der „großen Depression“ im Gefolge der Reichsgründung³¹. Ihren Ausgang nahm sie von Nietzsches Angriff auf das tradierte Geschichtsdenken³², das seit dem frühen 19. Jahrhundert mit dem liberalen Fortschrittsdenken zusammengefloßen war, in dieser Verbindung das Weltbild der – im Kaiserreich eminent wirkungsvollen und meinungsbildenden – kulturprotestantischen Akademikerschaft prägte³³ und darüber das mehrheitlich protestantische Bürgertum beeinflußte³⁴.

Die ideengeschichtliche Entwicklung seit 1870/80 und die damit verbundene Bedeutung der „Krise des Historismus“ sollen hier nicht erneut angesprochen werden³⁵. Vielmehr geht es darum, aus dem ideengeschichtlichen Komplex einen Aspekt herauszupräparieren, mit dem sich ein eminent wirkungsvoller ideeller und politischer Grundsachverhalt

³⁰ Vgl. *Mai*, Europa 30–40; *Paul Nolte*, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert (München 2000) 30–60, 37f.

³¹ Vgl. *Hardtwig*, Krise 70 – unter Bezug auf *Hans Rosenberg*, Große Depression und Bismarckzeit (Berlin 1967) und die Einschätzung von *Nipperdey*, Geschichte, Bd. 1, 285f.

³² Vgl. *Anette Wittkau*, Historismus. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems (Göttingen 1992) 45–60; *Otto Gerhard Oexle*, Von Nietzsche zu Max Weber: Wertproblem und Objektivitätsforderung der Wissenschaft im Zeichen des Historismus, in: *ders.*, Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 116, Göttingen 1996) 73–94; *Johannes Heinssen*, Ein Indikator für die Probleme der Problemgeschichte: Kulturkritische Entdifferenzierung am Ende des 19. Jahrhunderts, in: *Otto Gerhard Oexle* (Hrsg.), Das Problem der Problemgeschichte 1880–1932 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 12, Göttingen 2001) 39–84.

³³ *Gangolf Hübinger*, Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland (Tübingen 1994).

³⁴ Vgl. *Nipperdey*, Geschichte, Bd. 1, 468–507, auf dessen Differenzierung zwischen Theologie und Kirche hinzuweisen ist, von der aus er die Positionen der Liberalen im Spektrum innerprotestantischer Strömungen beschreibt und sie in die (politische) Kultur des Kaiserreichs einordnet.

³⁵ Vgl. dazu *Hardtwig*, Krise.

sichtbar machen lassen kann. Dieser Grundsachverhalt hat in der Zwischenkriegszeit das geistige Klima in Deutschland stark beeinflußt, zudem auf die völkische und nationalsozialistische Ideologiebildung eingewirkt und vice versa die Akzeptanz wichtiger Bestandteile der NS-Weltanschauung bei den vielen nicht-nationalsozialistischen Akademikern aus dem nationalen Lager der Weimarer Republik ermöglicht. Seine Auswirkungen waren auch in der Nachkriegszeit nach 1945 noch aufzufinden. Es handelt sich um die Abwendung vom liberalen Weltbild als Handlungsprinzip für Politik und Gesellschaft, die in der Abkehr vom Denken in den Kategorien des Historismus zum Ausdruck kam.

Mit dem Begriff des Historismus³⁶ bezeichnen wir die Einsicht, daß alles und jedes geschichtlich geworden und geschichtlich vermittelt ist, daß Wissen und Denken von der Vorstellung des Gewordenseins grundsätzlich geformt werden, daß Leben Geschichte ist und nur als solche begriffen werden kann. Für die Betrachtung der gesellschaftlich-kulturellen Wirklichkeit bildete und bildet der Historismus das Fundament. Diese Auffassung setzte sich im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert allmählich durch und stellt eine der durchlaufenden, sinnvermittelnden Ideen im Entstehungsprozeß der Moderne dar. Der Historismus wird deshalb mit vollem Recht zu den konstitutiven Grundkräften der Moderne gezählt, dem ebenso großes Gewicht beizumessen ist wie der Aufklärung, der politischen Revolution sowie der Durchsetzung der modernen Naturwissenschaft³⁷. Im politischen Raum wurden diese Grundkräfte vom Liberalismus als dem Ausdruck vernünftigen und aufgeklärten Denkens gebündelt, wobei Liberalismus stets mehr war als bloß eine Bewegung mit dem Ziel der politischen Partei³⁸. Der Liberalismus bildete eine gesellschaftliche Kraft, welcher der Glaube an den unaufhaltsamen Fortschritt zu eigen war. Er repräsentierte das optimistische Weltbild eines Fortschritts von überschaubarem Tempo und humanem

³⁶ Die Begriffsbildung folgt *Oexle*, *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus* – insbesondere seiner Unterscheidung zwischen Historismus als geistig-kultureller Bewegung seit der Aufklärung einerseits und Historismus als idealistischer Begründung der Geschichtswissenschaft andererseits. Zwischen beiden bestehe „keine notwendige und exklusive Beziehung“, ebd. 31. Hier geht es um den Historismus als geistig-kulturelle Bewegung.

³⁷ *Ders.*, *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus*. Bemerkungen zum Standort der Geschichtsforschung; *ders.*, „Historismus“. Überlegungen zur Geschichte des Phänomens und des Begriffs, in: ebd. 17–40, 41–72.

³⁸ Vgl. *Jörn Leonhard*, *Liberalismus*. Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London 50, München 2001) 28–37, 505–543, insbes. 516–523, 548–552 und passim.

Ausmaß³⁹. Im Zentrum des liberalen Fortschrittsdenkens standen das Individuum, die Gestaltungsfreiheit des Individuums sowie die Kontinuität solcher Gestaltungsfreiheit. Sich als Liberaler zu begreifen, bedeutete, die „Zukunft der Geschichte“ zu verkörpern⁴⁰, eine Weltsicht, die nach der Reichsgründung dann einer allmählich zunehmenden Kritik unterzogen wurde. Das liberale Fortschrittsdenken war geschichtlich vermittelt und blieb mit der Kategorie der Geschichtlichkeit bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts verkoppelt⁴¹. Liberales und historistisches Denken formten die bürgerliche Weltsicht im mittleren 19. Jahrhundert, in Deutschland ebenso wie in den anderen mittel- und westeuropäischen Ländern. In den 1880er Jahren setzte eine sich langsam verstärkende Debatte ein, die von den Geisteswissenschaften ihren Ausgang nahm und das Problem umkreiste, daß historistisches Denken den Glauben an die überzeitliche Geltung, an die Allgemeingültigkeit von religiösen und philosophischen Systemen zerstöre, indem es mit dem Axiom, daß alles und jedes geschichtlich vermittelt sei, relativierend wirke.

Die beginnende Kritik am liberalen Fortschrittsparadigma kann man als Ausdruck der politischen Krise des deutschen Liberalismus infolge von Bismarcks Politik verstehen⁴². Die Kritik am historistischen Paradigma des grundsätzlichen Gewordenseins kann man als Ausdruck des schnellen Umbruchs vom Agrar- zum Industriestaat nach der Reichsgründung verstehen⁴³. Die Sicht der Geschichtswissenschaft diagnostiziert zwei ungefähr parallel verlaufene Entwicklungen, vermeidet es hingegen, den Zusammenhang zwischen beiden zu systematisieren.

Wenn man nun den sich immer stärker beschleunigenden gesellschaftlichen Wandel während der Hochindustrialisierung als Hintergrundfolie

³⁹ Dieter Langewiesche, Liberalismus und Bürgertum in Europa, in: Jürgen Kocka (Hrsg.) unter Mitarb. v. Ute Frevert, Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, Bd. 3 (München 1988) 360–394, insbes. 386ff. über die „Fortschrittslehre“ im Rahmen liberaler Weltbilder.

⁴⁰ Ebd.; Jörn Leonhard, Semantische Deplazierung und Entwertung. Deutsche Deutungen von *liberal* und *Liberalismus* nach 1850 im europäischen Vergleich, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003) 5–39, 24.

⁴¹ Leonhard, Liberalismus 549f.

⁴² Vgl. Dieter Langewiesche, Liberalismus in Deutschland (Frankfurt a. M. 1988) 128–164, mit Blick auf die liberalen Parteien und Interessenorganisationen; James J. Sheehan, Der deutsche Liberalismus. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg 1770–1914 (München 1983) 213–257, 260–301.

⁴³ Vgl. Barkin, The Controversy over German Industrialization. Auf den nachholenden Charakter der Debatte, der die späte, aber umso deutlichere Wahrnehmung des rapiden Strukturwandels und seines raschen Verlaufs erkennbar macht, verweist Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, 619f.

nimmt, vor der die Historismus-Debatte zu sehen ist, dann tritt zunächst die Bedeutung des Faktors „Zeit“ deutlich vor Augen⁴⁴. Die Teilnehmer an der Debatte waren als Angehörige der Bildungsschicht in städtische Kontexte eingebunden und konnten sich der Wahrnehmung der gewaltigen Urbanisierungs- und Migrationserscheinungen nicht entziehen. Die schnelle Veränderung des Gesichts der Städte und der Stadtbevölkerung mit dem immer größeren Anteil an Menschen aus den wachsenden Industriebezirken und Arbeiterquartieren, die Zunahme des Verkehrs und der unaufhaltsamen Betriebsamkeit im städtischen Alltag mochten zunehmend das Gefühl des Verlusts von Gewohntem vermitteln, wie sie umgekehrt auch Begeisterung und fast rauschhafte Hingabe an die Maschinenwelt der Fabriken und Industrierwerke, indessen ohne Leidenschaft für die industrielle Massengesellschaft, hervorriefen. Das Gefühl von Verlust und Begeisterung konnte leicht ein und denselben Menschen beherrschen⁴⁵. Das erzeugte eine Grundempfindung von Zerrissenheit, deren Auswirkungen in den zwanziger und dreißiger Jahren aufzufinden sind.

Schaut man auf die Verlustwahrnehmung, wird zunächst die Parallele von städtischer und industriegesellschaftlicher Transformation einerseits und der ungleich konkreteren Erfahrung der Entankerung durch Heimatverlust beim Millionenheer der Arbeitsmigranten andererseits sichtbar. Dennoch, das hohe Tempo dieses Geschehens, das Abräumen der gewohnten Lebenswelt im Zuge der Industrialisierung, das Anwachsen einer neuen, fremd erscheinenden Umgebung in der industriellen Massengesellschaft, konnte auch innerhalb der Bildungsschicht die Reaktion befördern, nach Ordnungsmustern zu suchen, die Halt geben oder als Fixpunkt dienen mochten. Um 1900 mehrten sich die Anzeichen eines verbreiteten Bedürfnisses, den Lauf der Zeit zu transzendieren und aus dem Zug der Zeit auszusteigen.

Wenn man nun weiterhin die Parallelität von historistischem Denken und liberaler Weltansicht in die Überlegungen einbezieht, dann entpuppt sich der Umgang mit dem Faktor „Zeit“ als ein Phänomen von hoher Brisanz. Der liberale Fortschrittsoptimismus war an ein positives Verständnis von Zeit gebunden. Fortschritt war ohne zeitlichen Verlauf nicht zu denken. In der Reaktion auf den schnellen Wandel bildete sich die Orientierung an anderen Modellen von geschichtlicher Zeit heraus, die keine rational nachvollziehbare, geschichtslogische Verbindung zum

⁴⁴ Hardtwig, *Krise* 60 ff.

⁴⁵ Radkau, *Zeitalter* 203–231; Wolfgang Sofsky, *Schreckbild Stadt. Stationen der modernen Stadtkritik*, in: *Die alte Stadt* 1 (1986) 1–21; vgl. als Einzelbeispiel Friedrich Lenger, *Werner Sombart 1863–1941* (München 1994) 54–70, 154–170.

Hier und Heute aufwiesen. Sie waren nach rückwärts mystisch geprägt, idealisierten die vorindustrielle Welt⁴⁶, konstruierten ein imaginiertes Mittelalter oder mythisierten germanische Vorzeit⁴⁷. Sie waren nach vorwärts utopisch geprägt und beschworen Vorstellungen von neuen, chilias-tischen Ordnungen und ewiger Dauer. Der „Ausstieg aus dem historistischen Zeitmodell“⁴⁸ ergänzte und legitimierte die Abkehr vom Fortschrittsdenken und, wo noch damit verkoppelt, vom liberalen Weltbild. Daraus entstand ein Denk- und Argumentationsrahmen, in dem sich politisch antiliberalen Kräfte nationalistischer oder imperialistischer Spielart mit Strömungen des kulturellen Antimodernismus und mit Vorstellungen von einer ganz anderen Modernität treffen konnten. Das bahnte sich vor 1914 an, verband sich im Verlauf des Krieges mit dem Strang des anfänglichen Gemeinschafts-Diskurses in der Phase des „Burgfriedens“, der seit 1916/17 die radikal-nationalistische und völkische Feindseligkeit gegenüber Gemeinschaftsfremden zum Prinzip erhob⁴⁹, zugleich die Befürwortung von Konstitutionalisierung und Parlamentarisierung der Monarchie bekämpfte und dann in der Weimarer Republik die mächtige antiliberalen Unterströmung unter dem politischen System der parlamentarischen Demokratie und liberalen Staatsbürgergesellschaft bildete. Der Weltkrieg wurde zum Katalysator einer Entwicklung, die in den zwanziger Jahren Breitenwirksamkeit entfaltete.

Im Ersten Weltkrieg eskalierte die „Krise des Historismus“, indem der industrialisierte Krieg die zerstörerische Potenz des Fortschritts schonungslos enthüllte und den damit verbundenen, weiter beschleunigten Wandel vollends unfassbar erscheinen ließ. Die Skepsis der Kulturkritik seit der Jahrhundertwende, daß der Fortschritt um seiner selbst willen die Substanz des Tradierten, Gewachsenen verzehre, schien sich in grauenhafter Weise zu bewahrheiten. Spätestens jetzt erwies sich der Glaube an den unaufhaltsamen Fortschritt „mit humanem Maß“⁵⁰ als Irrtum, und

⁴⁶ Vgl. das Beispiel der Riehl-Rezeption: *Jasper von Altenbockum*, Wilhelm Heinrich Riehl 1823–1897 (Münstersche Historische Forschungen 6, Köln, Weimar, Wien 1994); *Andrea Zinnecker*, Romantik, Rock und Kamisol. Volkskunde auf dem Weg ins Dritte Reich – die Riehl-Rezeption (Münster, New York 1996).

⁴⁷ Vgl. *Otto Gerhard Oexle*, Das entzweite Mittelalter, in: *Gerd Althoff* (Hrsg.), *Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter* (Darmstadt 1992) 7–28; *Hardtwig*, *Krise* 63 ff.; *Klaus von See*, *Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart* (Frankfurt a. M. 1970); *Otfrid Ehrismann*, *Das Nibelungenlied in Deutschland. Studien zur Rezeption des Nibelungenliedes von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg* (München 1975).

⁴⁸ *Hardtwig*, *Krise* 60.

⁴⁹ *Bruendel*, *Volksgemeinschaft* 143–299.

⁵⁰ *Langewiesche*, *Liberalismus und Bürgertum* 386.

daraus erwachsen Konsequenzen. Zum einen war es spätestens jetzt unausweichlich, daß sich liberales Ordnungsdenken von der Kategorie des Fortschritts abkoppelte, wollte es sich nicht selbst preisgeben. Zum andern aber wurde es möglich, „Fortschritt“ neu zu denken und die Kategorie der kontinuierlichen, für den Einzelnen nachvollziehbaren Entwicklung „mit humanem Maß“ darüber unberücksichtigt zu lassen⁵¹. So wirkte der Krieg als tiefer Kulturbruch in der Transformationskrise der industriegesellschaftlichen Moderne, ganz ungeachtet der Tatsache, daß innerhalb dieser Epoche von der Jahrhundertwende bis zur Inflation die Kriegszeit eine katalytische Funktion innehatte.

Die Erfahrung des industrialisierten Krieges an der Front und in der Heimat, die Erfahrung von Hunger und falschen Siegeserwartungen, eine immer weiter gesteigerte Radikalität der Kriegsführung mit dem niederschmetternden Ergebnis des Zusammenbruchs anstatt des erhofften Triumphs, dann die Revolution und schließlich die Inflation erzeugten neuartige, bittere, verschlechterte Lebensbedingungen für die große Mehrheit der Bevölkerung. Hinzu kam der Schock des Versailler Friedensvertrags, in dem die Entente-Mächte das Deutsche Reich mit der Schuld am Krieg belegten und dadurch moralisch stigmatisierten. Der Nationalismus gewann an Schärfe, wirkte tiefgreifender noch als vor dem Krieg als Integrationsideologie und sog die radikalisierte Vorstellung von Gemeinschaft beziehungsweise Volksgemeinschaft in sich auf: Die Nation als Volksgemeinschaft sollte und mußte gegen ihre Feinde zusammenstehen. Indem Frankreich, England und die USA durch parlamentarisch-demokratische und individualgesellschaftliche Verfaßtheit die Prinzipien liberaler Ordnung verkörperten, trug der Versailler Vertrag dazu bei, daß sich der ältere Gegensatz zwischen dem europäisch-atlantischen Liberalismus und der davon abweichenden deutschen Tradition zu ideologischer Ausschließlichkeit vertiefte⁵². Dieser Gegensatz

⁵¹ Vgl. *Hans Joas*, *Kriegsideologien. Der Erste Weltkrieg im Spiegel der zeitgenössischen Sozialwissenschaften*, in: *ders.*, *Kriege und Werte. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts* (Weilerswist 2000) 87–125, insbes. 113 ff., der mit Blick auf die amerikanischen Sozialwissenschaften und ihren bis dahin fraglosen Fortschrittsglauben den Krieg als „Epochenbruch“ bezeichnet und „die tiefe Desillusionierung hinsichtlich des Traums von einem automatischen und unaufhaltsamen Fortschritt“ konstatiert.

⁵² *Michael Jeismann*, *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918* (Stuttgart 1992); *Sven Oliver Müller*, *Die Nation als Waffe und Vorstellung. Nationalismus in Deutschland und Großbritannien im Ersten Weltkrieg* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 158, Göttingen 2002); zur amerikanischen Dimension vgl. die Einordnung von Thorstein Veblen durch *Hans Joas*, *Die Modernität des Krieges. Die Modernisierungstheorie und das Problem der Gewalt*, in: *ders.*, *Kriege und Werte* 67–86, 72 f., und die – aus der Sicht der Westernisie-

war schon im Krieg ins Prinzipielle gesteigert worden, und seine anti-liberale Virulenz entfaltete in der Nachkriegszeit vollends ihre Wirkung. Es war schwerlich ein Zufall, daß sich die liberalen Parteien in Deutschland nach dem Weltkrieg Namen zulegten, in denen die Begriffe „liberal“, „Liberalismus“ oder gar „Fortschritt“ nicht auftauchten: Liberalismus war das Ordnungsmodell des „Gegners“⁵³. Das öffnete das Verständnis von Fortschritt endgültig für die Aufnahme nicht-liberaler Gestaltungsprinzipien. Was in der „Krise des Historismus“ die Diskussionen einzelner Theoretiker bewegt hatte, weitete sich infolge dieser Entwicklung aus zur „antihistoristischen Revolution“ in den Geistes- und Kulturwissenschaften, die liberales Denken unterband, im wissenschaftlichen wie im gesellschaftlichen Zusammenhang die Axiome liberaler Fortschrittsorientierung bekämpfte und das Meinungsklima der Öffentlichkeit stark beeinflusste, wo nicht dominierte.

III.

Die zwanziger Jahre waren das Jahrzehnt der antihistoristischen Revolution. Der Begriff bedarf der Erläuterung, bevor darzulegen ist, was er beschreibt und zu analysieren ermöglicht. Der Terminus „antihistoristische

rungs-Forschung – unbedingt zustimmenswerte Feststellung, „daß es einen eigenständigen Ursprung der Theorie vom deutschen Sonderweg in der sozialwissenschaftlichen Verarbeitung des Ersten Weltkriegs in Amerika gibt“: *ders.*, *Kriegsideologien* 119. Vgl. dazu *Michael Hochgeschwender*, *Freiheit in der Offensive? Der Kongreß für kulturelle Freiheit und die Deutschen (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit I, München 1998) 182–198; Julia Angster*, *Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie. Die Westernisierung von SPD und DGB (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit 13, München 2003) 39–98, 82 ff.*

⁵³ Für die politische Rechte in der Weimarer Republik bezeichnete „Liberalismus“ den Verfassungskompromiß, welcher der Sozialdemokratie Einfluß auf den Staatsapparat verschaffte, für die politische Linke bezeichnete „Liberalismus“ die kapitalistische Wirtschafts- und Eigentumsordnung, für beide war „Liberalismus“ westlich. Der „Gegner“ war mithin ein Syndrom auswärtiger und innerpolitischer Wertordnungen, gegen die nach Maßgabe des je spezifischen politisch-ideologischen Interesses von den unterschiedlichen Parteien und Interessengruppen Stellung bezogen wurde. Das Entscheidende indessen war die umfassende Delegitimierung von „Liberalismus“ als dem Ordnungssystem individualgesellschaftlich, marktwirtschaftlich und parlamentarisch-demokratisch verfaßter Staaten nach dem Ersten Weltkrieg. Zum europäischen Zusammenhang vgl. das Kapitel über den „Untergang des Liberalismus“ von *Eric Hobsbawm*, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts* (München, Wien 1995) 143–183, sowie aus der Sicht der 1960er Jahre und des Ost-West-Konflikts: *Ernst Nolte*, *Die Krise des liberalen Systems und die faschistischen Bewegungen* (München 1968).

Revolution“ ist aus der neueren theologie- und konfessionengeschichtlichen Forschung in die Geschichtswissenschaft hineingekommen⁵⁴. Er weist, äußerlich betrachtet, terminologische Verwandtschaft mit der „Konservativen Revolution“ auf, aber es handelt sich hier mitnichten um zwei Bezeichnungen für dieselbe Sache. „Konservative Revolution“ ist die Bezeichnung bzw. Selbstbezeichnung⁵⁵ eines überschaubaren und durchaus heterogenen Kreises von Künstlern und Publizisten mit oder – überwiegend – ohne universitäre Anbindung. Oswald Spengler, Karl Haushofer, Hans Blüher und Eugen Diederichs, Carl Schmitt, Ernst Jünger und Thomas Mann, auch Stefan George und schließlich Ernst Nieckisch sind die wahrscheinlich bekanntesten Namen⁵⁶. Die übergreifende Bezeichnung „Konservative Revolution“ hatte einen konkreten Zweck. Sie sollte zur Abgrenzung dieser elitebewußten, antiliberalen Intellektuellen dienen gegen die Massengefellschaft des Nationalsozialismus und der Völkischen im akademischen und allgemein kulturellen Bereich⁵⁷. Diese defensive, wenn nicht verschleierte Intention ist im Begriff der „antihistoristischen Revolution“ nicht auszumachen. Er umfaßt, recht weit gespannt, ein gesellschaftliches und politisch-ideelles Phänomen der Zwischenkriegszeit, dessen Bedeutung für die deutsche Geschichte

⁵⁴ Kurt Nowak, Die „antihistoristische Revolution“. Symptome und Folgen der Krise historischer Weltorientierung nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland, in: *Horst Renz, Friedrich Wilhelm Graf* (Hrsg.), *Umstrittene Moderne. Die Zukunft der Neuzeit im Urteil der Epoche Ernst Troeltschs* (Gütersloh 1987) 133–171; *Friedrich Wilhelm Graf*, Die „antihistoristische Revolution“ in der protestantischen Theologie der zwanziger Jahre, in: *Jan Rohls, Gunther Wenz* (Hrsg.), *Vernunft des Glaubens. Wissenschaftliche Theologie und kirchliche Lehre* (Göttingen 1988) 377–405; *ders.*, Geschichte durch Übergeschichte überwinden. Antihistoristisches Geschichtsdenken in der protestantischen Theologie der 1920er Jahre, in: *Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin*, *Geschichtsdiskurs*, Bd. 4: *Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1945* (Frankfurt a. M. 1997) 217–244.

⁵⁵ *Hugo von Hofmannsthal*, Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation. Rede, gehalten im Auditorium Maximum der Universität München am 10. Januar 1927, in: *ders.*, *Reden und Aufsätze III, 1925–1929* (Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Frankfurt a. M. 1979) 24–41.

⁵⁶ *Armin Mohler*, *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch* (Darmstadt ³1989); *Stefan Breuer*, *Anatomie der Konservativen Revolution* (Darmstadt 1993) und die Rezension von *Hans-Peter Schwarz*, in: *Historische Zeitschrift* 260 (1995) 267 f.

⁵⁷ *Stefan Breuer*, Die „Konservative Revolution“ – Kritik eines Mythos, in: *Politische Vierteljahrschrift* 31 (1990) 585–607 – führt hier seine Kritik des Begriffs präzise aus mit der treffenden Feststellung, daß das verbindende Element der „Konservativen Revolutionäre“ allein die Ablehnung des politischen Liberalismus gewesen sei und daß es solche Ablehnung auch andernorts im politischen Spektrum der Weimarer Republik gegeben habe. Damit ist nahegelegt, den von Armin Mohler in die Geschichtswissenschaft eingeführten Begriff mit plausibler Begründung zu überwinden.

des 20. Jahrhunderts durch die geschichtswissenschaftliche Forschung allerdings noch näher zu bestimmen ist⁵⁸.

Während der zwanziger Jahre beeinflusste der Ausstieg weiter Teile der Bildungsschicht aus dem historistischen Zeitmodell das geistige Klima der Weimarer Republik bis in die Naturwissenschaften hinein. Dieser Einfluß wurde in stärkerem Maß spürbar als jede andere konkurrierende oder abweichende Denkströmung. Wissenschaftliche Forschung und das Streben nach neuer oder vertiefter Erkenntnis in den Kultur- ebenso wie in den Naturwissenschaften hörten in den zwanziger Jahren ja nicht auf, im Gegenteil. Aber die Suche nach Erkenntnis war nicht mehr selbstverständlich gebunden an die Reflexion darüber, von welchen Voraussetzungen her oder von welchen gewachsenen Grundlagen her neue Erkenntnis, neuer Sinn, neue Handlungsmöglichkeiten erdacht und erkundet wurden. In den Wissenschaften und in der Kunst erfolgte ein Bruch mit der Tradition geschichtlicher Voraussetzungshaftigkeit von Erkennen und Handeln. Aus der Perspektive der Antihistoristen waren „Fortschritt“ und „Geschichte“ Handlungsmodelle und Erkenntnisprinzipien einer überwundenen oder zu überwindenden Ordnung. Sie formulierten den Anspruch, die Vergangenheit zugunsten reiner Gegenwart liquidieren zu können⁵⁹.

Im parteipolitischen Spektrum der Weimarer Republik blieben allein die Befürworter der parlamentarischen Demokratie der Idee des Fortschritts oder der Kategorie der Geschichtlichkeit verbunden, da sowohl die Demokratie als auch die Vorstellung von einer stetigen Fortentwicklung des Gegebenen im selben Gedankengut der aufklärerischen Moderne wurzelten. Diese Befürworter gehörten zu den Parteien der Weimarer Koalition – zur kulturbürgerlich durchsäuerten, von kosmopolitischen Persönlichkeiten beeinflussten linksliberalen DDP, zu den Sozialdemokraten und zum parlamentarisch-demokratischen Spektrum der Zentrumspartei. Im Umfeld dieser parteipolitischen Strömungen, insbesondere in einer relativen Nähe zur DDP, sammelten sich die sogee-

⁵⁸ Vgl. dazu die Kritik von *Graf*, *Geschichte durch Übergeschichte überwinden* 217f., an der „auf das eigene Fach verengten Perspektive“ der Allgemeinhistoriker und seinen Hinweis, daß es vor allem *Otto Gerhard Oexle*, Historismus, in: *ders.*, *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus* 41–72, gewesen sei, der dazu beigetragen habe, „eine ‚problemgeschichtliche‘ Perspektive auf den Historismus zu entwickeln, in der die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen den Historismusdebatten der Allgemeinhistoriker, Rechtswissenschaftler, Nationalökonomien, Religionswissenschaftler, Philosophen und Theologen wahrgenommen werden können“. Vgl. zudem *Wolfgang Hardtwig*, *Geschichtskultur und Wissenschaft* (München 1990).

⁵⁹ *Graf*, *Geschichte durch Übergeschichte überwinden* 229.

nannten Vernunftrepublikaner⁶⁰. Das waren überwiegend Persönlichkeiten der älteren Generation, geboren in den 1860er, teils schon in den 1850er Jahren, die in der wilhelminischen Ära den liberalen Kulturprotestantismus repräsentiert hatten und der neuen Strömung des Antihistorismus fremd und ablehnend gegenüberstanden. Im Ersten Weltkrieg beteiligten sich manche von ihnen zunächst an der Neuordnungsdiskussion über Burgfrieden und Gemeinschaft, stellten sich dann aber immer entschiedener gegen die reaktionäre und völkisch-rassistische Verkürzung der ursprünglichen Idee von der Gemeinschaft der Nation zur nationalistischen Volksgemeinschaft und begannen seit 1917, sich mit Nachdruck der parlamentarischen Demokratie westlichen Typs zuzuwenden⁶¹. Adolf von Harnack, der evangelische Theologe und Wissenschaftsorganisator der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der Staatsrechtler Hugo Preuß und der Historiker Friedrich Meinecke zählten zu ihnen; auch Max Weber und Ernst Troeltsch wären zu nennen, aber sie starben zu früh, um in den zwanziger Jahren dauerhaften Einfluß geltend machen zu können.

Im politischen Alltag der Weimarer Republik standen die Demokraten einerseits der radikalen Linken in der KPD gegenüber, andererseits dem nationalen Lager mit seinen Wirtschaftsinteressen, wie sie die DVP repräsentierte, und dem erstarrten Konservatismus der DNVP, der noch klassenspezifisch geprägt war, schließlich der radikalen Rechten in Gestalt der NSDAP. Die politisch-ideellen Konflikte, die das geistige Klima bestimmten, wiesen dagegen eine einfachere Konfiguration auf: Befürworter oder Gegner liberaler Weltorientierung. Im antiliberalen Spektrum bildeten Vordenker und Mitvollzieher des Antihistorismus ein großes und – weil es einen beträchtlichen Teil der intellektuellen Avantgarde der Zeit umfaßte – auch besonders dynamisches und Faszination ausstrahlendes Segment. Die antihistoristische Verweigerung gegenüber der Kategorie des Gewordenseins, gegenüber der aufklärerischen Tradi-

⁶⁰ André Gisselbrecht, *Le sort tragique de „seniors“ de Weimar: Les „Républicains par raison“*, in: Manfred Gangl, *Hélène Roussel*, *Les Intellectuels et l'État sous la République de Weimar* (Rennes 1993) 25–39.

⁶¹ Vgl. *Die Deutsche Freiheit. Fünf Vorträge von Harnack – Meinecke – Sering – Troeltsch – Hintze* (Gotha 1917); sowie das Protokoll der Lauensteiner Kulturtagung von Pfingsten 1917: *Gangolf Hübinger*, Eugen Diederichs' Bemühungen um die Grundlegung einer neuen Geisteskultur, in: *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.) u. Mitarb. v. *Elisabeth Müller-Luckner*, *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg* (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 34, München 1996) 259–274, hier 268–274; *Bruendel*, *Volksgemeinschaft* 240–258; *Llanque*, *Demokratisches Denken* 114–118.

tion geschichtlicher Voraussetzungshaftigkeit von Erkennen und Handeln, bewirkte natürlich, daß dieses Spektrum politisch von der Mitte aus nach rechts geöffnet war, auch wenn die feindschaftliche Verachtung des Liberalismus die Akzeptanz bei einzelnen Angehörigen der radikalen Linken nicht völlig ausschloß. Aber das Entscheidende war die grundsätzliche Negation der geschichtlichen Zeit, die Abkehr von Geschichte als dem grundlegenden Ordnungsprinzip des sozialen Daseins.

Was war nun die antihistoristische Revolution? Es handelte sich hier um einen Paradigmenwechsel im Verständnis der formenden, Ordnung und Orientierung vermittelnden Grundauffassungen, die die Theoriebildung und Selbstreflexion sowohl in den Geistes- und Kulturwissenschaften als auch in Naturwissenschaften und Sozialtechnologie als auch die außerwissenschaftliche Meinungsbildung über Selbstverständnis und Weltorientierung der Gesellschaft beeinflussten. Dieser Paradigmenwechsel bildete einen Reflex auf die eingangs angedeutete Veränderungswucht der wirtschaftlichen, demographischen und politisch-sozialen Entwicklung im Zuge der Hochindustrialisierung und auf die Erschütterung durch den Ersten Weltkrieg. Er bildete ebenso einen Reflex auf die Einsicht, daß der Entwicklungsprozeß der Industriegesellschaft, das Stampfen der Maschinenwelt, nicht anzuhalten waren, sondern sich unermüdlich fortsetzten. Hier erlaubte der Ausstieg aus dem historistischen Zeitmodell die Konstruktion anderer Bezugssysteme, die es angesichts der irritierenden Gegenwart vielleicht besser vermochten, Sinn und Orientierung ohne Rückbezug auf das Woher, auf die Geschichte, zu vermitteln. Dann würden die technischen und wissenschaftlichen Möglichkeiten ganz anders, neuartig, ohne Beschränkung durch einen etablierten Kodex an kulturellen Werten, nutzbar gemacht werden können. Die Abkehr von Geschichtlichkeit und liberalem Entwicklungsdenken paßte mit dieser erwartungsvollen Vorstellung von uneingeschränktem Neugestalten, von Fortschritt ohne den Ballast überkommener Normen und Werte, durchaus zusammen.

Wie bereits angedeutet, war besonders wichtige und frühe Kritik am historistischen Zeitmodell und damit am liberalen Fortschrittsgedanken dort anzutreffen, wo der Rekurs auf die Geschichte als Ordnungsmacht des sozialen Daseins mit dem Vorwurf belegt wurde, das relativiere alles und jedes und mache so den Bezug auf das Überzeitliche, das Ewige, das schlechthin Gültige unmöglich: Historismus verhindere Transzendenz. Theologie und Philosophie standen am Anfang⁶². Karl Barths Buch „Der

⁶² Oexle, Von Nietzsche zu Max Weber 75.

Römerbrief“ aus dem Jahr 1919 brach radikal mit der liberalen Theologie der historistischen Epoche, wenn es darin hieß, daß mit Gottes Handeln „in der Geschichte eine Aufhebung der Geschichte, im bekannten Zusammenhang der Dinge eine Zerreißung dieses Zusammenhangs, in der Zeit eine Stillstellung dieser Zeit stattfindet“⁶³. 1927 erschien Martin Heideggers frühes Hauptwerk „Sein und Zeit“, dessen Titel allein schon das Phänomen des Antihistorismus am knappsten auf den Begriff bringt⁶⁴. 1930 bezeichnete Heidegger die Geschichte als „Herrschaftsraum einer geschickhaften Irre, der unüberwindlichen Verschränkung von Wahrheit, Unwahrheit und Schein in allem“. Die Geschichte hatte in dieser Beschaffenheit keinen letzten, rettenden Grund mehr über sich oder unter sich, sie hing im „Abgrund“⁶⁵. Wenn man das in die Sprache des liberalen Denkens überträgt, hieß diese Aussage, daß die Geschichte grundsätzlich keine zielklare Zukunft in sich schließe, daß es ein optimistisches Verständnis von Zukunftsentwicklung und Fortschritt nicht geben könne. Das ließ den Menschen angewiesen sein auf das „Sein“, auf die Existenz in der „Zeit“.

Parallel zu Heidegger uberte sich Karl Jaspers 1931 in seinem Buch über „Die geistige Situation der Zeit“, wo er die „Spannung von technischer Massenordnung und menschlicher Daseinswelt“ beschwor und „Technik und Apparat als Bedingungen des Massendaseins“ pessimistisch kommentierte⁶⁶. Diese Formulierung, „Technik und Apparat als Bedingungen des Massendaseins“, spiegelt recht genau die Aussage des berühmten Films „Metropolis“ von Fritz Lang aus dem Jahr 1927 und weist voraus auf Charly Chaplins „Moderne Zeiten“ von 1936. Im Spannungsbogen von Barth und Heidegger zu Jaspers, Lang und Chaplin zeigt sich, daß die kulturkritische Auseinandersetzung mit der fremdbestimmten Macht der „Maschinenwelt“ einerseits und dem antihistoristischen Diskurs andererseits bis in die dreißiger Jahre hinein miteinander verwoben waren und blieben.

⁶³ Karl Barth, *Der Römerbrief* (München ²1921) 78. Vgl. dazu auch Graf, *Geschichte durch Übergeschichte überwinden* 228 u. Anm. 39.

⁶⁴ Martin Heidegger, *Sein und Zeit* (Gesamtausgabe Bd. I/2, Frankfurt a. M. 1977); vgl. Ernst Nolte, *Geschichtsdenken im 20. Jahrhundert. Von Marx bis Hans Jonas* (Berlin, Frankfurt a. M. 1991) 200–203.

⁶⁵ Alexander Schwan, *Zeitgenössische Philosophie und Theologie in ihrem Verhältnis zur Weimarer Republik*, in: Karl Dietrich Erdmann, Hagen Schulze, Weimar. Selbstpreisgabe einer Demokratie (Düsseldorf 1980) 259–285, 269.

⁶⁶ Karl Jaspers, *Die geistige Situation der Zeit* (Sammlung Göschen 1000, Berlin, Leipzig 1931) 30 ff.

Die antihistoristische Revolution äußerte sich in den zwanziger Jahren nicht nur in der Theologie und Philosophie, sondern auch in der entstehenden Soziologie, in der Nationalökonomie und der Staatsrechtslehre⁶⁷. Hier, bei den Staatsrechtlern, kam es zu intensiven Auseinandersetzungen zwischen dem positivistischen, in der Epoche des Historismus verankerten Rechtsdenken und der neuen Strömung des Antipositivismus, der es darum ging, das Recht durch „die Einführung längst überwunden geglaubter naturrechtlicher Denkweisen“ im Transzendenten zu verankern und an Wertphilosophien zu binden⁶⁸. Dieser Strang der antipositivistischen Umwendung in der Weimarer Staatsrechtslehre führte nach dem Zweiten Weltkrieg zur Orientierung am Naturrecht der katholischen oder aufklärerischen Spielart. Die Abwendung vom positiven Recht als konkreter Schöpfung des Menschen und Hinwendung zu einer objektiv aufgegebenen Ordnung konnte indessen auch in eine andere Richtung zielen⁶⁹, in der es keine Wertbindung an ein Naturrecht gab⁷⁰, sondern die Fixierung auf eine ideologisch postulierte Gegebenheit sowohl außerhalb eines geschichtlichen Bezuges als auch außerhalb transzendenter Wertbezüge. Wer von dieser Grundlage her Volk oder Rasse oder Raum zu Kategorien juristischer Begriffsbildung machte, wanderte aus dem Rechtsdenken der bürgerlichen und nationalstaatlichen Welt des 19. Jahrhunderts aus, verabschiedete sich aus dem europäischen Bezug der Rechtswissenschaft und hatte so einen einschränkungslosen Freiraum für eine neue Gestaltung von Recht und Ordnung geschaffen. Im Konstrukt der „völkischen Gesamtordnung“ zeichnete sich die Normativität des Ideologischen ab⁷¹. Es war kein Zufall, daß die

⁶⁷ Vgl. Knut Wolfgang Nörr, Bertram Schefold, Friedrich Tenbruck (Hrsg.), Geisteswissenschaften zwischen Kaiserreich und Republik. Zur Entwicklung von Nationalökonomie, Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft im 20. Jahrhundert (Stuttgart 1994).

⁶⁸ Wolfgang März, Der Richtungs- und Methodenstreit der Staatsrechtslehre oder der staatsrechtliche Antipositivismus, in: ebd. 75–133, 130; vgl. Klaus Tanner, Die fromme Verstaatlichung des Gewissens. Zur Auseinandersetzung um die Legitimität der Weimarer Reichsverfassung in Staatswissenschaft und Theologie der zwanziger Jahre (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte B 15, Göttingen 1989) 37–59, 152–156 und passim; für die weitere Perspektive siehe Frieder Günther, Denken vom Staat her. Die bundesdeutsche Staatsrechtslehre zwischen Dezision und Integration 1949–1970 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit 15, München 2004) 34–56.

⁶⁹ Bernd Rüthers, Entartetes Recht. Rechtslehren und Kronjuristen im Dritten Reich (München 1994).

⁷⁰ Unter Bezug auf die normative Bedeutung der „realen Lebenswirklichkeit“ betont Rüthers, Recht 64f., daß die zugrundeliegende Idee gleichsam „neo-naturrechtliche Elemente“ hatte: „Das in der Lebensordnung liegende, verbindliche Recht geht der geschriebenen Rechtsnorm voraus.“

⁷¹ Ebd. 65.

jungen, zum Teil hochbefähigten Juristen, die schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in den Dienst der SS traten oder sich sogleich im Jahr 1933 ins System der NS-Herrschaft einzugliedern bestrebt waren, aus dieser Denkschule der Rechtswissenschaft kamen. Es war auch kein Zufall, daß sie sich zusammen mit Akademikern aus anderen, auch technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen als geistige Avantgarde verstanden, der es aufgegeben war, den Eintritt in eine neue Zeit, in einen neuen Seinszustand vorzubereiten⁷². In den Worten von Carl Schmitt hieß das im Frühjahr 1933: „Überall schafft der Nationalsozialismus eine andere Ordnung, von der NSDAP angefangen bis zu den zahlreichen neuen Ordnungen, die wir vor uns wachsen sehen: alle diese Ordnungen bringen ihr inneres Recht mit sich. Unser Streben hat die Richtung lebendigen Wachstums auf seiner Seite und unsere neue Ordnung kommt aus uns selber.“⁷³ Die parallele Aussage Heideggers bei der Übernahme des Rektorats in Freiburg im Mai 1933 lautete: „Sich selbst das Gesetz geben, ist höchste Freiheit.“⁷⁴

Waren also die Antihistoristen Nationalsozialisten? Nein, nicht unbedingt. Waren umgekehrt die Nationalsozialisten Antihistoristen? Ja, überwiegend, zumal die Intellektuellen unter ihnen, die aus dem völkischen und/oder lebensphilosophischen Umfeld kamen.

Zwischen Wissenschaft und Kunst changierend darf man den George-Kreis als die wohl wichtigste, klar abgrenzbare Gruppierung von Intellektuellen in unserem Feld der antihistoristischen und illiberalen Erschaffung neuer Weltbilder ansehen⁷⁵. Stefan George, der „Meister“, und seine „Jünger“ verstanden sich als geistige Elite schlechthin, als ari-

⁷² Vgl. Ulrich Herbert, „Generation der Sachlichkeit“. Die völkische Studentenbewegung der frühen zwanziger Jahre in Deutschland, in: Frank Bajohr, Werner Joh, Uwe Lohalm (Hrsg.), Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte 26, Hamburg 1991) 115–144; ders., Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989 (Bonn 1996) 51–69, 92–100; vgl. auch Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes (Hamburg 2002); Jens Banach, Heydrichs Elite. Das Führerkorps der Sicherheitspolizei und des SD 1936–1945 (Paderborn, München, Wien u. a. 1998).

⁷³ Lutz Raphael, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaften im NS-Regime, in: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001) 5–40, 16.

⁷⁴ Martin Heidegger, Die Selbstbehauptung der Universität. Rede, gehalten bei der feierlichen Übernahme des Rektorats der Universität Freiburg i. Br. am 27. Mai 1933 (Breslau 1933) 14 f.

⁷⁵ Stefan Breuer, Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus (Damstadt 1995).

stokratische Avantgarde bei der Überwindung der bürgerlich liberalen Welt der Vergangenheit. Der George-Kreis frönte einem artifiziellen und antirationalen Intellektualismus. Die Orientierung an der großen Führerpersönlichkeit, die über oder außerhalb der Zeiten stand, prägte das Weltbild. Sie fand einen besonders prägnanten Ausdruck in der Biographie von Ernst Kantorowicz über den Stauferkaiser Friedrich II.⁷⁶ Sie disponierte auch den jungen Claus Schenk von Stauffenberg, der zusammen mit seinen Brüdern dem George-Kreis angehörte, 1933 an den Beginn eines „Dritten Reichs“ zu glauben, an den Eintritt Deutschlands in ein ewiges Morgen und den endgültigen Staat⁷⁷.

Die Indifferenz gegenüber geschichtlicher Voraussetzungshaftigkeit von Erkennen und Handeln prägte schon vor dem Übergang von der Weimarer Republik in den NS-Staat die Orientierung und das Selbstverständnis unter Akademikern der jüngeren Generation, insbesondere bei denen, die nach 1900 geboren worden waren. Neue interdisziplinäre Fächer wie die Bevölkerungswissenschaft mit ihren medizinischen oder sozialtechnischen Teildisziplinen oder die agrar- und industriegewirtschaftliche Raumplanung konzipierten ihre Arbeit in geschichtsfreien Bezügen⁷⁸. Sie gestalteten mit Enthusiasmus, auch mit Fanatismus an einer neuen und, wenn sie ideologisch argumentierten, „ewigen“ Ordnung. Sie waren nicht per se amoralisch, aber sie waren infolge der Preisgabe historischer Weltorientierung disponiert für amoralisches Handeln, soweit sie keinen Halt fanden in humanen Wertbezügen der europäischen christlichen oder aufklärerischen Tradition.

Die antihistoristische Revolution im geistigen Klima der zwanziger Jahre erweist sich mithin als eine der Vorbedingungen für die Bereitschaft einer hohen Anzahl von überwiegend jüngeren Intellektuellen, die Machtübernahme des Nationalsozialismus zu begrüßen und an die NS-Herrschaft große Erwartungen zu knüpfen. Die NSDAP profitierte ebenso sehr davon, wie sie in der Breite der Gesellschaft von den Folgen der Wirtschafts- und Staatskrise seit 1930 profitierte. Die Herrschaftslegitimation nach der Machtübernahme, die propagierte Vorstellung, am

⁷⁶ Otto Gerhard Oexle, Das Mittelalter als Waffe. Ernst H. Kantorowicz' „Kaiser Friedrich der Zweite“ in den politischen Kontroversen der Weimarer Republik, in: *ders.*, Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus 163–215.

⁷⁷ Peter Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder (Stuttgart 1992) 61–78 und passim.

⁷⁸ Raphael, Ordnungsdenken; vgl. Rüdiger vom Bruch, Brigitte Kaderas (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formation, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts (Stuttgart 2002).

Beginn einer neuen Zeit zu stehen, baute auf dem Fundament des antihistoristischen Denkens auf. Die nationalsozialistische Vision des „Dritten Reichs“ meinte ein heilsgeschichtlich vorgezeichnetes und unmittelbar bevorstehendes, erlösendes Reich der Zukunft, mit dem die Geschichte zum Abschluß kommen würde⁷⁹. In diesem visionären Rahmen konnte antihistoristisches Denken in Handeln übersetzt werden.

Das erlösende Reich der Zukunft sollte erreicht werden durch eine agonale und endgültige Konfrontation mit dem ideologisch konstruierten Feind als dem Bösen schlechthin. Zur Begründung dessen diente die Rassentheorie, die für den Nationalsozialismus gewissermaßen den „Schlüssel zur Weltgeschichte“ bildete⁸⁰. An diesem Punkt gaben sich die antihistoristischen Intellektuellen gleich welcher Profession einem umfassend amoralischen Handeln anheim, wenn sie sich nicht früh genug vom Nationalsozialismus abwandten. Blieben sie eingebunden, dann sog die Dynamik des Systems sie in sich hinein.

1940 hieß es in Goebbels' Wochenzeitung „Das Reich“: „Das Dritte Reich löste das Zeitalter des Liberalismus ab.“⁸¹ Das war eine der bündigsten Erklärungen für die Beseitigung tradierter Welt- und Wertorientierungen und für die einschränkungslose Erschaffung neuer Ordnungen⁸². Der Nationalsozialismus stellte der Intelligenzschicht des Deutschen Reichs ein weites, offenes Feld zur Verfügung, auf dem sie selbständig ihrem Gestaltungswillen freien Lauf lassen konnte. Auf diesem Feld gab es nur ganz wenige axiomatische Fixpunkte: Rasse, Judenfeindschaft, Volksgemeinschaft, Führertum. Die das Feld bestellten, taten es überwiegend freiwillig und meist mit Entschiedenheit. Das ist einer der Gründe dafür, warum viele von ihnen nach 1945 nicht einsehen wollten, persönlich geirrt zu haben und zu Mitschuldigen, gar zu Verbrechern geworden zu sein.

⁷⁹ *Cornelia Schmitz-Berning*, Vokabular des Nationalsozialismus (Berlin, New York 1998) 156–160.

⁸⁰ *Karsten Fischer*, „Systemzeit“ und Weltgeschichte. Zum Motiv der Epochenwende in der NS-Ideologie, in: *ders.* (Hrsg.), Neustart des Weltlaufs? Fiktion und Faszination der Zeitenwende (Frankfurt a.M. 1999) 184–202, Zitat 196.

⁸¹ Zit. n. *Schmitz-Berning*, Vokabular 160.

⁸² Zur Auflösung der Zeitdimension bei Hitler vgl. dessen Rede in Detmold vom 4. Januar 1933: „Es ist letzten Endes gleichgültig, wie viele Prozent des deutschen Volkes Geschichte machen. Wesentlich ist nur, daß die letzten, die in Deutschland Geschichte machen, wir sind.“ *Max Domarus* (Hrsg.), Hitler. Reden und Proklamationen 1932 bis 1945, Bd. 1/1 (München ²1965) 176.

IV.

Läßt sich diese Interpretation, wie sie bis hierher ausgeführt wurde, für das Verständnis des 20. Jahrhunderts über die Schwelle von 1945 hinaus nutzbar machen? Eröffnet sie eine Perspektive auf den weiteren Verlauf der deutschen Geschichte nach dem Untergang des Nationalsozialismus? Die Orientierungsmuster, die ich beschrieben habe, spielten nach dem Krieg keine formgebende Rolle im institutionellen Wiederaufbau mehr. Aber es ist schwer vorstellbar, daß sie völlig verschwunden waren. Ob und wann sie vergingen, bedarf künftiger Forschung. Ich formuliere mit dem Blick auf die westdeutsche Entwicklung drei Thesen.

(1) Die NS-Herrschaft, die Vernichtungspotenz des Regimes und die Zerstörungen des Krieges hatten die in der Breite der deutschen Gesellschaft angelegte Erwartung an eine dauerhafte Ordnung, an Stabilität und den Wiedergewinn nationaler Größe nachhaltig beseitigt. Das Wissen um die deutsche Schuld am Krieg, um den Völkermord an den Juden – auch wenn dessen Ausmaß in den frühen Nachkriegsprozessen erst ahnungsweise erkennbar wurde – und das Wissen um die eigene, individuelle wie kollektive, Zustimmung zum Nationalsozialismus bewirkten eine tiefe Zäsur. Der Grundimpuls der sogenannten „Stunde Null“ währte zwar nur kurz, aber das betretene Schweigen hielt lange vor. Wertorientierungen aus dem Umfeld antihistoristischen Denkens blieben nicht nur „in der Sicherheit des Schweigens“, sondern durchaus auch öffentlich im Diskurs der Intellektuellen präsent⁸³. Ihr Gewicht in den Geistes- und Sozialwissenschaften über die Mitte der sechziger Jahre hinaus dürfte spürbar gewesen sein. Im geistigen Klima der jungen Bundesrepublik mußten sie sich jedoch einerseits gegen die Einflüsse angloatlantischer Orientierungen und andererseits gegen die Auffassungen eines „abendländischen“ oder sonstwie „Dritten Weges“ behaupten⁸⁴. Nach ihrer Beharrungskraft und ihrer Rolle in den Meinungskonjunkturen der Nachkriegsgeschichte bis 1989 ist zusammenhängend noch nicht gefragt worden.

⁸³ *Dirk van Laak*, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik (Berlin 1993).

⁸⁴ *Vanessa Conze*, Das Europa der Deutschen. Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung 1920–1970 (München 2004); *Axel Schildt*, Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit 4, München 1999); *Rainer Dohse*, Der Dritte Weg. Neutralitätsbestrebungen in Westdeutschland zwischen 1945 und 1955 (Hamburg 1974).

(2) Die politische Neuordnung lag auf deutscher Seite in der Verantwortung von Persönlichkeiten, die durch die antihistoristische Revolution nicht mitgerissen worden waren und in der Weimarer Republik zur parlamentarisch-demokratischen Minderheit der loyalen Republikaner gehört hatten. Sie waren in der Lage, an den noch europäisch definierten Maßstäben der Tradition von 1848 anzuknüpfen, ganz gleich, ob sie dem Liberalismus nah oder fern standen. Das galt für Kurt Schumacher, der als demokratischer Sozialist den Kapitalismus bekämpfte, es galt für Konrad Adenauer, der als Katholik nur wenige Verbindungen zu liberalen Positionen aufwies, aber als marktwirtschaftlich gesinnter Bürger doch durchaus aufgeschlossen war. Theodor Heuss, der Mann des politischen Liberalismus, fand in der Bundesrepublik seine Rolle als Kulturbürger, und er personifizierte damit einen Kontinuitätsstrang vom liberalen Kulturbürgertum der Jahrhundertwende – Max Weber, Ernst Troeltsch, Friedrich Naumann, der sein Lehrer war – über die Vernunftrepublikaner der Weimarer Zeit bis in die Bundesrepublik. Die Führungsriege der Nachkriegspolitik war nicht nur durch Distanz oder Gegnerschaft zum Nationalsozialismus ausgewiesen, sondern sie verkörperte die deutsche Tradition der parlamentarischen Demokratie. Für sie war es selbstverständlich, den historischen Prozeß als eine kontinuierliche Entwicklung aufzufassen, und das schloß ein positives Verständnis von Fortschritt und Geschichtlichkeit ein. Sie repräsentierten in den Anfangsjahren der zweiten Republik den *status quo ante* und gewährleisteten so, die parlamentarisch-demokratische Ordnung institutionell zu stabilisieren.

(3) Die Verkörperung des *status quo ante* implizierte die Auffassung, daß vor 1933 in den Grundzügen dieselbe Ordnung vorhanden gewesen sei, wie man sie nach 1948/49 mit Hilfe der westlichen Besatzungsmächte besser und umsichtiger wieder aufzubauen versuchte. Das Scheitern der Weimarer Republik wurde als Scheitern des politischen Systems, als Scheitern der parlamentarischen Demokratie, gesehen. Das geistige Klima und die soziokulturelle Atmosphäre in den zwanziger Jahren wurden darüber ignoriert. Gegen diese Sicht kamen im Verlauf der fünfziger Jahre Argumente und Interpretationen in Umlauf, die das künftige Selbstverständnis der westdeutschen Gesellschaft zu beeinflussen beanspruchten und in der Reformdiskussion vom Ende der fünfziger Jahre bis zum Ende der sechziger Jahre auch zum Durchbruch gelangten. Sie zielten auf etwas deutlich anderes. Nicht so sehr der Nationalsozialismus wurde kritisch analysiert, denn der war ohnehin diskreditiert. Vielmehr entstand eine intensive Diskussion über die Weimarer Zeit,

teils auch über die Wilhelminische Ära, und deren Wertordnungen wurden einer scharfen Kritik unterzogen⁸⁵. Sie wurden als Antithese zu einer Werteordnung hingestellt, die erforderlich sein würde, um der Gesellschaft der zweiten Republik eine „Zukunft“ zu ermöglichen und sie zu einem überzeugten Partner in der westlichen Wertegemeinschaft der Nachkriegszeit zu machen. Hier ging es um die bewußte, kritische Überwindung des antihistoristischen Paradigmas als *conditio sine qua non* für die ideelle Westintegration der Bundesrepublik. Die Protagonisten in diesem Kontext waren Emigranten und Remigranten, sozialistische und liberale Intellektuelle aus Deutschland, England, Frankreich, Italien und den USA. Sie alle waren Zeitgenossen der antihistoristischen Revolution, Gegner dieses Denkens und Opfer von dessen Wirkungen. Der Durchbruch ihrer Auffassungen, eines angloatlantisch geprägten sozialen Liberalismus erfolgte in der Bundesrepublik in den sechziger Jahren⁸⁶. Die wichtige Gegenbewegung jener Zeit gegen die soziokulturelle Entwicklung in der Bundesrepublik, die Außerparlamentarische Opposition und Studentenbewegung im Umfeld von „1968“, dürfte, ungeachtet ihrer ideologischen Feindschaft gegen den westlichen sozialen Liberalismus des „Establishment“, ebenfalls zu den Kräften zu zählen sein, die an der Überwindung des dominierenden Denkstils der Zwischenkriegszeit in der Nachkriegsgesellschaft Anteil hatte.

⁸⁵ Vgl. *Anselm Doering-Manteuffel*, Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre, in: *Axel Schildt* u. a. (Hrsg.), *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften* (Hamburg 2000) 311–341.

⁸⁶ Vgl. *Claus-Dieter Krohn*, Emigranten und die „Westernisierung“ der deutschen Gesellschaft nach 1945, in: *ders.*, *Martin Schumacher*, Exil und Neuordnung. Beiträge zur verfassungspolitischen Neuordnung in Deutschland nach 1945 (Düsseldorf 2000) 9–31.

Bernhard Löffler

Öffentliches Wirken und öffentliche Wirkung Ludwig Erhards

Die Frage nach der Bedeutung des Faktors Persönlichkeit in der Geschichte hat bei allen strukturanalytischen Forschungsansätzen nie an Reiz und Relevanz verloren. Im Zuge der kulturalistischen Wende in der Geschichtswissenschaft scheint das Interesse an Werthaltungen, Denkmustern, Kommunikationsgepflogenheiten oder Arbeitsstilen von Individuen sogar wieder zugenommen zu haben. Und für den Bearbeiter eines biographischen Sujets bilden Probleme der Einordnung des Individuellen in strukturelle Zusammenhänge natürlich seit jeher geradezu das Kernthema: In welchen Dosierungen und auf welchen Feldern kann man Einfluß und Gestaltungsfreiräume individuellen Wirkens im größeren gesellschaftlichen Rahmen nachweisen? Wie läßt sich andererseits ein Lebenslauf aus den Umständen, Möglichkeiten und Bedingungen einer Zeit oder Generation erklären und so auch in seinen exemplarischen Dimensionen deuten¹?

In der folgenden Studie werden diese Grundfragen bezogen auf einen bestimmten Ausschnitt der politischen Aktivitäten Ludwig Erhards: auf seine Öffentlichkeitsarbeit, die Vorgänge der kommunikativen „Politikvermittlung“ und deren Auswirkungen auf die öffentliche Meinung. Inwieweit kommen hier individuell-persönliche Momente, Erhards Eigenarten als Politikerpersönlichkeit auch in Absetzung zu anderen, zum Tragen, und an welchen Punkten wurden diese, bewußt oder unbewußt, in größere Handlungs-, Denk- und Erfahrungskontexte eingebettet, von ihnen überlagert, erst dadurch wirksam? Dieses Generalthema soll noch um zwei weitere Perspektiven ergänzt und erweitert werden: Zum einen wird die Frage nach dem Mischungsverhältnis von Modernität bzw. In-

¹ Instruktiv hierzu der aktuelle, die Tendenzen und Entwicklungen der Biographieforschung resümierende Sammelband von *Hans Erich Bödeker* (Hrsg.), *Biographie schreiben* (Göttingen 2003); zum kulturgeschichtlichen Paradigma Überblick bei *Otto Gerhard Oexle*, *Geschichte als Historische Kulturwissenschaft*, in: *Wolfgang Hardtwig, Hans-Ulrich Wehler* (Hrsg.), *Kulturgeschichte heute* (Göttingen 1996) 14–40.

novation und Tradition bzw. Kontinuität in dieser Öffentlichkeitspolitik verfolgt, zum anderen die Hypothese geprüft, ob man nicht formulieren könnte, Erhards öffentliches Wirken sowie dessen Rezeption und Perzeption hätten in einigen zentralen Punkten und bis zu einem gewissen Grad überhaupt erst mit zur Konstituierung und Ausgestaltung einer zeittypischen öffentlichen Meinung im Westdeutschland der fünfziger Jahre beigetragen. Öffentliche Meinung wird dabei mit Niklas Luhmann vornehmlich funktional verstanden als „Selektionshilfe“ in einem komplexen, ausdifferenzierten Gesellschaftssystem, als Steuerungsmechanismus des Kommunikationsprozesses, auf dem das politische System maßgeblich beruht. Öffentliche Meinung werde, so Luhmann, jeweils für eine begrenzte Zeit definiert durch die Institutionalisierung von Themen, durch „agenda setting“, das dann die weiteren öffentlichen Debatteninhalte und den Diskussionsverlauf entscheidend vorstrukturiert. Zur festen Verankerung, Akzeptanz und öffentlichen Wirksamkeit derartiger Agenden und Themenkomplexe sei wiederum eine Kombination bestimmter „Aufmerksamkeitsregeln“ zu erfüllen. Konkret nennt Luhmann: die „überragende Priorität bestimmter Werte“; die Stimulierung durch Krisenphänomene oder schmerzhaftes Einschnitte; den Status des Absenders einer Kommunikation; den politischen Erfolg; den Neuheitsgrad von Ereignissen². Die Frage wird sein, ob und inwieweit Erhards öffentliches Wirken eine oder mehrere dieser „Aufmerksamkeitsregeln“ für sich in Anspruch nehmen und er damit thematische Strukturen in der Öffentlichkeit verankern und institutionalisieren konnte.

Gegliedert ist der Beitrag in drei Abschnitte. Zuerst werden die kommunikativen Techniken und Praktiken des öffentlichen Wirkens Erhards nachgezeichnet. Sodann wird, zweitens, der Blick gerichtet auf die allgemeine öffentlichkeitspolitische Strategie Erhards, in der diese Werbeaktivitäten ihren konzeptionellen Rahmen fanden. In einem dritten Punkt schließlich wird nach den Wirkungen dieser Werbung gefragt, genauer: nach den Wahrnehmungsbildern, die Erhards öffentliches Image be-

² Niklas Luhmann, Öffentliche Meinung, in: *ders.*, Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung (Opladen 1971) 9–34, hier bes. 10–17, 20–23. Zu Begriffsgeschichte und -theorie siehe den bündigen Artikel „Öffentliche Meinung“, in: *Staatslexikon der Görresgesellschaft*, Bd. 4 (Freiburg, Basel, Wien ⁷1988) Sp. 98–102; ferner *Elisabeth Noelle-Neumann*, *Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut* (München ⁶2001) bes. 218–251; sehr aufschlußreich auch *Ulrich Sarcinelli* (Hrsg.), *Politikvermittlung. Beiträge zur politischen Kommunikationskultur* (Stuttgart 1987) bes. 9–45, 184–202.

stimmten. Im Zentrum steht dabei jeweils die Zeit als Wirtschaftsminister, da in dieser Phase sowohl Praktiken wie strategische Konzeption der Öffentlichkeitspolitik entwickelt und vorangetrieben wurden als auch das Bild Erhards in der Öffentlichkeit seine entscheidenden Akzente und dauerhaften Ausprägungen erfuhr.

I.

Wir beginnen mit den handfesten Grundlagen des „Politmarketings“, mit den Gepflogenheiten und dem Instrumentarium der öffentlichkeitspolitischen Meinungsbeeinflussung durch Erhard bzw. die Netzwerke von Popularisatoren, die um seine Person und Politik herum gesponnen wurden. Drei Aktionsfelder können hier unterschieden werden.

Zunächst einmal hat das persönliche Auftreten Ludwig Erhards selbst in den Blickpunkt zu treten. Alfred Müller-Armack, Erhards wirtschaftswissenschaftlicher Ideengeber und lange Jahre Abteilungsleiter, dann Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium, bezeichnete Erhards Verbindungen zur Öffentlichkeit, die „permanente Zwiesprache mit den Massen“ als dessen „Lebensexier“. Der Journalist Rolf Zundel sprach pointiert gar von einer „unio mystica“, einem „pseudo-religiösen Verhältnis“ Erhards zu seinen Anhängern. Als „aufklärender ... Prediger in der Wüste“, der die „Gemüter wachrütteln“ wolle, und bei weitem „ernstester Publizist seiner [eigenen] Politik“ wurde er wahrgenommen. In der politischen Bildsprache dampfte er als „Wahllokomotive“ übers Land³. Kurzum: Wie keiner seiner Ministerkollegen war er ein ausgesprochener Politstar, eine öffentliche Erscheinung mit sehr hohem Bekanntheitsgrad und – im Rahmen seiner Zeit, also am Beginn und in der Inkubationsphase des Fernsehzeitalters bei weiterhin starken Einflüssen von Tages-

³ Alfred Müller-Armack, *Auf dem Weg nach Europa. Erinnerungen und Ausblicke* (Tübingen, Stuttgart 1971) hier 246; Zundel zitiert bei Hans Klein, Ludwig Erhard. Ein biographischer Essay, in: *ders.* (Hrsg.), *Die Bundeskanzler* (Berlin ³1995) 91–164, hier 97; danach Kurt Steves, Ludwig Erhard und die Meinungsmacher, in: Gerhard Schröder, Alfred Müller-Armack, Karl Hohmann, Johannes Gross, Rüdiger Altmann (Hrsg.), Ludwig Erhard. Beiträge zu seiner politischen Biographie. Festschrift zum 75. Geburtstag (Frankfurt a. M., Berlin, Wien ²1972) 619–624, hier 619; ganz ähnlich Walter Henkels, Von May bis Marx und Malthus, in: ebd. 545–554, hier 548 f.; Karl Hohmann, Über Politisches und Menschliches in der Politik, in: ebd. 555–570, hier 560–567; Max Schönwaldt an Erich Welter, 10. 6. 1949 (Bundesarchiv Koblenz [künftig: BA], Nachlaß [künftig: NL] Welter, 43); ferner die anschaulichen Zeitzeugenberichte von Fritz Ullrich Fack und Wolfram Langer in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1. 2. 1997, 15 f.

zeitungen, Illustrierten und vor allem auch Hörfunk⁴ – mit herausragender Medienpräsenz.

In der Tat bildeten unzählige öffentliche Reden und Radioansprachen ebenso wie viele Publikationen zentrale Instrumente von Erhards Politik. Erhard beherrschte gleichermaßen das professorale Belehren wie den publikumsträchtigen Auftritt. Die (nicht selten vom Rundfunk aufgezeichneten bzw. übertragenen) Reden in der Menge, auf Wahlkampfreisen, durchaus auch der kontroverse Streit vor großem Publikum, etwa im vollbesetzten, brodelnden Frankfurter Zirkus Althoff mit seinem frühen konzeptionellen Gegenspieler Erik Nölting am 14. November 1948, hätten ihm regelrecht Spaß gemacht, so Erhard selbst⁵. Ihm gelang es, den Eindruck von profunder Sachkenntnis zu vermitteln, gleichzeitig aber mit appellierender, oft auch blumiger und gängige Redewendungen aufgreifender Sprache volksnah zu wirken. Er konnte Gesprächssituationen intuitiv erfassen und assoziativ, nicht selten auf Zurufe des Publikums hin formulieren, vermochte außerdem durchaus mitunter zu polarisieren und populistisch zuzuspitzen, wenn er etwa gegen das „hysterische Gekeife der Kollektivisten aller Sorten“, gegen die „Verhetzung der Bevölkerung“ durch eine „ebenso machthungrige wie seelenlose Bürokratie

⁴ Zu den medialen Rahmenbedingungen siehe etwa die Beiträge zu „Medien und Kommunikation“ in: Axel Schildt, Arnold Sywottek (Hrsg.), *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre* (Bonn 1993) 433–492; und den „Folgeband“ Axel Schildt, Detlef Siegfried, Karl Christian Lammers (Hrsg.), *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften* (Hamburg 2000) hier 31 ff., 673–694 (Beiträge Schildt, Dussel); Jochen Hoffmann, Ulrich Sarcinelli, *Politische Wirkungen der Medien: Modernisierung von Gesellschaft und Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland?* (Landauer Arbeitsberichte und Preprints 4, Landau 1998) 4–10; Konrad Dussel, *Hörfunk in Deutschland. Politik, Programm, Publikum (1923–1960)* (Potsdam 2002) hier 315–343, 387–410; die zeitgenössischen Informationsgewohnheiten sind dokumentiert bei Elisabeth Noelle-Neumann, Erich Peter Neumann (Hrsg.), *Jahrbuch der öffentlichen Meinung* (Allensbach, Bonn 1956–1974) [künftig: *JbdöM mit Bd.-Nummer*], hier Bd. 1: 1947–1955, 53–67; Bd. 2: 1957, 50–63; Bd. 3: 1958–1964, 92–95, 124 ff.; Bd. 4: 1965–1967, 105–125; Bd. 5: 1968–1973, 336 ff.; ferner in der Untersuchung des *Instituts für Demoskopie Allensbach*, *Auswirkungen des Fernsehens in Deutschland. Lebensgewohnheiten, Interessen und Bild der Politik vor und nach Anschaffung eines Fernsehgeräts* (Allensbach 1967). Gesellschaftlich breitenwirksam wurde das Fernsehen im letzten Drittel der fünfziger Jahre; der Durchbruch zum absolut dominanten Massenmedium kam dann im Laufe der sechziger Jahre. So stiegen die registrierten Fernsehgeräte in der Zeit von 1955 bis 1970 von 80000 auf 16 Millionen (d. h. drei Viertel aller Haushalte).

⁵ Erhard gegenüber Günter Gaus in einem Interview am 10. 4. 1963 (*Günter Gaus, Zur Person. Porträts in Frage und Antwort* [München 1964] 101–115, hier 113); ähnlich Müller-Armack, *Weg* (wie Anm. 3) 246. Das Rededuell mit Nölting ist abgedruckt in: *Ludwig Erhard, Gedanken aus fünf Jahrzehnten. Reden und Schriften*, hrsg. v. Karl Hohmann (Düsseldorf, Wien, New York 1988) 166–181.

und Bonzokratie“ wetterte⁶. Oft war diese hohe Präsenzkraft des Redners in freier Sprache wichtiger als der eigentliche Inhalt. Robert Tillmanns schlug als Mitorganisator des Hamburger CDU-Wahlparteitags im April 1953 bezeichnenderweise einmal vor, sollte das Auditorium bei der Debatte ermüden, müsse einfach „Herr Erhard sprechen, so daß die Diskussion immer wieder auf einen Höhepunkt gebracht wird“⁷.

Neben und nach der Rede war für Erhard auch das gedruckte Wort von einiger Bedeutung. Er veröffentlichte zahlreiche Artikel für diverse Tages- und Wochenzeitungen, beginnend noch 1945, als er in der Funktion des bayerischen Wirtschaftsministers seine Politik vor allem in der von den Amerikanern herausgegebenen einflußreichen „Neuen Zeitung“ erläuterte⁸. Wirksamkeit garantierten ihm auf diesem Feld nicht zuletzt die guten persönlichen Kontakte zu einem festen Kreis von Journalisten, Publizisten und Verlegern, zur sprichwörtlichen „Brigade Erhard“. So haben etwa Journalisten unmittelbar beim Verfassen von Erhards Büchern mitgewirkt. Der Gründer des „Handelsblattes“, Herbert Gross, ging ihm 1953 als Zuarbeiter zu „Deutschlands Rückkehr zum Weltmarkt“ zur Hand. Der langjährige „Handelsblatt“-Redakteur und nachmalige grundsatzpolitische Abteilungsleiter im Bundeswirtschaftsministerium Wolfram Langer betätigte sich als Ghostwriter des Werkes „Wohlstand für alle“ von 1957. Daß diese Bücher zu Bestsellern mit enormer publizistischer Breitenwirkung wurden („Wohlstand für alle“ erschien binnen kurzem in acht Auflagen und wurde ins Englische, Französische, Spanische, Russische, Schwedische, Japanische und Vietnamesische übersetzt), daß sie in manchen ihrer Begrifflichkeiten äußerst

⁶ Aus einer Rundfunkansprache Erhards vom 16. 10. 1948. Vgl. *Andreas Metz*, Die ungleichen Gründerväter. Adenauers und Erhards langer Weg an die Spitze der Bundesrepublik (Konstanz 1998) 163 f.; zahlreiche weitere Reden und Radioansprachen in: *Erhard*, Gedanken (wie Anm. 5); *ders.*, Deutsche Wirtschaftspolitik. Der Weg der Sozialen Marktwirtschaft (Düsseldorf, Wien 1962, Neuausgabe 1992); *ders.*, Wirken und Reden (Ludwigsburg 1966); zur Einschätzung von Erhards Redewirksamkeit vgl. aus unmittelbarer persönlicher Kenntnis *Horst Friedrich Wünsche*, Wirtschaftliche Interessen und Prioritäten. Die Europavorstellungen von Ludwig Erhard, in: *Rudolf Hrbek, Volker Schwarz* (Hrsg.), Vierzig Jahre Römische Verträge: Der deutsche Beitrag. Dokumentation der Konferenz anlässlich des 90. Geburtstages von Dr. h. c. Hans von der Groeben (Baden-Baden 1998) 36–49, hier 36 ff.; ferner *Daniel Koerfer*, Kampf ums Kanzleramt. Erhard und Adenauer (Stuttgart 2¹⁹⁸⁸) 756 f.

⁷ Tillmanns während der CDU-Bundesvorstandssitzung vom 26. 1. 1953; *Günter Buchstab* (Bearb.), Die Protokolle des CDU-Bundesvorstandes, Bd. 1: 1950–1953. Adenauer: „Es mußte alles neu gemacht werden“ (Stuttgart 1986) hier 393; ähnlich Bundesgeschäftsführer Bruno Heck auf den Sitzungen vom 26. 1. und 22. 5. 1953 (ebd. 401, 575).

⁸ Viele Zeitungsartikel sind wieder dokumentiert in: *Erhard*, Gedanken (wie Anm. 5) passim.

geschickt und werbewirksam die wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Vorstellungen des Ministers bündelten und popularisierten, lag denn auch weniger am nicht gerade leicht zu lesenden Schreibstil Erhards – nach den Worten Rüdiger Altmanns: „fränkisches Barock, gewürzt mit etwas Max Scheler“⁹ –, sondern vor allem an den einprägsamen, griffigen Formulierungshilfen der publizistischen Profis. Der Titel „Wohlstand für alle“, der sich rasch zum geflügelten Wort und zur begrifflichen Kurzformel für Erhards Wirtschaftspolitik entwickeln sollte, wurde auf einem privaten Weinabend in Diskussionen des Ehepaars Langer mit dem Inhaber des Erhardschen „Hausverlags“, des Düsseldorfener Econ-Verlags, Erwin Barth von Wehrenalp und dessen Frau ausgebrütet. Erhard hat den Vorschlag begeistert aufgegriffen, weil er sofort die PR-Wirksamkeit des Slogans im laufenden Wahlkampf von 1957 erkannte, an dessen Ende ja dann tatsächlich die absolute Mehrheit für die Union stand¹⁰.

Erhard begriff diese umfassende Rede- und Publikationstätigkeit immer dezidiert als genuines Mittel der Wirtschaftspolitik, als Möglichkeit einer dauernden psychologischen Beeinflussung von Marktverhalten und Konsumbewußtsein. Das begann mit den Mahnungen zur Gelassenheit während der Korea-Krise und endete in den berühmt-berüchtigten „Maßhalteappellen“ und „Seelenmassagen“. Und es umfaßte die große konjunkturpolitische Bundestagsrede und die mahnenden Kapitel zur „Finanzpsychologie“ in „Wohlstand für alle“ ebenso wie die preispolitische Beschwichtigung „Christbäume wachsen nicht am Kanal!“, die er zur Vorweihnachtszeit während der Suezkrise in vielen Anzeigen verbreiten ließ, oder das belehrende Schreiben an die Oberprima eines Provinzgymnasiums („Was junge Leute wissen sollten“)¹¹. Gegenüber

⁹ Zitiert bei *Wünsche*, Interessen (wie Anm. 6) 37.

¹⁰ Bei Econ erschien neben den genannten Werken *Ludwig Erhard*, Deutschlands Rückkehr zum Weltmarkt (Düsseldorf 1953, ²1954, engl. Ausgabe 1954) und *ders.*, Wohlstand für alle (Düsseldorf 1957, ⁸1964, Neuausgaben 1997 und 2000); z.B. auch noch die von Karl Hohmann redigierte Redensammlung *Erhard*, Wirtschaftspolitik (wie Anm. 6). Vgl. zu den Zusammenhängen *Bernhard Löffler*, Soziale Marktwirtschaft und administrative Praxis. Das Bundeswirtschaftsministerium unter Ludwig Erhard (Stuttgart 2002) 279f.; ferner: *Der Spiegel* vom 13. 1. 1997, 102; *Langer*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1. 2. 1997, 16.

¹¹ Siehe beispielhaft Erhards „Konjunkturrede“ im Bundestag am 19. 10. 1955, abgedruckt in: *Ludwig Erhard*, Bundestagsreden, hrsg. von *Rainer Barzel* (Bonn 1972) 81–92; *Erhard*, Wohlstand (wie Anm. 10) 246–255 („Psychologie um Mark und Pfennig“); den Text der Anzeige Erhards „Zahlen Sie keine ‚Suez‘-Preise“ in deutschen Tageszeitungen vom 17. 12. 1956 sowie das Schreiben Erhards an die Oberprima des Martin-Butzer-Gym-

Adenauer äußerte er im April 1956 beinahe programmatisch, daß dieses persönliche Wirken nicht „Vergnügungssucht oder Geltungstrieb“ entspringe, sondern der festen Überzeugung, „daß das ein Teil des Erfolgs unserer Wirtschaftspolitik ausgemacht hat und auch für die Zukunft nötig sein wird“¹².

Ein enormes Gespür für die Handhabung öffentlicher Stimmungen und kollektivpsychologischer Gemütslagen belegt auch Erhards fortschrittliche Art, sich des Instruments der Meinungsumfragen zu bedienen. Das Interesse hierfür wurzelte nach eigenen Aussagen bereits in seiner Tätigkeit als Markt- und Konsumforscher in den dreißiger Jahren. In der Politiklandschaft nach 1945 ist er damit im Grunde nur vergleichbar mit dem öffentlichkeitspolitischen Koordinator des Bundeskanzleramtes, Otto Lenz¹³. Die Meinungsumfragen dienten der Rückkopplung der eigenen Politik bzw. als Informationsquellen zur Einschätzung ihrer Präsentation. Bei positiven Ergebnissen wurde das Material direkt in die eigene Propagandaarbeit eingebaut und etwa als Argumentationshilfe in den ministeriellen Werbebroschüren instrumentalisiert. Mit glänzenden Kontakten besonders zum auch politisch nahestehenden Allensbacher Institut für Demoskopie von Erich Peter Neumann und Elisabeth Noelle-Neumann¹⁴ hat Erhard die Meinungstests aber teilweise auch selbst in Auftrag gegeben (einsetzend bereits acht Tage nach der Währungsreform) oder zur subtilen Meinungsbeeinflussung vornehmlich in sensiblen preis- und geldpolitischen Fragen eigene, eine Zustimmung zur

nasiums Dierdorf/Westerwald, 1. 3. 1961, in: *Erhard*, Gedanken (wie Anm. 5) hier 476 f., 667–670; Sammlung von „Maßhalteappellen“ Erhards in BA Koblenz, B 102/8902–8913.

¹² Erhard an Adenauer, 11. 4. 1956 (Archiv der Ludwig-Erhard-Stiftung Bonn [künftig: LES], NL Erhard, I.4.4).

¹³ Zur informationspolitischen Betätigung von Lenz vgl. dessen umfangliche Sammlung von Meinungsumfragen und Informationsmaterial zu PR-Methoden, 1951–1957, in: Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung St. Augustin [künftig ACDP], NL Lenz, 32 [E III/4], 35–40, 47/2 und 47/3; ferner seine dementsprechenden Anregungen gegenüber Adenauer (Lenz an Adenauer, 7. 7. 1951, 4. 8. 1952, 14. 8. 1954; Exposé zum Informationswesen vom 1. 9. 1953: ebd., NL Lenz, 58/2); seine Korrespondenz mit Erich Peter Neumann, dem Gründer des Allensbacher Instituts (ebd., NL Lenz, 81 [K III/16]). – Zum Kontext: *Otto Lenz*, Im Zentrum der Macht. Das Tagebuch von Staatssekretär Lenz 1951–53, bearb. v. Klaus Gotto, Hans-Otto Kleinmann, Reinhard Schreiner (Düsseldorf 1989) VII–XLIV.

¹⁴ Darüber hinaus wurden etwa das Bielefelder Emnid-Institut oder die Gesellschaft für internationale Markt- und Meinungsforschung Intermarket regelmäßig mit der Durchführung von Meinungstests beauftragt. – Zur Rolle des Allensbacher Instituts vgl. die Reportagen in: *Der Spiegel* vom 28. 10. 1953 und 25. 7. 1956 oder den Artikel Elisabeth Noelle-Neumanns, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 3. 11. 1999, W1, W4: „Ein freiheitliches Wirtschaftssystem macht die Gesellschaft glücklicher“.

Person oder zur Sozialen Marktwirtschaft unterstellende Fragen ange-regt und lanciert¹⁵. Wie aufmerksam und mitgestaltend er hier den genauen Verlauf der Umfragen verfolgte, zeigt etwa ein Beschwerde-schreiben vom Herbst 1951 an Otto Lenz. Die von Allensbach gestellte Frage „Haben Sie schon Ihre Kohlen für den nächsten Winter?“ würde eine anstehende Kohleknappheit suggerieren und könne „zwangsläufig eine neue Vertrauenskrise“ heraufbeschwören. Derlei „Instinktosigkeiten“ müßten unbedingt im Vorfeld verhindert werden. Lenz antwortete umgehend, die Frage sei nicht vom Kanzleramt angeregt worden, man habe das Institut um eine „sofortige Stellungnahme“ und um künftige Korrekturen gebeten¹⁶.

Noch ein letzter wichtiger Punkt: In beinahe allen Reden und Ver-öffentlichungen Erhards waren seine sachlichen Anliegen ganz unmittel-bar an seine Person gebunden. Stets wurde versucht, eine möglichst enge Symbiose von politischer Sache und persönlichem Einsatz zu vermitteln. „Ich bin mein eigener Werbeleiter“, so verkündete Erhard 1955 ganz plakativ in einer Rede vor dem Zentralaus-schuß der Werbewirtschaft. Wie in der Unternehmenswerbung könne auch in der Politik nur der ver-antwortliche Leiter der politischen Maßnahmen Garant für die „Wahr-haftigkeit“ des Produkts sein¹⁷. Diese Art der Personalisierung fand, auch wenn sie sachlich und methodisch bedingt sein mochte, durchaus fließende Übergänge zur Selbstanalyse, etwa wenn Erhard bei gesell-

¹⁵ Vgl. zu Möglichkeiten und zeitgenössischer Einschätzung der Meinungsforschung: *Rüdiger Schulz*, Die Reaktionen der Bundesbürger auf die politischen und wirtschaftlichen Herausforderungen der Korea-Krise, in: *Horst Friedrich Wünsche* (Red.), Die Korea-Krise als ordnungspolitische Herausforderung der deutschen Wirtschaftspolitik. Texte und Dokumente (Stuttgart, New York 1986) 67–85; *Koerfer*, Kampf (wie Anm. 6) 479 f., 519, 537, 730 f.; *Elisabeth Noelle-Neumann*, Der vergessene Auftrag, in: *Schröder* u. a. (Hrsg.), Ludwig Erhard (wie Anm. 3) 166–172; *dies.*, Umfragen in der Massengesellschaft. Einführung in die Methoden der Demoskopie (Reinbek 1965); *Hans Wellmann*, Die Soziale Marktwirtschaft im Spiegel der Meinungsumfragen (Köln 1962) hier 12–84; *Gerhard Schmidtchen*, Die befragte Nation. Über den Einfluß der Meinungsforschung auf die Politik (Freiburg i.Br. ²1961) 108–121, 149–170, 177 ff.; *Andreas Engel*, Demoskopie als Instrument der Politikvermittlung, in: *Sarcinelli* (Hrsg.), Politikvermittlung (wie Anm. 2) 251–274, bes. 267–272.

¹⁶ Erhard an Lenz und Lenz an Erhard, beide 17. 10. 1951 (LES, NL Erhard, I.4.51). – Zu Erhards Sensibilität für Demoskopie vgl. auch *Ludwig Erhard*, Die Wirtschaftspolitik in der öffentlichen Meinung. Rundfunkansprache zu einer Repräsentativbefragung des Baye-rischen Rundfunks über das wirtschaftliche Verhalten der westdeutschen Bevölkerung, 28. 11. 1960, in: *ders.*, Gedanken (wie Anm. 5) 649–652; oder *ders.*, Fragen an die Mei-nungsforschung (Allensbach, Bonn 1962) bes. 7 ff., 15, 19.

¹⁷ Vortrag „Ich bin mein eigener Werbeleiter. Möglichkeiten und Grenzen der Werbung in der Marktwirtschaft“, Erhard am 7. 10. 1955 vor dem Zentralaus-schuß der Werbewirt-schaft in Essen (LES, NL Erhard, NE 1520).

schaftsphilosophischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Darlegungen mit großer Geste von persönlichen Erfahrungen ausging, daneben aber vor allem auch zu einer recht unbescheidenen Art der Selbstdarstellung, um sich auf dem politischen Markt möglichst als unverzichtbar zu präsentieren. Das setzte schon ein, als er im Mai 1945 den Amerikanern ungeniert und wortreich seine Dienste für die Sache des deutschen Wiederaufbaus anbot¹⁸ oder sich im Februar 1948 gegenüber Franz Blücher selbst für den Posten des Direktors der Verwaltung für Wirtschaft ins Gespräch brachte¹⁹. Später sind dann Formulierungen wie „Ich habe die Soziale Marktwirtschaft eingeführt“, „Ich habe die Preise freigegeben“ oder „Ich habe das demokratische Deutschland fundiert“ beinahe Legion: Nur seinem Einsatz sei es zu verdanken, daß die Union auf einen marktwirtschaftlichen Kurs festgelegt worden sei²⁰. Kein anderer habe dem Deutschland der Nachkriegszeit so sehr seinen Stempel aufgedrückt wie er selbst²¹. Und so fort. Angesichts derlei Selbstlob platzte Adenauer 1956 einmal der Kragen, als er seinen Wirtschaftsminister wissen ließ, ihm gingen Wendungen wie „,ich stehe dafür‘, ,ich übernehme die Verantwortung‘, ,ich tue das, ich tue jenes““ gehörig auf die Nerven; ohne deshalb zu vergessen, daß Erhards öffentliches Auftreten diesen zum (neben Adenauer) werbewirksamsten Zugpferd und Wählermagneten für die Union machte²².

¹⁸ Bericht „Die Fürther Industrie. Probleme und Bedingungen des wirtschaftlichen Wiederaufbaus“, an den Chef der amerikanischen Militärregierung und Stadtkommandanten von Fürth, Captain John D. Cofer, 23. 5. 1945, den Erhard mit dem Anschreiben begann: „Da ich auf Grund meiner Vorbildung, meiner Kenntnisse und meiner Fähigkeiten der Überzeugung bin, übergeordnete Aufgaben erfüllen zu können, und auch aus innerer Überzeugung bereit bin, mich unter Führung der Militärregierung in den Dienst des Wiederaufbaues der deutschen Wirtschaft zu stellen, erachte ich es trotz der bestehenden Hemmungen, in eigener Sache für die eigene Person sprechen zu müssen, als meine Pflicht, meine guten Dienste anzubieten. ... Die Militärregierung möge zu der Überzeugung kommen, daß sie in meiner Person einen Mann erkennen kann, der politisch über alle Zweifel zuverlässig, auch unter Anlegung höchster Maßstäbe auf wirtschaftswissenschaftlichem und organisatorischem Gebiet zur Erfüllung höchst-qualifizierter Leistungen befähigt ist.“ (LES, NL Erhard, 746A).

¹⁹ Erhard an Blücher, 20. 2. 1948 (BA Koblenz, NL Blücher, 93).

²⁰ Erhard an Blücher, 14. 7. 1949 (BA Koblenz, NL Blücher, 93); oder Erhard an den FDP-Politiker Hans Wellhausen, 8. 9. 1953 (LES, NL Erhard, I.4.73).

²¹ Z.B. Erhard an den New Yorker Wirtschaftsberater Arthur M. Wolkiser, 25. 10. 1949 (LES, NL Erhard, I.4.74).

²² Adenauer an Erhard, 13. 4. 1956 (LES, NL Erhard, I.1.4). – Zahlreiche Belege für Erhards ich-bezogenen Redestil etwa bei *Volker Hentschel*, Ludwig Erhard. Ein Politikerleben (München, Landsberg a.L. 1996) passim. Auch in Erhards Büchern (s. Anm. 10) stehen die eigenen Taten im Mittelpunkt. – Zur Bedeutung Erhards (und derjenigen wirtschaftspolitischen Themen) für die Wahlkämpfe der CDU/CSU vgl. *Udo Wengst*, Die

Ein zweiter öffentlichkeitspolitischer Aktionsbereich war die institutionelle Pressearbeit des Ministeriums. Selbstverständlich besaß Erhard von Amts wegen einen administrativen Apparat, einen organisatorischen Rückhalt und einen bestimmten Kreis von ministeriellen Mitarbeitern, die die technischen Rahmenbedingungen der offiziellen Öffentlichkeitspolitik bereit stellten. Schon im Mindener Zentralamt für Wirtschaft war hierfür eine Stelle für Information und Pressewesen eingerichtet worden. Diese wurde 1948/49 als eigenes Referat in die Verwaltung für Wirtschaft und dann in das Bundeswirtschaftsministerium überführt und war dabei dem *Abteilungsleiter für Grundsatzpolitik* unterstellt. 1958 wurde das Referat aus dieser Abhängigkeit gelöst und direkt der Leitungsebene von Minister und Staatssekretären zugeordnet, also aufs engste mit dem Ministerbüro verbunden²³.

Das Referat unterstand zunächst von Ende 1947 bis 1956 Kuno Ockhardt, einem studierten Nationalökonom und langjährigen Handelsredakteur. Ihm folgte – in engem Zusammenhang mit der organisatorischen Neustrukturierung – Karl Hohmann, ebenfalls Volkswirt, für einige Zeit Preisreferent im württembergisch-hohenzollernschen Wirtschaftsministerium, seit Anfang der fünfziger Jahre dann im Bundeswirtschaftsministerium. Hohmann verstand sich von Beginn an als Erhards Alter ego. Nach eigener Aussage war er zu hundert Prozent mit der wirtschaftspolitischen Linie seines Chefs einverstanden und von dem ehrlichen Wunsch beseelt, „möglichst viele von der Richtigkeit der Politik zu überzeugen“²⁴. Um Hohmann herum gruppierte sich der innerste Zirkel von Erhards Ratgebern, etwa der bereits erwähnte Wolfram Langer oder Erhards persönlicher Referent Dankmar Seibt. Bis in die Kanzlerzeit hinein diente Hohmann so als des Ministers bzw. Kanzlers Sprachrohr, apologetischer Verkünder seiner Ideen, gestrenger Pförtner vor seinen Toren sowie organisatorische Scharnierstelle zu Journalisten

CDU/CSU im Bundestagswahlkampf 1949, in: VfZ 34 (1986) 3–52, bes. 23–27; Wolfgang Hirsch-Weber, Klaus Schütz, Wähler und Gewählte. Eine Untersuchung der Bundestagswahlen 1953 (Berlin, Frankfurt a.M. 1957, Nachdruck Köln, Opladen 1967) bes. 33 f., 39 f., 79, 86, 92–99, 113; Uwe W. Kitzinger, Wahlkampf in Westdeutschland. Eine Analyse der Bundestagswahl 1957 (Göttingen 1960) 48–51; Marie-Luise Recker, Wahlen und Wahlkämpfe in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1969, in: Gerhard A. Ritter (Hrsg.), Wahlen und Wahlkämpfe in Deutschland. Von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zur Bundesrepublik (Düsseldorf 1997) 267–309, hier 293 ff.; Metz, Gründerväter (wie Anm. 6) 203–216.

²³ Vgl. zu den Zusammenhängen Löffler, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 263–269; grundsätzlich: Franz Ronneberger (Hrsg.), Beiträge zur Public Relations der öffentlichen Verwaltung (Düsseldorf 1981) bes. 7–22, 48–66.

²⁴ Hohmann, Politisches (wie Anm. 3) 555 f.

und anderen Kommunikatoren. Nach seiner aktiven Laufbahn setzte sich dies übrigens nahtlos fort: Als Vorsitzender bzw. Ehrenvorsitzender der Bonner Ludwig-Erhard-Stiftung agierte er weiter als Lordsiegelbewahrer der Ideen seines verehrten Helden²⁵. Mit Blick auf die umtriebigen Aktivitäten Hohmanns meinte Bundesfinanzminister Etzel einmal lakonisch, er hätte sich am liebsten auch „einen Hohmann“ zugelegt²⁶.

Allerdings darf man diesen Bereich der offiziellen Pressepolitik des institutionellen Apparats auch nicht überschätzen. Zum einen bedurfte es einer recht langen Anlaufzeit, bis die Öffentlichkeitsarbeit unter Hohmanns Führung einigermaßen solide wurde, sich die Prozeduren der Pressekonferenzen einspielten, die Verlautbarungen des Ministeriums treffsicherer kamen und (in Kooperation mit dem Verbraucherreferat) professionellere Werbebroschüren zur Konsumentenorientierung oder ab Oktober 1955 regelmäßig eine eigene Erhard-Kolumne in Tageszeitungen herausgebracht wurden. Bis dahin war es immer wieder zu Ungeschicklichkeiten, Mißverständnissen und Indiskretionen gekommen; vor und während der Korea-Krise war die Öffentlichkeitspolitik sogar ausgesprochen ineffizient und schlecht koordiniert²⁷. Zum anderen bewegte sich die Arbeit *durchgehend* in einem sehr engen finanziellen Korsett. Im Unterschied zu dem durch verschiedene offene Haushaltsposten und verdeckte Fonds („Reptilienfonds“) üppig ausgestatteten Presse- und Informationsamt, das dem Bundeskanzleramt unterstand, besaßen die einzelnen Ministerien hier kaum Handlungsspielräume. Für das Bundeswirtschaftsministerium existierte bis 1962 überhaupt kein Titel für politische Werbung im Ressortetat. Die 1962 veranschlagte Haushaltssumme von 200 000 Mark wurde allein für die Entwicklung zweier Schulbücher zu wirtschafts- und währungspolitischen Themen aufgebraucht; hinzu kamen 90 000 Mark speziell für Informationsmaßnahmen über ausländische Wirtschaftsgesetze sowie rund eine halbe Million Mark für die vom Verbraucherreferat des Ressorts koordinierten Aktionen zur „Unterrichtung der Verbraucher über Marktvorgänge und Marktverhalten“²⁸. Günter Schmolders, Kölner Finanzwissenschaftler und eine der festen akademischen Stützen Erhards, kommentierte dies resigniert, der jährliche Werbeaufwand für eine Zahnpasta übersteige um

²⁵ Löffler, *Marktwirtschaft* (wie Anm. 10) 267 f.

²⁶ Zitiert bei Koerfer, *Kampf* (wie Anm. 6) 286.

²⁷ Löffler, *Marktwirtschaft* (wie Anm. 10) 264 ff., 292–295.

²⁸ Zahlen bei Löffler, *Marktwirtschaft* (wie Anm. 10) 257 f., 268; Wellmann, *Marktwirtschaft* (wie Anm. 15) 154.

einiges die Etatmittel zur Erläuterung der Wirtschafts- und Haushaltspolitik²⁹.

So war man im Bundeswirtschaftsministerium – und das führt zum dritten und wohl interessantesten Feld der Öffentlichkeitspolitik – zur Popularisierung und Legitimierung der Person Erhards und seiner Politik nicht zuletzt auf die Aktivierung privater, nicht-staatlicher und außerminterieller Unterstützung verwiesen. Zu nennen wären vor allem drei große Unterstützungszirkel, die zahlreiche Querverbindungen aufwiesen und so ein tragfähiges kommunikatives Netzwerk bildeten: ein publizistisch-journalistischer, ein wissenschaftlicher und ein unternehmerischer³⁰.

Von Erhards Verbindungen zu Journalisten und dem Schlagwort der publizistischen „Brigade Erhard“ war schon die Rede, ebenso von der wichtigen Rolle Karl Hohmanns als Organisator entsprechender Kontakte zwischen Ministerium und Journalisten. Erhard lag durchweg an einer offenen Kommentierung und diskursiven Begleitung des wirtschaftspolitischen Tagesgeschehens durch die Presseleute, die ihm einerseits zur Rückkopplung der eigenen Wirksamkeit in der Öffentlichkeit dienten, ihm andererseits aber über vertrauliche Interviews oder lancierte Artikel auch selbst immer wieder die Möglichkeiten zur öffentlichen Einflußnahme boten³¹. So wurde regelmäßig ein Kreis von 15 bis 25 Wirtschaftsredakteuren und Bonn-Korrespondenten der großen Tages- und Wochenzeitungen sowie der Presseagenturen exklusiv mit Informationen versorgt oder zu informierenden Hintergrundgesprächen mit dem Minister eingeladen, um dann entsprechende Berichte streuen zu können. Wiederum kleine Ausschnitte dieses Zirkels bildeten der „Neuhauser Kreis“ und der sogenannte „Sonderkreis“. Das waren engere, informelle, abermals von Hohmann koordinierte Beratergremien Erhards, denen neben Journalisten und Publizisten wie Johannes Gross

²⁹ Günter Schmolders, *Finanz- und Steuerpsychologie* (Reinbek 1970) 205 f.

³⁰ Vgl. hier und in der Folge für die Details und näheren Belege Löffler, *Marktwirtschaft* (wie Anm. 10) 269–287.

³¹ „Große Ideen bedürfen der Interpretation durch die Presse“, so betitelte Erhard ein bezeichnendes Grußwort in: *Zeitungs-Verlag und Zeitschriften-Verlag* Nr. 19 (Oktober 1957) 611 (LES, NL Erhard, NE 1534). Ein aufsehenerregendes Beispiel für ein gezielt lanciertes Interview ist das am 5. 2. 1963 in der *Süddeutschen Zeitung* veröffentlichte Gespräch mit Hans Ulrich Kempfski, in dem Erhard während des schwelenden Dauerstreits mit Adenauer um die Kanzlernachfolge unmißverständlich seine Ansprüche verdeutlichte. In einem anderen bedeutenden Interview mit Hans Herbert Götz von der *FAZ* (17. 9. 1957) wurde Erhard die Möglichkeit eröffnet, einen Tag nach der Bundestagswahl dezidiert und offen seine weitgehenden ressortpolitischen Vorstellungen gegenüber den Kabinettskollegen und Adenauer klar zu machen. *Koerfer, Kampf* (wie Anm. 6) 166, 717 ff.

oder Hermann Blome etwa auch der DIHT-Hauptgeschäftsführer Rüdiger Altmann oder der Wahlforscher Rudolf Wildenmann angehörten und in denen der Minister seine gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Visionen diskutierte (z.B. diejenige der „Formierten Gesellschaft“)³². Daneben gab es einige besonders exponierte Zeitungen und Verlage, mit deren Protagonisten Erhard persönlich freundschaftlichen Kontakt pflegte: an erster Stelle die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ mit ihrem ganz von Erhard-treuen Unternehmern bestimmten Gründungsorgan (der „Wirtschaftspolitischen Gesellschaft“ um Alex Haffner), dem Herausgeber Erich Welter und einer Wirtschaftsredaktion, in der zahlreiche neo- und ordoliberalen Parteigänger saßen; sodann die in Wirtschaftsfragen stark von Wilhelm Röpke beeinflusste „Neue Zürcher Zeitung“ und das in Düsseldorf erscheinende „Handelsblatt“ (aus dem ja auch Wolfram Langer stammte); Axel Springers Flaggsschiff „Die Welt“, für deren Redaktion die „Bejahung der Sozialen Marktwirtschaft“ zu einem der vom Eigentümer formell festgelegten Redaktionsgrundsätze gehörte; phasenweise auch die „Zeit“ von Gerd Bucerius, der die Wochenzeitung nach eigenen Aussagen nicht selten als „Sprachrohr“ Erhards zur Verfügung stellte; schließlich die „Hausverlage“ des Wirtschaftsministers und seiner wissenschaftlichen Mitstreiter, der Zürcher Rentsch-Verlag, der Frankfurter Knapp-Verlag und der Düsseldorfer Econ-Verlag³³.

Für die wissenschaftliche Rückendeckung ist zuallererst von Belang, daß Erhard selbst sich zeitlebens als wissenschaftlich denkender Ökonom verstanden hat. Nach eigenem Bekunden wollte er die praktische Wirtschaftspolitik stets mit wissenschaftlicher Erkenntnis und Methodik kombinieren. Er hat dazu immer auch auf den permanenten Austausch mit konzeptionell nahestehenden Wissenschaftlern geachtet, mit Universitätsprofessoren wie Walter Eucken, Wilhelm Röpke, Alexander

³² Einladungslisten zu Pressekonferenzen, Juli 1954; Seibt an Ockhardt, 7. 2. 1955, mit einer Liste des „kleinen Kreises“, die wiederum auf Angaben des „Handelsblatt“-Redakteurs Nordkämper basierte (beides BA Koblenz, B 102/9115 H. 1); Einladungen, Sitzungsprotokolle und Memoranden des „Sonderkreises“, 1964–66, in: LES, NL Erhard, NE 420, 560. – Vgl. auch *Koerfer*, Kampf (wie Anm. 6) 148 f., 165 f., 349, 457–463, 504 ff., u. ö.; *Steves*, Erhard (wie Anm. 3) 620–623; *Karl Hohmann*, Ludwig Erhard (1897–1977), in: Fränkische Lebensbilder 11 (1984) 211–245, hier 237 ff.; *ders.*, Politisches (wie Anm. 3) 563 ff.; *Hentschel*, Erhard (wie Anm. 22) 561–564.

³³ Siehe v. a. *Anton Riedl*, Liberale Publizistik für soziale Marktwirtschaft. Die Unterstützung der Wirtschaftspolitik Ludwig Erhards in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Neuen Zürcher Zeitung 1948/49 bis 1957 (Regensburg 1992) passim; *Gudrun Kruij*, Das „Welt“-„Bild“ des Axel Springer Verlages. Journalismus zwischen westlichen Werten und deutschen Denktraditionen (München 1999) hier 209–217; Bucerius an Erhard, 23. 2. 1963 (LES, NL Erhard, I.4.38); sowie *Löffler*, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 271–280.

Rüstow oder die erwähnten Schmölders und Müller-Armack. Ein guter Beleg für seine Wissenschaftsnähe sind auch die exponierte Stellung der grundsatzpolitischen Abteilung des Bundeswirtschaftsministeriums, die ständig auf methodische Absicherung und guten Kontakt zu zahlreichen Wirtschaftsforschungsinstituten bedacht war, oder der prominent besetzte und sehr angesehene Wissenschaftliche Beirat des Ressorts. Sie besaßen im institutionellen Binnengefüge des Ministeriums einen signifikant höheren Stellenwert, als das in anderen Ressorts der Fall war (etwa im Bundesfinanzministerium zu Fritz Schäffers Zeiten)³⁴. Wichtig waren darüber hinaus aber vor allem die Bildung und gezielte Einbindung mehrerer Erhard-freundlicher *externer* Institutionen. Beispielhaft seien hier nur zwei erwähnt: die sehr feine, elitäre internationale Mont-Pèlerin-Gesellschaft, als deren Präsident der spätere Nobelpreisträger Friedrich A. von Hayek fungierte und der auch Erhard, Röpke, Rüstow oder Müller-Armack angehörten, sowie die populärere „Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft“ (ASM) unter Vorsitz Alexander Rüstows und mit einem illustert besetzten Beirat (u. a. mit Franz Böhm, Götz Briefs, Bernhard Pfister, Schmölders und Röpke). Beide Organisationen unterstützten und legitimierten – in unterschiedlicher Intensität und Direktheit zwar, aber in der Außenwirkung doch eindeutig – die neoliberale Wende nach 1945, etwa in zahlreichen Tagungsbänden zu wirtschafts-, währungs- und gesellschaftspolitischen Grundsatzfragen oder in tagespolitischen Zeitungskommentaren. Sie standen dabei auch oft in unmittelbarer organisatorischer Verbindung zum Wirtschaftsministerium. Hayek hegte trotz mancher konzeptioneller Differenzen eine ausgesprochene Sympathie für Erhard persönlich und achtete ihn als politisches „Naturtalent“, dessen Leistungen bei der „Wiederherstellung einer freien Gesellschaft in Deutschland“ gar nicht hoch genug einzuschätzen seien. Die Arbeit der ASM war neben ihren wissenschaftlichen Publikationen durch eine starke Praxisorientierung und die enge Tuchfühlung zu verschiedenen Unternehmern gekennzeichnet. Sie legte auch mehr Gewicht auf die tägliche Werbearbeit für die Ideen der Sozialen

³⁴ Vgl. dazu Günter Schmölders, „Gut durchgekommen“. Lebenserinnerungen (Berlin 1988) 124–129 (Schmölders hatte als gleichzeitiges Mitglied der Beiräte in Wirtschafts- und Finanzministerium den direkten Vergleichsmaßstab); ferner zum Verhältnis von Wissenschaft und Wirtschaftspolitik im Wirtschaftsressort: Alfred Müller-Armack, Politische Führung und Wirtschaftspolitik. Adenauer, die Wirtschaftspolitik und die Wirtschaftspolitiker, in: Die politische Meinung 20 (1975) H. 163, 55–83; ders., Wirtschaftspolitiker zwischen Wissenschaft und Politik, in: Schröder u. a. (Hrsg.), Ludwig Erhard (wie Anm. 3) 472–483; Löffler, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 70–86, 223–227, 231 ff., 245 ff.

Marktwirtschaft, die von Wahlkampfbroschüren bis hin zur Veranstaltung von Schülerwettbewerben zu ökonomischen Themen reichte³⁵.

Damit sind wir beim letzten Unterstützungszirkel, dem unternehmerischen. Neben und vor Organen wie der „Arbeitsgemeinschaft selbständiger Unternehmer“, dem „Bund Katholischer Unternehmer“, dem „Verein zur Förderung der Wettbewerbswirtschaft“, später dann der vornehmlich von Unternehmerkreisen initiierten und finanzierten „Ludwig-Erhard-Stiftung“ muß man hier in erster Linie und exemplarisch die „Gemeinschaft zur Förderung des sozialen Ausgleichs – Die Waage“ hervorheben. Sie wurde 1952 auf Anregung des Sozialphilosophen Götz Briefs gegründet und von den rheinischen Unternehmern Franz Greiß, Alphons Horten und Curt Becker organisiert. In der Folge entfaltete sie bis 1965 auf Basis hoher Spendensummen aus der Wirtschaft (16 Millionen Mark) die wohl größte private Werbeaktion in Deutschland – mit den maßgeblichen Zielen: Aufklärung über den Begriff Soziale Marktwirtschaft; Imageverbesserung der Unternehmer; konsenshafte, besser: paternalistische Einbindung der Arbeiterschaft; und ganz handfest: Wahlkampfhilfe für die Union und vor allem für Ludwig Erhard persönlich. Die Aktionen der Waage zeichneten sich durch hohe Professionalität und strategische Brillanz aus. Sie wurden von profilierten Werbeagenturen durchgeführt, stets durch Meinungsumfragen abgesichert und den Umständen flexibel angepaßt. Und sie waren breit gestreut und erschlossen ein umfassendes Methodenspektrum: In den 14 Jahren der Werbetätigkeit wurden gut 150 verschiedene Anzeigen in über 400 Blättern geschaltet, von der angesehenen Tageszeitung bis zu den populären Rundfunk- und Frauenzeitschriften, mit deren Leserschaft man besonders gut die breiten Konsumentenkreise anzusprechen hoffte. Überdies

³⁵ Zu Mont-Pèlerin-Gesellschaft, Hayek und deren Verbindung zum Bundeswirtschaftsministerium: *Hans Jörg Hennecke*, Friedrich August von Hayek – die Tradition der Freiheit (Düsseldorf 2000) 208–224, 247–280, Zitate 269 f.; *Karl-Heinz Roth*, Klienten des Leviathan: Die Mont Pèlerin Gesellschaft und das Bundeswirtschaftsministerium in den fünfziger Jahren, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 18 (2001) 13–41; Tagungsunterlagen und Schriftwechsel Müller-Armacks mit der Gesellschaft, v. a. mit deren Geschäftsführer Albert Hunold, 1948–1977, in: ACDP, NL Müller-Armack, 18/2, 55/1–5, 56/1–3; darin ist auch die Zusammenarbeit mit dem Bundeswirtschaftsministerium dokumentiert (z. B. Hunold an Müller-Armack, 8. 5., 23. 7., 1. 10. und 8. 10. 1953; ebd. 18/2). – Zur ASM: *Löffler*, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 81 ff.; ferner *Otto Lautenbach*, Die Ziele der Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft, in: ASM-Tagungsprotokoll Nr. 1: Entscheidung für die Freiheit (Bad Nauheim 1953) 7–29; *Anthony J. Nicholls*, Freedom with Responsibility. The Social Market Economy in Germany, 1918–1963 (Oxford 1994) 298, 333 f., 353–361; *Kathrin Meier-Rust*, Alexander Rüstow. Geschichtsdeutung und liberales Engagement (Stuttgart 1993) 87–98.

wurden großflächige Plakatanschläge in beinahe allen deutschen Städten angebracht oder umfänglichere Informationsbroschüren als Wurfsendungen an Millionen von Haushalte verteilt. Insgesamt hat man 1,2 Milliarden Abdrucke von Anzeigen und Werbeanschlägen publiziert. Seit 1953 wurde eine fortlaufende Bildergeschichte, eine Art Comic strip, veröffentlicht, dessen schnell bekanntes Figurenpar Fritz und Otto Normalverbraucher sich über Alltagsprobleme der Konsumenten unterhielt und dabei immer lobend auf die Errungenschaften des neuen Wirtschaftssystems zu sprechen kam. Etwas später brachte die „Waage“ Werbefilme ins Kinovorprogramm, so 1959 einen von Loriot gemalten und von Eugen Roth in Gedichtform betexteten Zeichentrickfilm; dessen Schlußvers lobte mit ganz vertrauten, sprichwörtlichen Redewendungen die Kraft der freien Initiative: „So ist der Mensch, wie man hier sieht, / stets selber seines Glückes Schmied. / Fest und mit des Erfolgs Gebärde / geht nun der Mensch auf seiner Erde, / schafft, was er will, aus eigener Kraft / in der Sozialen Marktwirtschaft.“ Bemerkenswert ist für unser Thema nicht zuletzt der hohe Grad an Personalisierung all dieser Werbekaktionen. Erhards Person stand zumeist im Zentrum der Werbung: Erhard, der die Bezugsscheine zerreißt und unerbittlich über die Währung wacht; Erhard, der die Hausfrau mit Kühlschranks und Geschirrspülmaschine versorgt; Erhard, dessen Porträt während der Wahlkämpfe als einziges Ministerkonterfei in der Größe desjenigen Adenauers im Straßenbild unübersehbar war³⁶.

II.

Die skizzierten Aktivitäten Erhards und seines vielgliedrigen Unterstützungsnetzwerks geschahen nicht ohne methodisch-konzeptionelle Reflexion. Sie waren vielmehr eingebaut in eine übergreifende öffentlichkeitspolitische Strategie, die gewissermaßen die Stoßrichtung vorgab. Diese Strategie speiste sich aus zwei großen Einfluschichten, die in den

³⁶ Zur „Waage“ vgl. v. a. Dirk Schindelbeck, Volker Ilgen, „Haste was, biste was!“ Werbung für die soziale Marktwirtschaft (Darmstadt 1999) passim, Zitat 163; Michael Kunczik, Simone Schüfer, PR für Soziale Marktwirtschaft – Die Waage. Eine vergessene Wurzel der Public Relations, in: pr-magazin 24/2 (1993) 35–40; und aus eigener Anschauung: Franz Greiß, Erhards Soziale Marktwirtschaft und die Waage, in: Schröder u. a. (Hrsg.), Ludwig Erhard (wie Anm. 3) 89–110; ferner Löffler, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 280–287; zum sehr wirksamen Typus des Werbegedichts Rainer Gries, Volker Ilgen, Dirk Schindelbeck, „Ins Gehirn der Masse kriechen!“ Werbung und Mentalitätsgeschichte (Darmstadt 1995) 106–124, hier bes. 120 ff.

fünfziger Jahren zu einer schlagkräftigen und für gewisse Zeit tragfähigen Gesamtkonzeption verschmolzen.

Zum einen stand man in einer deutschen Werbetradition, die vor 1945 zurückreichte: der Tradition der unternehmerischen Gemeinschaftswerbung. Für einen ihrer Hauptprotagonisten, Hanns W. Brose, der mit Erhard seit den dreißiger Jahren bekannt und später einer der Planer der „Waage“-Kampagnen war, lag in der konzentrierten gemeinsamen Werbung etwa einer Branche der Schlüssel zur Verankerung von Markenartikeln oder größeren Firmenideen sowie zur gemeinschaftsfördernden „Erziehung von Fabrikanten“. Unter diesen Maßgaben war von Brose 1942 auch eine breit angelegte Werbeaktion initiiert worden, die über Geschichte und Wesen des Bergbaus unterrichten und damit die Attraktivität des Bergmannsberufs propagieren sollte: das „Werbewerk Glückauf“³⁷.

Erhard selbst hat sich seit 1929 in seiner beruflichen Funktion als unternehmensnaher Marktforscher am Nürnberger „Institut für Wirtschaftsbeobachtung der deutschen Fertigware“ und in der „Gesellschaft für Konsumforschung“ intensiv mit Verbraucherbefragungen und Absatzanalysen beschäftigt und dabei auch öfter zu den Themen Werbung und Werbewirtschaft publiziert. Sein Credo: Werbung (wie auch die von ihm selbst betriebene Konsumforschung) sei das zentrale, „aus der Entfaltung des Marktes heraus zu begreifende Mittel zur Erleichterung der Marktübersicht“, zur Sicherung der Verbraucherinformation und zu einer zwanglosen „Verbraucherlenkung“; sie sei somit Grundvoraussetzung jeder Unternehmens- und Konsumententscheidung im Wettbewerb. Und die von größeren Marktverbänden getragene „planvolle Gemeinschaftswerbung“ weise besonders bei schwächer organisierten, dem Wettbewerb verschärft ausgesetzten und von staatlichen Aufträgen weitgehend abgekoppelten Branchen – Erhard dachte hier vor allem an die von ihm vertretene Konsumgüter- und Fertigwarenindustrie – einen „erfolgsversprechenden Weg“ zur „Verbrauchsbelebung“ wie zur Weckung „privater Unternehmerinitiative“. Daß Werbung den Verbraucher manipulieren könnte, fürchtete er dabei bemerkenswerterweise kaum. Auch

³⁷ In eine ganz ähnliche Richtung ging 1950 der Appell Alfred Müller-Armacks, die „innerbetriebliche Aufklärung“ zu forcieren und um entsprechendes Vertrauen zu werben (in: *Alfred Müller-Armack, Genealogie der Sozialen Marktwirtschaft. Frühschriften und weiterführende Konzepte* [Bern, Stuttgart ²1981] hier 113). – Zu Broses Aktionen und Konzeptionen: *Dirk Schindelbeck*, „Asbach Uralt“ und „Soziale Marktwirtschaft“. Zur Kulturgeschichte der Werbeagentur in Deutschland am Beispiel von Hanns W. Brose (1899–1971), in: *ZUG* 40 (1995) 235–252, bes. 242–247; *ders.*, *Ilgen*, Haste was (wie Anm. 36) 23 ff., 81–90.

wurde vorerst keineswegs problematisiert, wo die genaue Grenze verlief zwischen einer die individuellen Freiheiten belassenden Werbung einerseits und indoktrinierender Propaganda mit ihren gerade im unmittelbaren zeitlichen Kontext höchst fragwürdigen Potentialen andererseits³⁸.

Nach 1945 wurden diese vornehmlich unter praktischem absatzwirtschaftlichen und unternehmenspolitischen Blickwinkel angestellten Überlegungen ins grundsätzlich Volkswirtschaftliche, ja ins Allgemeinpolitische geweitet und eng mit den neuen wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Leitlinien verwoben. Erhard hat diesen Vorgang durchaus bewußt vollzogen und im Laufe der fünfziger Jahre auch mehrmals öffentlich erläutert. Durch intensive, unablässige, präventive Publizität und einfühlsame „Meinungspflege“ sollten breiten Bevölkerungskreisen – neben der Sicherung von Markttransparenz, Marktreakibilität und wettbewerblichem Ausgleich von Angebot und Nachfrage – die komplexen Markt- und Gesellschaftszusammenhänge verständlich gemacht und dadurch das Konsumverhalten beeinflußt werden. Ordnungspolitisch seien solche flexiblen Einflußnahmen unbedenklich, da sie als marktconforme und nicht-dirigistische Handlungen zu gelten hätten. Mehr noch: Indem unternehmerische und politische Werbung so anschaulich „die ganze bunte Fülle der [...] eröffneten Lebensmöglichkeiten vor Augen“ führten, würden den Produzenten, Händlern und Verbrauchern die Entfaltungschancen gezeigt, die sich ihrem Engagement auf einem liberalen Markt böten, würde die Attraktivität der Wirtschaftsordnung manifestiert. Dadurch würden die Menschen von ihren Ängsten gegenüber der abstrakten Größe des offenen Marktes befreit und das grundsätzliche Vertrauen in die freiheitlichen Entscheidungs- und Denkvorgänge des Systems der Sozialen Marktwirtschaft insgesamt gefestigt³⁹.

³⁸ *Ludwig Erhard*, *Werbewirtschaft und Werbegestaltung*, in: *Die deutsche Fertigware*, 1937, 3, Teil A, 51–60, bes. 53, 56, 59; *ders.*, *Marktverbände und Gemeinschaftswerbung*, in: ebd. 1935, 4, Teil A, 65–69, hier 68f.; *ders.*, *Werbung und Konsumforschung*, in: ebd. 1936, 3, Teil A, 41–48; *ders.*, *Marktordnung und Konsumforschung*, in: *Der Konfektionär* 48 (1935) 20ff.; *ders.*, *Verbrauchsforschung, ihr ökonomischer Ort, ihre wissenschaftliche Begründung und ihre wirtschaftspolitische Zielsetzung*, in: *Absatzforschung und Absatzpraxis in Deutschland* (Schriftenreihe der Forschungsstelle für den Handel beim Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit N.F. 2, Stuttgart 1937) 124–133, bes. 129ff.

³⁹ Vgl. z.B. *Ludwig Erhard*, *Marktwirtschaft und Werbung gehören untrennbar zusammen*, in: *Wirtschaft und Werbung* 6 (Dezember 1952) 327f. (LES, NL Erhard, NE 1527); *ders.*, *Werbeleiter* (wie Anm. 17); *ders.*, *Verständnis wecken für die Wirtschaftspolitik*, in: *Wirtschaftsordnung und Menschenbild. Geburtstagsgabe für Alexander Rüstow* (Köln 1960) 21ff.; *Protokoll einer Pressekonferenz Erhards* am 10. 12. 1953 (LES, NL Erhard, NE 1566). – Zum Kontext auch *Riedl*, *Publizistik* (wie Anm. 33) 30–48, 293–315; *Hohmann*, *Erhard* (wie Anm. 32) 228f., 241f.

Zur theoretisch-methodischen Absicherung berief sich Erhard auf zeitgenössische Studien zur Geld- und Finanzpsychologie, wie sie vor allem Günter Schmölders vorgelegt hatte⁴⁰. Sicherlich war er auch von den Arbeiten seines alten Nürnberger Vorgesetzten und Lehrers Wilhelm Vershofen beeinflusst, der stets auf die eigengewichtige Bedeutung „sensueller Reize“ und „seelisch-psychologischer Launen“ in der Konsumgesellschaft und auf deren entsprechende Beachtung in der betriebswirtschaftlichen Verbrauchs- und Absatzforschung aufmerksam gemacht hatte⁴¹. Wichtiger noch aber war der konzeptionelle Einfluß der Vorreiter der deutschen Public-Relations-Theorie und -Praxis nach dem Krieg, etwa von Hans Edgar Jahn, Otto Lenz, Albert Oeckl und Ernst Vogel oder, mit den ersten großen Veröffentlichungen nach dem Krieg, von Carl Hundhausen und dem uns schon als Ghostwriter Erhards bekannten Herbert Gross⁴². Und die Orientierungsgröße, auf die man sich in diesen Kreisen nun verstärkt berufen hat, waren vor allem amerikanische Kommunikationstheorien. Das ist die zweite große Einflußschicht, für die die schon in der ersten Jahrhunderthälfte entwickelten, aber damals in Deutschland nur äußerst zaghaft zur Kenntnis genommenen Ideen eines George Creel, Eric W. Stoetznner, Paul Lazarsfeld, Walter Lippmann und vor allem Edward L. Bernays (eines Neffen Sigmund Freuds) standen⁴³.

⁴⁰ Schmölders, Finanz- und Steuerpsychologie (wie Anm. 29) bes. 89 ff., 142–145, 191–195, 204–216, 221–224; ders., Einführung in die Geld- und Finanzpsychologie (Darmstadt 1975) hier 162 f.

⁴¹ Vgl. etwa Wilhelm Vershofen, Über das Verhältnis von technischer Vernunft und wirtschaftlicher Wertung. Ein Beitrag zum Problem des Fordismus (Bamberg 1925) Zitat 18; oder ders., Wirtschaft als Schicksal und Aufgabe (Darmstadt 1930) hier bes. das Kapitel „Die Verteilung“. – So schrieb Erhard z. B. auch der Meinungsforschung dezidiert die Aufgabe zu, „das Geistig-Seelische, das Psychologische, das Soziologische stärker zu durchdringen und sichtbar zu machen“. Erhard, Fragen (wie Anm. 16) hier 19.

⁴² Herbert Gross, Moderne Meinungspflege. Für die Praxis der Wirtschaft (Düsseldorf 1951); Carl Hundhausen, Werbung um öffentliches Vertrauen (Public Relations) (Essen 1951); Hans Edgar Jahn, Vertrauen, Verantwortung, Mitarbeit. Eine Studie über public relations Arbeit in Deutschland (Oberlahnstein 1953); ders., Lebendige Demokratie. Die Praxis der politischen Meinungspflege in Deutschland (Frankfurt a.M. 1956); Albert Oeckl, Öffentlichkeitsarbeit in Theorie und Praxis (Stuttgart 1960); ders., Handbuch der Public Relations. Theorie und Praxis der Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland und der Welt (München 1964); Ernst Vogel, Public relations. Öffentliche Meinungs- und Beziehungspflege in Theorie und unternehmerischer Praxis (Frankfurt a.M. 1952); zu Lenz siehe Anm. 13.

⁴³ Vgl. etwa Edward L. Bernays, Public Relations (Boston 1945); ders., Biographie einer Idee. Die hohe Schule der PR. Lebenserinnerungen (Düsseldorf, Wien 1967); Paul F. Lazarsfeld, Public Opinion and the Classical Tradition, in: Public Opinion Quarterly 21 (1957) 39 ff.; ders., Elihu Katz, Persönlicher Einfluß und Meinungsbildung (München 1962); Walter Lippmann, Public Opinion (New York 1922, dt. München 1964). – Guter

Auch Erhard persönlich zeigte sich nach 1945 immer ganz begeistert von der marktwirtschaftlichen Funktionstüchtigkeit speziell der amerikanischen Werbe- und Reklamepraxis, im Grunde ohne die typischen (auch im Nachkriegsdeutschland noch weit verbreiteten) Ressentiments gegenüber dem angeblich „kulturlosen Materialismus“, dem übertriebenen „individualistischen Einzelgängertum“ und „geistlosen Pragmatismus“, die der Reklame jenseits des Atlantiks von nicht wenigen vorgeworfen wurden. Die Werke Walter Lippmanns zur Struktur der öffentlichen Meinung und zur kommunikationspolitischen Bedeutung „gefühlbeladener Stereotype“ und Bilderwelten hat er in seiner Privatbibliothek besessen, eingehend studiert und zudem über seine Kontakte zu Elisabeth Noelle-Neumann aufgenommen⁴⁴.

Diese verstärkte Rezeption amerikanischer Einflüsse nach 1945 brachte zunächst einmal eine terminologische Festlegung mit sich. Sie ersetzte, jedenfalls im offiziellen Vokabular, den belasteten Begriff „Propaganda“ durch die Bezeichnungen „Meinungspflege“ oder „Öffentlichkeitsarbeit“ als deutsche Entsprechungen der Public Relations. Diese Begriffswandlung evozierte nicht nur einen neuen, „westlichen“ Stil der Meinungsbeeinflussung, sie sollte auch eine revidierte Methode signalisieren. Man erhob den Anspruch, nicht mehr einseitig zu indoktrinieren, sondern nur noch „sanfte“, persuasive, auch diskursivere Kommunikationsformen anzuwenden. Gearbeitet wurde jetzt in erster Linie mit Mitteln einer unterschweligen Überredungskunst und positiven Selbstdarstellung. Informationen wurden nicht selten mit Unterhaltung ver-

Überblick über die rezipierten amerikanischen Schriften etwa bei *Jahn*, Vertrauen (wie Anm. 42) 63–69; *Albert Oeckl*, Die historische Entwicklung der PR in Deutschland, in: *Gero Kalt* (Hrsg.), Öffentlichkeitsarbeit und Werbung. Instrumente, Strategien, Perspektiven (Frankfurt a. M. 1989) 13–16; *Horst Fischer*, Die Stoetzner Story. Werbung, Menschen, Politik (München 1986). – Ein erster Versuch Carl Hundhausens, nach einem eigenen USA-Aufenthalt die amerikanischen Gedanken in Deutschland bekannt zu machen, war 1937 weitgehend gescheitert. Vgl. *Eva-Maria Lehming*, Carl Hundhausen: sein Leben, sein Werk, sein Lebenswerk. Public Relations in Deutschland (Wiesbaden 1997).

⁴⁴ Vgl. Erhard auf seiner unmittelbar nach einem USA-Besuch stattfindenden Pressekonferenz vom 10. 12. 1953, Protokolltext (wie Anm. 39) hier fol. 9 ff.; zur Bedeutung Lippmanns: *Noelle-Neumann*, Schweigespirale (wie Anm. 2) 206–217, Zitat 208; bestätigt im Interview des Vf. mit Erhards letztem persönlichen Referenten, Horst Friedrich Wünsche, Bonn, im August 2002; siehe überdies *Gross*, Meinungspflege (wie Anm. 42) 13, 21 ff., 32, 36 ff., 83 ff., 157 ff. (mit zahlreichen Verweisen auf die US-Reklamepraxis). – Zu den erwähnten Ressentiments, die teilweise auch noch bei Erhards Gewährsleuten (etwa bei Brose, Hundhausen oder seinem Lehrer Vershofen) zu finden waren, siehe *Schindelbeck*, „Asbach Uralt“ (wie Anm. 37) 236 f., 247 ff.; *Georg Bergler*, Die Entwicklung der Verbrauchsforschung in Deutschland und die Gesellschaft für Konsumforschung bis zum Jahre 1945 (Kallmünz 1960) 42, 47, 51, 101, 115 ff.

bunden. Damit sollten Positionen suggeriert werden, in denen die Werbeagenten ihre Perspektive gewissermaßen von der „Sender“- auf die „Empfänger“-Seite hin verschoben und so eher als vertrauensvolle Partner des Publikums denn als externe Beeinflussungsgrößen erschienen. Man wolle, so lautete die Devise, nicht Propaganda treiben oder Zustimmung erzwingen, sondern um *Vertrauen* werben (mit den Worten Bernays': „engineering of Public Consent“) und, wie es zurückhaltend hieß, nur „beim Suchen und Finden des wohlverstandenen allgemeinen Interesses“ mithelfen. Und diese sogenannte „weiße Propaganda“ oder „Kommunikationspolitik des offenen Visiers“ wurde geradezu zum Maßstab und Kennzeichen einer demokratischen Gesellschaft freier Individuen erhoben⁴⁵.

Nun waren natürlich derartige Vorstellungen einer gleichsam herrschaftsfreien Meinungspolitik nicht zuletzt ein ideologisches Konstrukt für die PR selbst⁴⁶. Mehr noch: Gerade der ideologisch-normative Gehalt der Werbestrategien machte sie auch auf der inhaltlichen Ebene so interessant für Erhard und seine Leute. Denn „Meinungspflege“ wurde von ihnen nie als wertfreie Werbetechnik definiert, sondern explizit immer als Mittel einer umfassenden politischen Erziehung zur Demokratie. Manche sprachen von der pädagogischen Aufgabe der „Schaffung eines öffentlichen Gewissens“ (E. Bernays) und von einer „gesellschaftsethischen Therapeutik“ (C. Hundhausen). Wie man die Methode einer freien

⁴⁵ Zum Kontext vgl. hier und in der Folge *Schindelbeck, Ilgen*, Haste was (wie Anm. 36) 15–26; *Gries, Ilgen, Schindelbeck*, Gehirn (wie Anm. 36) bes. 45–73, 106–124; *Franz Ronneberger*, Public Relations in politischen Systemen, in: *ders.* (Hrsg.), Public Relations des politischen Systems. Staat, Kommunen und Verbände (Nürnberg 1978) 1–21; *ders.*, *Manfred Rühl* (Hrsg.), Public Relations des politischen Systems (Wiesbaden 1983) Zitat 6; *Michael Kunczik*, Public Relations. Konzepte und Theorien (Köln, Weimar, Wien 1996) bes. 3–28, 90–121; *Klaus Schönberger*, „Hier half der Marshallplan“. Werbung für das europäische Wiederaufbauprogramm zwischen Propaganda und Public Relations, in: *Gerald Diesener, Rainer Gries* (Hrsg.), Propaganda in Deutschland (Darmstadt 1996) 193–212, hier 194–201, 205 ff.; zur Bedeutung der Kategorie des „Vertrauens“ vgl. die Bemerkungen bei *Martin Fiedler*, Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Vertrauen als Schlüsselkategorie wirtschaftlichen Handelns, in: GG 27 (2001) 576–592; neuerdings auch *Ute Frevert*, Vertrauen – eine historische Spurensuche, in: *dies.* (Hrsg.), Vertrauen. Historische Annäherungen (Göttingen 2003) 7–66.

⁴⁶ Auch eine „weiße Propaganda“ bleibt bei allem Informations-, Unterhaltungs- und Einfühlungsgehalt doch weiterhin propagandistische Beeinflussung und Steuerung der Massen unter Maßgabe bestimmter Ideen. Bezeichnenderweise wurde der Begriff „Propaganda“ – bei aller Diskreditierung und Vermeidung in der Öffentlichkeit – zum Beispiel im internen Sprachgebrauch der Ministerialbürokratie oder im Tagebuch von Otto Lenz weiterhin oft benutzt. Vgl. etwa *Lenz*, Zentrum (wie Anm. 13) 31 f., 430 ff., u. ö.; *Schönberger*, Marshallplan (wie Anm. 45) 199.

marktwirtschaftlichen Konsumententscheidung parallelisierte mit derjenigen der demokratischen Wahlentscheidung und wie man das Konzept der Sozialen Marktwirtschaft als entsprechenden wirtschafts- und allgemeinpolitischen Entwurf betrachtete⁴⁷, so sollte auch das Instrumentarium der Werbung über rein ökonomische Zusammenhänge hinausweisen: Als Fundament zur Gewährleistung einer *freiwilligen* Zustimmung in einer von selbstverantwortlichen Individuen bestimmten Gesellschaft stelle sie das Gegenprinzip dar zu dirigistischen oder totalitären Lenkungsmaßnahmen. Das Streben nach „allseitiger Verankerung unserer Marktwirtschaft in der Überzeugung aller Schichten“ besitze so weit größere politische Dimensionen. Letztlich gehe es nämlich „um die Auflösung der Masse in verantwortliche Persönlichkeiten“, die man zwanglos-offen informieren und überzeugen wolle, gehe es um die „Überwindung der Vermassung und der Anonymität“ und um die Sicherung einer „antikollektivistischen“ demokratischen Gesellschaft, um ihre Stabilisierung und Immunisierung nach innen wie nach außen gegen die Verführungen sozialistischer und kommunistischer Gesellschaftsmodelle⁴⁸. Der aus der zweifachen Frontstellung gegen Nationalsozialismus und Kommunismus gewonnene Topos von „Kampf gegen Vermassung und Kollektivismus“ gehörte im übrigen auch zum Kernarsenal der gesellschaftspolitischen Argumentationsmuster der neo- und ordoliberalen Ökonomen seit den vierziger Jahren (besonders bei Wilhelm Röpke und Alexander Rüstow, aber auch bei Ludwig Erhard)⁴⁹.

⁴⁷ Eine direkte Parallelisierung erfolgte bei praktisch allen Theoretikern der Sozialen Marktwirtschaft, bei Wilhelm Röpke, Walter Eucken, Alexander Rüstow, Alfred Müller-Armack und auch Ludwig Erhard. Vgl. *Erhard*, Verständnis (wie Anm. 39) 23, oder seine Antrittsrede vor dem Wirtschaftsrat am 21. 4. 1948 (*Erhard*, Gedanken [wie Anm. 5] 95–119); *Walter Eucken*, Grundsätze der Wirtschaftspolitik (Tübingen ⁵1975) 126 ff., 369 ff.; *Alfred Müller-Armack*, Wirtschaftslenkung und Marktwirtschaft (Hamburg ²1948) 63; *Alexander Rüstow*, Ortsbestimmung der Gegenwart. Eine universalgeschichtliche Kulturkritik, Bd. 3 (Erlenbach b. Zürich, Stuttgart 1957) 519; Röpke zitiert bei *Hannes Siegrist*, *Hartmut Kaelble*, *Jürgen Kocka* (Hrsg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert) (Frankfurt a. M., New York 1997) 22 f.

⁴⁸ Beispielhaft und verdichtet bei *Jahn*, Vertrauen (wie Anm. 42) 11 ff., 21 ff., 51–57, 84 ff.; *ders.*, Gesellschaft (wie Anm. 42) bes. 280–302, 367 ff., 374 ff.; *Gross*, Meinungspflege (wie Anm. 42) 7 ff., 21 ff., 26, 31 f., 51 ff., 114–121; ähnlich *Hanns W. Brose*, Das Gesicht der Anzeige von morgen, in: Die Anzeige 30 (1954) Nr. 5, 496–504; *Vogel*, Public relations (wie Anm. 42) 72.

⁴⁹ Vgl. pars pro toto *Wilhelm Röpke*, Krisis des Kollektivismus (München 1947); *Alexander Rüstow*, Vitalpolitik gegen Vermassung, in: *Albert Hunold* (Hrsg.), Masse und Demokratie (Erlenbach b. Zürich, Stuttgart 1957) 215–238; Erörterung bei *Löffler*, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 64–69, 462 ff.; *Helga Grebing*, Positionen des Konservatismus in der

Durchschlagende Wirksamkeit und umfassende Mobilisierungskraft – das ist auf den ersten Blick erkenntlich – konnte eine solche öffentlichkeitspolitische Strategie nur unter den Bedingungen des Kalten Krieges entfalten, unter den Bedingungen eines harten Konfrontationskurses gegenüber der lange Zeit planwirtschaftlich orientierten Sozialdemokratie und eines festgefügt, von der akzeptierten Pax americana bestimmten Antibilds des wohlstandarmen Ostens⁵⁰. Als sich diese Feindbilder mit dem sozialdemokratischen Reformprogramm von Bad Godesberg 1959 sowie dem Anfang einer neuen deutschen Ostpolitik und gewissen Anzeichen einer weltweiten Entspannungspolitik im Laufe der sechziger Jahre zunehmend aufzulösen begannen oder zumindest hinterfragt wurden, geriet auch die Schlagkraft der Werbekonstruktion ins Wanken⁵¹.

III.

Wir kommen in einem letzten Schritt zur Frage nach der öffentlichen Wirkung Erhards, präziser: nach den Wahrnehmungsbildern, die Erhards öffentliches Image grundierten und fundierten. Im Blickfeld steht also gleichsam die Metaebene von Öffentlichkeitspolitik, auf der sich Persönlichkeiten und Ideen im politischen Kommunikationsprozeß in bestimmten, die Wirklichkeit reduzierenden, konstruierenden und verdichtenden Bildern und öffentlichen Inszenierungen, in Symbolen und

Bundesrepublik, in: *dies.* u. a. (Hrsg.), *Konservatismus – Eine deutsche Bilanz* (München 1971) 33–66, hier 38 ff., 48 ff.; *Paul Nolte*, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert* (München 2000) 289–295, 303–314.

⁵⁰ Sehr gut herausgearbeitet von *Keith Tribe*, *Strategies of economic order. German economic discourse, 1750–1950* (Cambridge 1995) 203–207; vgl. ferner *Schönberger*, *Marshallplan* (wie Anm. 45); und *Sonja Isabel Krämer*, *Westdeutsche Propaganda im Kalten Krieg: Organisation und Akteure*, in: *Jürgen Wilke* (Hrsg.), *Pressepolitik und Propaganda. Historische Studien vom Vormärz bis zum Kalten Krieg* (Köln, Weimar, Wien 1997) 333–371.

⁵¹ So nahm etwa das Godesberger Programm mit der Formulierung, man trete für „stetig wachsenden Wohlstand“ ein und wolle alle Menschen daran teilhaben lassen, fast wörtlich die Formel „Wohlstand für alle“ auf und damit der Erhardschen Werbung den Wind aus den Segeln. Zur Änderung der innen- wie außenpolitischen Rahmenbedingungen in den sechziger Jahren: *Klaus Hildebrand*, *Von Erhard zur Großen Koalition 1963–1969* (Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 4, Stuttgart, Wiesbaden 1984); *Manfred Görtemaker*, *Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart* (München 1999) 391–563, der etwas übertrieben gar von einer Phase der „Umgründung der Republik“ (475) spricht; *Schildt, Siegfried, Lammers* (Hrsg.), *Zeiten* (wie Anm. 4). Siehe auch unten Punkt IV.

Schlagworten, in Ritualen und Mythen vermitteln. Dieser Vorgang umfaßt zwei Dimensionen: die aktive, bewußte Imagebildung, die gezielt mit politischen Codes operiert oder an spezifische soziale und intellektuelle Traditionen und Stereotype appelliert, um Wirkung zu erzielen; und die Frage nach den Perzeptionswirklichkeiten, nach der Fremdwahrnehmung mit ihrer eigenen Dynamik und Logik. Beide Seiten sind nicht zu trennen und für die Akzeptanz und Verankerung von Images gleichermaßen von Bedeutung: das Vertrauen in die Selbstdarstellung und in „die Fremdinterpretation der eigenen Selbstdarstellung“⁵². In der Folge werden *drei* diese Wahrnehmung strukturierende Bildeinheiten hervorgehoben, wie sie sich aus Selbst- und Fremddarstellungen in Reden und Memoiren, aus den Bildprogrammen der Wahlwerbung und Zeitungskarikaturen oder aus dem Material von Meinungsumfragen, wieder vor allem für die Zeit Erhards als Bundeswirtschaftsminister, filtern lassen⁵³.

Ein erstes Bild ist das vom Begründer einer neuen Marktordnung und der „harten“ D-Mark, die den Startschuß, die Grundlage und die Voraussetzung zum „Wirtschaftswunder“ abgegeben hätten. Faktisch fußt die Vorstellung bekanntlich zum einen auf der Wirtschaftsreform vom Juni 1948, mit der eine weitgehende Freigabe der Preise und die Abschaffung diverser Bewirtschaftungsvorschriften erfolgte. Das war keineswegs ein zwangsläufiger Schritt; es gab andere und weit verbreitete, stärker planwirtschaftliche Alternativmodelle. Erhard dagegen handelte auf Basis seiner im Ganzen fest umrissenen wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Ideen in einer bewußten persönlichen Entscheidung, und er ging damit ein lange Zeit „umstrittenes Wagnis“ (H.-P. Schwarz) ein, mußte sich gegen starke Widerstände zur Wehr setzen, die vom sozialkatholi-

⁵² Niklas Luhmann, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, (Stuttgart 4²⁰⁰⁰) 49. Vgl. auch die Überlegungen bei Hoffmann, Sarcinelli, *Wirkungen* (wie Anm. 4) 1–4; zum Symbolcharakter von Politik v. a. Murray Edelman, *Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns* (Frankfurt a. M., New York 1976) bes. 1–21, 146–183; ders., *Constructing the Political Spectacle* (Chicago, London 1988) bes. 40ff., 103–136; Ulrich Sarcinelli, *Symbolische Politik und politische Kultur. Das Kommunikationsritual als politische Wirklichkeit*, in: PVS 30 (1989) 292–309; Francesca Rigotti, *Die Macht und ihre Metaphern. Über die sprachlichen Bilder der Politik* (Frankfurt a. M., New York 1994) bes. 19–22, 35–43; Gries, Ilgen, Schindelbeck, *Gehirn* (wie Anm. 36) 12–17.

⁵³ Vgl. im einzelnen die Belege in der Folge; zu den Umfragen v. a. JbdöM Bd. 1-5; viel Umfragematerial (v. a. von Emnid) auch in: Karl-Georg von Stackelberg, *Attentat auf Deutschlands Talisman. Ludwig Erhards Sturz. Hintergründe, Konsequenzen* (Stuttgart u. a. 1967).

schen Flügel der Union über Sozialdemokraten und Gewerkschaften bis hin zu den alliierten Besatzungsmächten reichten. Mit anderen Worten: Erhard betrat die politische Bühne als aktiver Dynamiker (was sich übrigens auch im oft dargestellten, ungeheure Energie symbolisierenden Bild der „Wahllokomotive“ niederschlug); kein „Gummilöwe“, wie man ihm später immer wieder vorwarf, vielmehr ein durchaus handfester Machtfaktor und selbstbewußter Macher, der sich in kürzester Zeit eine Schlüsselposition sicherte wie selten ein Ressortminister; ein instinkt-sicheres „politisches Naturtalent“ (F. v. Hayek) und ein mutiger „löwenhafter Kämpfer“ (F. J. Strauß), der sich zwar schon vorher gute Kontakte geschaffen hatte, aber dann seine völlig unvermutet kommende persönliche Chance sehr beherzt und etwa in der handstreichartigen Durchsetzung des Leitsatzgesetzes für einen politischen Neuling erstaunlich unbekümmert-kaltschnäuzig ergriffen hat⁵⁴.

Dauerhaft öffentlich verwertbares Renommee konnte diese persönliche Anfangstat allerdings nur gewinnen, weil sie vom nach der Korea-Krise einsetzenden Boom gleichsam fortgetragen wurde. Und hier mischten sich persönliche und überindividuelle Handlungs- und Einflußmomente: Einerseits besaß dieser Aufschwung Konstitutionsfaktoren, die nicht unmittelbar in der Wirtschaftsreform oder in der Erhardschen Ordnungspolitik begründet lagen (etwa das Arbeitskräftepotential, die Qualifikationsstruktur, das niedrige Lohnniveau, das Bevölkerungswachstum, die allgemeinen Tendenzen zur Rückkehr auf einen langfristigen Wachstumspfad oder des westeuropäischen technologischen Aufholprozesses gegenüber den USA, die Rahmenbedingungen des Marshallplans und des wachsenden Weltmarktes). Andererseits konnte sich die verkündete marktwirtschaftliche Ordnung aber doch sehr gut mit den zentralen Bestimmungsgrößen des Booms amalgamieren. So gehörten etwa die vom Marshallplan inaugurierte und vom Währungsabkommen von Bretton Woods untermauerte Herausbildung eines multilateralen, transnationalen, westlichen Welthandels- und politischen Wertesystems und der dadurch forcierte und liberalisierte Außenhandel gleichermaßen

⁵⁴ Vgl. überblicksmäßig *Theodor Eschenburg*, Jahre der Besatzung 1945–1949 (Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1, Stuttgart, Wiesbaden 1983) 420–446; *Hans-Peter Schwarz*, Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik 1949–1957 (ebd. 2, Stuttgart, Wiesbaden 1981) 77–86; ferner *Gerold Ambrosius*, Die Durchsetzung der Sozialen Marktwirtschaft (Stuttgart 1977). Zu den Zitaten *Hennecke*, Hayek (wie Anm. 35) 269 f.; *Franz Josef Strauß*, Die Erinnerungen (Berlin 1989) 87, 172. Zum Bild des „Gummilöwen“ etwa *Heinrich Krone*, Tagebücher, Bd. 1: 1945–1961, bearb. v. *Hans-Otto Kleinmann* (Düsseldorf 1995) hier 451, 549 (Einträge vom 7. 10. 1960 und 12. 11. 1961).

zu den Bedingungen des Booms wie zu den Kernbestandteilen der von Erhard verfochtenen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung⁵⁵.

Das Wirtschaftswunderbild hat noch eine zweite wichtige Facette, deren Wurzeln ebenfalls im Juni 1948 liegen: die des Schöpfers und Bewahrers einer stabilen Währung. Obwohl die Währungsreform *keineswegs* das Werk Erhards war (vielmehr auf rein amerikanischen Plänen und im Grunde auf einem Oktroi der Besatzungsmächte beruhte⁵⁶), verschmolzen doch der Wirtschaftsminister und die neue Währung fast zu einer personalisierten Einheit. Am vielleicht prägnantesten ist das festgehalten in einer frühen Karikatur aus der Feder Rolf Brinkmanns: Aus einem Marktstück, das den rundlichen Kopf Erhards darstellt, ragt eine rauchende Zigarre, darüber der unverkennbare Haarschopf Erhards. Der Titel lautet: „Das Gesicht der D-Mark“⁵⁷. In dieselbe Richtung weist ein „Waage“-Film von 1957 („Behalte Deinen klaren Blick“), der vor allem das Thema Währungsstabilität behandelte. Im Schlußabspann erwächst aus der aufgehenden Sonne der stilisierte Erhard-Kopf und dann die Deutsche Mark⁵⁸.

Daß es dazu kommen konnte, Person und Währung in eins zu setzen, lag zum einen daran, daß Erhard seine wirtschaftsreformerischen Maßnahmen zur Freigabe der Preise ganz bewußt zeitgleich mit der Währungsreform am 21. Juni 1948 in Kraft treten ließ, dies übrigens ziemlich eigenmächtig auf Basis des zwar am 18. Juni im Wirtschaftsrat beschlossenen, aber noch nicht offiziell verkündeten und damit an sich noch nicht rechtskräftigen Leitsatzgesetzes, zumal ohne jede Verständigung mit

⁵⁵ Prägnante Zusammenfassungen und Interpretationen der unterschiedlichen wissenschaftlichen Begründungen der deutschen Nachkriegsprosperität bei *Ludger Lindlar*, Das mißverständene Wirtschaftswunder. Westdeutschland und die westeuropäische Nachkriegsprosperität (Tübingen 1997) 42–104; *Knut Borchardt*, Die Bundesrepublik Deutschland in den säkularen Trends der wirtschaftlichen Entwicklung, in: *ders.*, Wachstum, Krisen, Handlungsspielräume der Wirtschaftspolitik. Studien zur Wirtschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts (Göttingen 1982) 125–150. Zur Bedeutung von Marshallplan und Außenhandelswirtschaft: *Helge Berger*, *Albrecht Ritschl*, Die Rekonstruktion der Arbeitsteilung in Europa. Eine neue Sicht des Marshallplans in Deutschland 1947–1951, in: *VfZ* 45 (1995) 473–519; *Gerd Hardach*, Der Marshall-Plan. Auslandshilfe und Wiederaufbau 1948–1952 (München 1994); *Jürgen Heideking*, Pragmatismus und kontinentale Vision: Der Marshall-Plan als Anstoß zur europäischen Integration, in: *Wolfram Pyta*, *Ludwig Richter* (Hrsg.), Gestaltungskraft des Politischen. Festschrift für Eberhard Kolb (Berlin 1998) 305–327; für Erhard: *Löffler*, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 69f., 402 ff.

⁵⁶ Vgl. zu den Maßnahmen etwa *Christoph Buchheim*, Die Währungsreform 1948 in Westdeutschland, in: *VfZ* 36 (1988) 189–231.

⁵⁷ Karikatur aus dem „Hamburger Abendblatt“ abgebildet in: *Erhard*, Wohlstand (wie Anm. 10) 27.

⁵⁸ *Schindelbeck*, *Ilgen*, Haste was (wie Anm. 36) 106.

den Besatzungsmächten. Nicht zuletzt dieser Coup, der einen scharfen Disput mit General Clay provozierte, ließ Währungs- und Wirtschaftsreform als Einheit erscheinen und machte aus der Tat den Mythos. Verstärkt wurde dieser Eindruck noch durch den berühmten „Schaufenster-Effekt“ am Morgen des 21. Juni, den Blick in die vollen Geschäftsauslagen, bis zur deutschen Wiedervereinigung wohl das einzige Datum nach 1945, das in der Bevölkerung kollektiv als Wegscheide zur Datierung von Ereignissen herangezogen wurde: „Davor gibt es nur Krieg, danach den Inbegriff ereignislosen Fortschritts, die 50er Jahre.“⁵⁹ Zum zweiten hat Erhard in der Folge das Bild vom fortwährenden gestrengen Wächter des Geldwerts gezielt gepflegt: in Verweisen auf seine Funktion als Leiter der „Sonderstelle Geld und Kredit“ 1947/48; in zahlreichen öffentlichen Warnungen vor Inflationsgefahr und Konjunkturüberhitzung; in permanenten Empfehlungen zur Zurückhaltung in der Lohn- und Preispolitik; in einer auf geldwertpolitischem Gebiet sehr engen Kooperation mit der Bundesbank, nicht zuletzt gegen Adenauers wahltaktische Verteilungswünsche; auch in vielen Abbildungen, die ihn fest und zigarrenrauchend als verlässliche Stütze hinter einer fast mannshohen D-Mark zeigten⁶⁰. Eine zusätzliche wissenschaftsgeschichtliche Pointe und weitere Nachhaltigkeit gewinnt die Beziehung Erhards zur Währung zum dritten, weil eine antiinflationistische Währungs- und Wirtschaftspolitik den strategischen Kern der neoliberalen Theorieschule allgemein sowie des einflußreichen ordoliberalen Konzepts Walter Euckens im besonderen darstellte und weil auch Erhard persönlich in seinen Schriften zur Nachkriegsplanung seit 1942 eben jenes Moment einer inflationsaversen, strikt stabilitätsorientierten Neuordnung der Währung (die staatliche „Stillegung“ der „zurückgestauten Inflation“) zur Grundvoraussetzung jeder wirtschaftlichen Regeneration erkor, zum „Gradmesser für Gut und Böse“⁶¹.

⁵⁹ Lutz Niethammer, Privat-Wirtschaft, in: *ders.* (Hrsg.), „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 2, Berlin, Bonn 1983) 17–105, hier 79–87, Zitat 79. – Zu den viel beschriebenen Vorgängen vgl. nur die prägnanten Überblicke bei *Eschenburg*, Jahre (wie Anm. 54) 430–435; *Volkhard Laitenberger*, Ludwig Erhard. Der Nationalökonom als Politiker (Göttingen, Zürich 1986) 62–73.

⁶⁰ Vgl. *Löffler*, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 387–391, 398 ff.; *Laitenberger*, Erhard (wie Anm. 59) 56–61; oder das Bild in: *Arnulf Baring*, *Gregor Schöllgen*, Kanzler, Krisen, Koalitionen (Berlin 2002) 63.

⁶¹ Vgl. *Eucken*, Grundsätze (wie Anm. 47) hier 255–264 (zum „Primat der Währungspolitik“); Erörterung bei *Otmar Issing*, Vom Primat der Währungspolitik, in: *Ordo* 40 (1989) 351–361; die bekannteste von Erhards erwähnten Denkschriften ist *Ludwig Erhard*,

Man muß sich nur die Sensibilitäten vor Augen halten, die Fragen der Währungsstabilität in Deutschland nach den bewußtseinsprägenden Inflationserfahrungen der ersten Jahrhunderthälfte auslösten, um die Folgen dieser Verschmelzung von Person und Währung für Erhards Prestige ermessen und die darin steckende politische Symbolkraft gewichten zu können. In keinem anderen europäischen Land besaß das Vertrauen in den Wert des Geldes oder die Furcht vor dessen Entwertung eine derart unmittelbare Einwirkung auf die politische Loyalität der Bürger zu ihrem Staat und ihrer Regierung als in Deutschland. Noch 1963 bezeichneten 23 Prozent der befragten Deutschen die Inflation als das denkbar schrecklichste Ereignis; der Weltuntergang rangierte mit 19 Prozent dahinter⁶²! Dementsprechend wurde das Geld im Nachkriegsdeutschland nie allein als technisches Zahlungsmittel, sondern immer auch als ein identitätsstiftendes, geradezu „kulturelles“ Symbol wahrgenommen, vielleicht als *das* deutsche Symbol für wirtschaftlichen Erfolg und politische Stabilität nach 1949, evidenter Gegenpol zur prekären Zwischenkriegszeit und, angesichts der Konkurrenz der DDR-Währung, auch Gegenpart zum Ostblock: „Die Deutsche Mark trat [...] als Verkörperung der Marktwirtschaft und Absage an die Planwirtschaft ins Leben.“ Beinahe folgerichtig hat das Stichwort „D-Mark“ (und mit ihm der Hinweis auf die spezifisch deutsche „Stabilitätskultur“) auch Eingang gefunden in den Kanon „deutscher Erinnerungsorte“. Und zu diesem „Erinnerungsort“ gehört für viele untrennbar auch Erhard: beides zusammen, Personifizierung und Symbol des Aufschwungs, ist Teil des westdeutschen Gründungsmythos⁶³.

Kriegsfinanzierung und Schuldenkonsolidierung. Faksimiledruck der Denkschrift 1943/44 (Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1977); siehe auch *Ludwig Erhard*, Gestern – Heute – Morgen [9. 6. 1961], in: ders., Gedanken (wie Anm. 5) 684–704, Zitat 692.

⁶² Die demoskopischen Werte bei *Elisabeth Noelle-Neumann*, Geldwert und öffentliche Meinung. Anmerkungen zur „Psychologie der Inflation“, in: *Clemens-August Andreae* u. a. (Hrsg.), Geldtheorie und Geldpolitik. Günter Schmolders zum 65. Geburtstag (Berlin 1968) 35–46, hier 35–41. Vgl. auch *Günter Schmolders*, Die Politiker und die Währung. Bericht über eine demoskopische Untersuchung der Meinungsbildung in Finanz- und Währungsfragen im Dritten Deutschen Bundestag (Frankfurt a. M. 1959) 17 ff., 36–59, 136 f.; ders., Finanz- und Steuerpsychologie (wie Anm. 29) bes. 89 ff., 142–145, 167–195. Ferner *Knut Borchardt*, Die Erfahrung mit Inflationen in Deutschland, in: ders., Wachstum (wie Anm. 55) 151–161; *Toni Pierenkemper*, Die Angst der Deutschen vor der Inflation oder: Kann man aus der Geschichte lernen?, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1998/1, 59–84.

⁶³ *Harold James*, Die D-Mark, in: *Etienne François, Hagen Schulze* (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 2 (München ²2002) 434–449, bes. 437, 439, 443; ferner *Tribe*, Strategien (wie Anm. 50) 233–239.

Das zweite, wohl bekannteste Bild Erhards hängt eng mit dem bisher Gesagten zusammen, akzentuiert es aber noch einmal anders: Ludwig Erhard war für viele nicht nur der Begründer des Wirtschaftswunders, sondern zugleich auch dessen „gepolsterte Verkörperung“ (Ernst Richert), der „Vater des Wohlstands“. Entsprechend hat er sich inszeniert: als Garant beruhigender Stabilität; als „Mann des unbändigen Optimismus“; als umgänglicher Partner des Konsumenten und Normalbürgers, der dauerhaft „Wohlstand für alle“ sichern und den berühmten Kühlschranks beschenken will. Wie seine Zigarre, so lautete die gängige Ikonologie seiner öffentlichen Auftritte, so stetig und dynamisch rauchten auch die Schloten der boomenden Industrie⁶⁴.

Viele sozialwissenschaftliche und sozialpsychologische Studien betonen, wie wichtig die personalisierte bildliche Erscheinung, die „gesichtsabhängigen Bindungen“ (A. Giddens) und die Authentizität der von einzelnen Protagonisten vermittelten Rollenbilder für eine gefühlsmäßige Fundamentierung und Fermentierung politischen Vertrauens sind. Gerade in hoch differenzierten politischen und wirtschaftlichen Systemen, wie sie die Repräsentativdemokratie oder die Marktwirtschaft darstellen, seien solche persönlichkeitsbezogenen Mechanismen einer „Reduktion von Komplexität“ (N. Luhmann) notwendig. Gesicht und Körper, aber auch Stimme, Sprachduktus und Gestik seien in diesem Sinne regelrechte „Vertrauensstransmittoren“ (U. Frevert). Wahlstrategen operieren damit ganz bewußt. Im amerikanischen Wahlkampf von 1960 etwa wurde von den Demokraten ein Plakat mit dem Gesicht Richard Nixons veröffentlicht, das diesen unrasiert und übermächtig zeigte. Darunter die Frage: „Would you buy a used car from this man?“ Kein Mensch würde

⁶⁴ Richert zitiert bei Klaus Hildebrand, Ludwig Erhard 1897–1977, in: Lothar Gall (Hrsg.), Die großen Deutschen unserer Epoche (Berlin 1985) 368–378, hier 371; zur Bedeutung des Kühlschranks als symbolische Chiffre, mit der Erhard selbst, aber auch die „Waage“-Werbung operierten, vgl. Ludwig Erhard, Einen Kühlschrank in jeden Haushalt [in „Welt der Arbeit“, 16. 6. 1953], in: ders., Gedanken (wie Anm. 5) 369–372; Rainer Gries, Volker Ilgen, Dirk Schindelbeck, Gestylte Geschichte. Vom alltäglichen Umgang mit Geschichtsbildern (Münster 1989) 9, 67 ff.; Schindelbeck, Ilgen, Haste was (wie Anm. 36) 145 ff. Legendär ist das Bild, das Erhard mit seinem eben erschienenen Buch „Wohlstand für alle“ zeigt, z. B. bei Laitenberger, Erhard (wie Anm. 59) 96. – Vgl. hier und in der Folge z. B. die Schilderungen bei Rainer Barzel, Im Streit und umstritten. Anmerkungen zu Adenauer, Erhard und den Ostverträgen (Frankfurt a. M., Berlin 1986) 47–52, 63 f., u. ö.; Walter Henkels, Zeitgenossen. Fünfzig Bonner Köpfe (Hamburg 1954) 77 f.; ders., 111 Bonner Köpfe (Düsseldorf, Wien 1966) 92 ff.; Guido Knopp, Kanzler. Die Mächtigen der Republik (München 2002) 85–162, bes. 102 ff., 114 ff., wo der ganze Abschnitt zu Erhard überschrieben ist mit „Der Optimist“; Günter Diehl, Zwischen Politik und Presse. Bonner Erinnerungen 1949–1969 (Frankfurt a. M. 1994) 322; Klein, Erhard (wie Anm. 3) 97 f.

ihm ein Auto abkaufen, zumal ein gebrauchtes, und die Wahl hat er auch verloren. Ludwig Erhard dagegen bildete ein körperliches Gesamtensemble, mit dem sich über eine gewisse Zeit hinweg die beabsichtigten Konnotationen ganz gut transportieren ließen. Das glatte, offene, lange recht jugendlich wirkende Gesicht, die gemütlich-barocke Gestalt, der weiche, fränkisch grundierte Sprachduktus und das ruhig-gelassene Temperament – all das konnte in der Außenwahrnehmung die Vertrauenswürdigkeit fördern. Jeder hätte Erhard einen Gebrauchtwagen abgenommen. Für viele symbolisierten sein Habitus und die dazugehörigen fest definierten, fast rituellen Präsentationsformen (vom Zigarrrauchen bis zum Skatspielen) etwas durchweg Positives: einen festen, auf zunehmendem materiellen Wohlergehen aufgebauten Halt, der die Kriegszeit vergessen machte und zu neuer Zuversicht Anlaß gab, den Wunsch nach (kleinbürgerlicher, familienbezogener) Normalität und unaufgeregter Konsolidierung⁶⁵.

Gebündelt und verdichtet wurden diese positiven Zuschreibungen in der werbeträchtigen Figur des Vaters. Das beinhaltet zum einen eine generationelle Komponente und reihte Erhard, obwohl um einiges jünger und auch jünger wirkend, ein in die politische Führungsriege der entstehenden Bundesrepublik. Sie war mit dem Übervater Adenauer oder „Papa“ Heuss, daneben aber z. B. auch dem Vater der Fußballer, Sepp Herberger, mit dem Erhard sich gerne fachsimpelnd ablichten ließ, im Ganzen ein bis zwei Generationen älter als die meisten der maßgeblichen NS-Handlungsträger. Mit ihnen ließ sich im kollektiven Bewußtseinshaushalt eine Reihe von väterlichen bzw. großväterlichen Patriarchenfiguren schaffen, die gewissermaßen das vornationalsozialistische Deutschland repräsentieren sollte⁶⁶. Zum zweiten verweist das Vaterimage speziell bei Erhard auf den Typus des wohlwollend-freundlichen, fürsorglichen, loyalen Beschützers, dem man sich getrost anvertrauen kann. Bezeichnenderweise zeigen in den Meinungsumfragen der ersten Hälfte der sechziger Jahre die Erhard zugewiesenen Charakter-Attribute

⁶⁵ Vgl. zu den Problemen persönlichen Vertrauensgewinns grundsätzlich: *Anthony Giddens*, Konsequenzen der Moderne (Frankfurt a. M. 1995) hier 43–52, 102–117, 143–155, bes. 102 f., 107; *M. Rainer Lepsius*, Vertrauen zu Institutionen, in: *Stefan Hradil* (Hrsg.), Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996 (Frankfurt a. M., New York 1997) 283–293, hier 288 ff.; *Frevert*, Vertrauen (wie Anm. 45) 36 f., 51 ff., 55–60, Zitat 52 (u. a. mit dem Beispiel Nixon); *Luhmann*, Vertrauen (wie Anm. 52) 27 ff., 35–38, 47–60, Zitat 27.

⁶⁶ *Anselm Doering-Manteuffel*, Strukturmerkmale der Kanzlerdemokratie, in: *Der Staat* 30 (1991) 1–18, hier 13.

auch weit mehr die Merkmale persönlicher Integrität denn streng politische Bewertungskriterien an: Den meisten Befragten galt er vor allem als „liebenswert, freundlich, optimistisch, ehrlich, aufrichtig, zuversichtlich, Erfolg ausstrahlend, gelassen-ruhig, warmherzig“. Charakterisierungen wie „politischer Weitblick“ oder „starke Führernatur“ folgten deutlich dahinter. Zeitgenössische Sozialpsychologen oder Meinungsforscher sahen genau darin, in den „lichten Elementen“ (wie es der Leiter des Bremer Instituts für Motivforschung formulierte) und durchaus auch in der Anerkennung seiner persönlichen Schwächen und Verletzlichkeiten, den Grund für das enorme Sympathie- und Vertrauenskapital, über das Erhard verfügen konnte⁶⁷.

Wohl gemerkt, das ist immer das Image, nicht die wirkliche Person! Außerdem konnten sich die skizzierten Wahrnehmungsbilder unter veränderten Umständen und bei veränderter Perspektive in den sechziger Jahren auch schnell ins Negative wenden. Die Verkörperung von Stabilität und ruhigem Temperament wurde dann zum Sinnbild für Stillstand und Behäbigkeit, für Spießigkeit und Lethargie. Der Gesichtsausdruck galt dann nicht mehr als sanft oder vertrauenserweckend, sondern als teigig und konturlos. Die insgesamt „weichen“ Charakterattribute wurden als Labilität und politische Unfähigkeit ausgelegt und widersprachen dann dem öffentlichen Bild, das sich die überwiegende Bevölkerungsmehrheit in zeitgleichen Meinungsumfragen vom „Idealkanzler“ machte. Diesem wurde vor allem das abverlangt, was Erhards Image fehlte – „politischer Weitblick“, diplomatisches Taktieren, „Führernatur“ –, während man die Attribute, die Erhard persönlich so vertrauenswürdig machten – Freundlichkeit, Liebenswertigkeit, Optimismus –, als läßlich ansah⁶⁸.

Das letzte Wahrnehmungsbild, das hier hervorgehoben werden soll, ist das des „Professors“ und „Ökonomen“, der vor allem um die Durchsetzung seiner Ideen ringt. In dieser Bildkonfiguration bündeln sich mehrere wichtige Bedeutungsebenen.

⁶⁷ JbdöM Bd. 4, 196; *Stackelberg*, Attentat (wie Anm. 53) hier 10, 13, 50ff., 88 f., 98–102, 148 f., Zitat 88.

⁶⁸ JbdöM Bd. 4, 207; *Stackelberg*, Attentat (wie Anm. 53) 119 f., 139 ff.; *Gries, Ilgen, Schindelbeck*, Geschichte (wie Anm. 64) 125. Beispielhaft für die negativen Einschätzungen: *Herbert Ehrenberg*, Die Erhard-Saga. Analyse einer Wirtschaftspolitik, die keine war (Stuttgart 1965); das negative Bild transportiert auch *Hentschel*, Erhard (wie Anm. 22); Erörterung der Problematik bei *Heinrich Oberreuter*, Führungsschwäche in der Kanzlerdemokratie: Ludwig Erhard, in: *Manfred Mohls u. a.* (Hrsg.), Normative und institutionelle Ordnungsprobleme des modernen Staates. Festschrift zum 65. Geburtstag von Manfred Hättich (Paderborn u. a. 1990) 214–234, bes. 215 ff.

Zum einen wird damit auf Erhards Wissenschaftlichkeit und sein Expertentum verwiesen. Erhard war tatsächlich in den zwanziger Jahren bei Franz Oppenheimer in Frankfurt am Main promoviert worden und seit 1947 Honorarprofessor in München gewesen. Obwohl zeitlebens nie eigentlich im akademischen Wissenschaftsbetrieb etabliert, hielt Erhard, wie erwähnt, doch durchgehend Kontakt zu einzelnen Wissenschaftlern und erhob auch in seinen öffentlichen Aussagen explizit den Anspruch, an wirtschaftspolitische Materien wissenschaftlich-fundiert heranzugehen. Er wurde weltweit als renommiertes Ökonom angesehen und seit den fünfziger Jahren mit Ehrendoktoraten im In- und Ausland geradezu überschüttet⁶⁹. Insgesamt jedenfalls konnte er so in weiten Kreisen den Eindruck hoher fachlicher Kompetenz erwecken. Überliefert ist etwa die entrüstete Reaktion der Frau Rainer Barzels, die auf abfällige Bemerkungen Adenauers in privatem Gespräch, Erhard sei „ungebildet“, mit den Worten protestierte: „Aber, Herr Bundeskanzler, Ludwig Erhard ist doch Professor der Nationalökonomie.“⁷⁰

Wir wissen, daß Expertentum in der Öffentlichkeit gemeinhin einen hohen Vertrauensvorschuß und schichten- wie parteiübergreifenden Respekt garantiert (erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts überwiegt zunehmend die Expertenskepsis, z. B. im Atomenergiediskurs). Das Sozialprestige des „Professors“ in der Bevölkerung rangierte in Umfragen der fünfziger Jahre vor dem eines Ministers, Prinzen oder Bischofs. Die exklusiven Kenntnisse der wissenschaftlichen Experten suggerierten Berechenbarkeit, Unabhängigkeit und Objektivität. Kurzum: Der Hinweis auf wissenschaftlichen Sachverstand konnte der Politik legitimierendes „symbolisches Kapital“ zuführen⁷¹. Aus diesem Grund schlugen die relativ geringen konjunktur- und haushaltspolitischen Probleme zu Erhards Kanzlerzeit auch so scharf zu Buche. Sie konterkarierten besonders eklatant und auf besonders sensiblem Feld das eingefahrene Bild und enttäuschten den entsprechenden Vertrauensvorschuß.

⁶⁹ Vgl. *Laitenberger*, Erhard (wie Anm. 59) 16 ff.; *Löffler*, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 83 ff.; *Görtemaker*, Geschichte (wie Anm. 51) 145 f.; Aufstellung von Erhards 23 Ehrenpromotionen 1952 bis 1969 in: LES, NL Erhard, NE.02.

⁷⁰ *Barzel*, Streit (wie Anm. 64) 37.

⁷¹ Vgl. *Frevert*, Vertrauen (wie Anm. 45) 55–60; *Luhmann*, Vertrauen (wie Anm. 52) 66–70; *Giddens*, Konsequenzen (wie Anm. 65) 108–114; ferner *Lutz Raphael*, Experten im Sozialstaat, in: *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.), *Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich* (München 1998) 231–258, hier 231 ff., 242 ff.; *ders.*, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: GG 22 (1996) 165–193, bes. 183, 193; zur Umfrage: *Stackelberg*, Attentat (wie Anm. 53) 238 f.

Zum zweiten wurde Sachverstand von vielen mit Überparteilichkeit in Verbindung gebracht. Erhards Distanz zur politischen „Macht“ und zum parteipolitischen Betrieb, die mit einem grundsätzlichen Unbehagen gegenüber den „Parteiungen“ (Erhard) einherging, ist bekannt. Er hat sie selbst von Beginn an immer wieder bekundet („Ich habe keinen Ehrgeiz und am wenigsten einen solchen parteipolitischen Art“⁷²) und in die Idee eines gemeinwohlorientierten und überparteilichen „Volkskanzlerturns“ münden lassen. Abgesehen davon, daß dies zu problematischen Mißdeutungen im Sinne des Vorwurfs von Parteien- und Pluralismusfeindschaft Anlaß geben oder zumindest zu Mißverständnissen führen konnte, resultierte aus dieser Distanz zugleich Stärke und Schwäche: In vielen tagespolitischen Entscheidungen bedeutete sie Schwäche, weil Erhard oft die Hausmacht im parlamentarischen oder kabinettsinternen Durchsetzungsprozeß fehlte. Im öffentlichen Meinungsbild aber bedeutete sie eher Stärke, weil Parteipolitiker und die als „Parteihändler“ diskreditierte Parteipolitik in langer und belasteter nationaler ideologischer Tradition in der deutschen öffentlichen Meinung seit jeher skeptisch betrachtet wurden und Erhard für die meisten damit eben nicht belastet schien⁷³. Auch für die öffentlichkeitspolitischen Strategien des Kanzleramts um Otto Lenz machte diese Parteiferne im übrigen immer ein zentrales Element von Erhards Zugkraft aus. Erhard sei die „wirksamste Persönlichkeit innerhalb unseres Kabinetts“ vor allem deshalb, weil er glaubhaft Fachkompetenz statt Parteisolдатentum vermitteln könne, so Lenz gegenüber Adenauer, und weiter: „Wir haben bei der ganzen Werbung im politischen Vorfeld festgestellt, daß die reinen Parteipolitiker am allerwenigsten ziehen [...]“. „Der Deutsche lasse sich eben „viel lieber durch

⁷² Rundfunkansprache „Der neue Kurs“ vom 21. 6. 1948, in: *Erhard*, Gedanken (wie Anm. 5) 120–126, hier 126; vgl. etwa auch *Ludwig Erhard*, Erinnerungen an Fürth, in: Amtsblatt der Stadt Fürth anlässlich der Verleihung der Goldenen Ehrenbürgermedaille, 21. 2. 1958, fol. 3 ff. (LES, NL Erhard, NE.02); oder Erhards entsprechende Äußerungen im Interview mit Günter Gaus (*Gaus*, Person [wie Anm. 5] 110–115).

⁷³ Zu Inhalten, Chancen und Problempotential der parteipolitischen Einstellung und der Idee des „Volkskanzlerturns“ (in einer „Formierten Gesellschaft“): *Löffler*, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 456–464; *Hildebrand*, Von Erhard zur Großen Koalition (wie Anm. 51) 41–50, 160–170; *ders.*, Ludwig Erhard: Kanzler zwischen Politik und Wirtschaft, in: *Nach-Denken. Ludwig Erhard und seine Politik* (Bonn 1997) 11–21; *Nolte*, Ordnung (wie Anm. 49) 386 ff.; *Oberreuter*, Führungsschwäche (wie Anm. 68) hier 226–233. – Hermann Schreiber befand 1965 in einem „Spiegel“-Portrait: „Was Ludwig Erhard und das deutsche Volk im Innersten zusammenhält, ist eine gemeinsame Abneigung gegen die Politik“, zitiert bei *Klein*, Erhard (wie Anm. 3) 98. Der erste Biograph Erhards stellte sein Buch unter den Titel „Der Volkskanzler“; *Michael K. Caro*, Der Volkskanzler: Ludwig Erhard (Köln, Berlin 1965). Vgl. auch die diversen Umfragen zur Einschätzung von „Parteipolitikern“ in *JbdöM* Bd. 1, 162 f.; Bd. 2, 49, 174–177; Bd. 3, 252, 262 f.

sogenannte Fachleute ansprechen, als durch Berufspolitiker“. Das werde man in der CDU-Wahlwerbung zu berücksichtigen haben⁷⁴.

Ludwig Erhard trat primär als Verfechter einer sachlich-konzeptionellen Mission auf, als beharrlicher Prediger einer in den Grundsätzen auf Liberalität, Wettbewerb und Weltoffenheit bauenden wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Idee, der Sozialen Marktwirtschaft. In ihr sollte gleichsam die ganze Politik aufgehen, aus ihr heraus die weiteren, auch außen- oder europapolitischen Folgerungen entwickelt werden. Hans-Peter Schwarz hat Erhard deshalb als Musterbeispiel „des in die Politik geratenen Ökonomen“ interpretiert und den Kontrasttypen des parteipolitischen Pragmatikers (Adenauer), des Bildungsbürgers (Heuss) oder des verfahrenstechnisch orientierten Verwaltungsjuristen (Bundesinnen- bzw. -außenminister Schröder) gegenübergestellt. Der „Ökonom“ sei an sachlichen Prozeßkategorien und vor allem an theoretischen Konzeptionen ausgerichtet und tendenziell dogmatisch, mitunter doktrinär eingestellt⁷⁵. Manche Zeitgenossen titulierten Erhard auch als „freischaffenden Künstler“ – ein liberales (FDP-nahes und zudem protestantisches) Gegengewicht und -bild zur rheinisch-katholischen „Adenauer-Union“, als Akteur manchmal etwas unbedarft und (z. B. in der Führung seiner Amtsgeschäfte oder in der Zusammensetzung seiner Dienstreisen) reichlich unkonventionell, aber von einer „gewissen naiven Großartigkeit“, die ihn unabhängig und stur genug gemacht habe, ungerührt seine Ideen zu verfechten⁷⁶.

Den Vorstellungen von organisatorischer Effizienz, pragmatischer Durchsetzungsfähigkeit und politischer Machbarkeit lief das natürlich oft zuwider. Konrad Adenauer brachte es nicht selten zur Weißglut, Ministerkollegen zum Verzweifeln, Unternehmer wie Hermann J. Abs zum Kopfschütteln. Besonders kritisch und dramatisch wurde es für Adenauer zumal, wenn sich das aus sozioökonomischer Perspektive ent-

⁷⁴ Lenz an Adenauer, 4. 8. 1952 (ACDP, NL Lenz 58/2).

⁷⁵ *Hans-Peter Schwarz*, Die Bedeutung der Persönlichkeit in der Entwicklung der Bundesrepublik, in: *Rudolf Hrbek* (Hrsg.), Personen und Institutionen in der Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland. Symposium aus Anlaß des 80. Geburtstages von Theodor Eschenburg (Kehl u. a. 1985) 7–19, hier 13 f.; vgl. auch *Rüdiger Altmann*, *Johannes Gross*, Gespräch über Erhard, in: *Schröder* u. a. (Hrsg.), Ludwig Erhard (wie Anm. 3) 21–38, hier 24 ff., 28, 38; *Volker Berghahn*, Ideas into Politics. The case of Ludwig Erhard, und *Anthony Nicholls*, The Other Germany – The Neo-Liberals, beides in: *Roger J. Bullen*, *Hartmut Pogge von Strandmann*, *Antony B. Polonsky* (Hrsg.), Ideas into Politics. Aspects of European History 1880–1950 (London u. a. 1984) 164–192.

⁷⁶ Vgl. mit weiteren Belegen *Löffler*, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 296–301. Das Zitat bei *Walter Henkels*, 99 Bonner Köpfe (Düsseldorf, Wien 1963) hier 90.

wickelte Konzept gewissermaßen politisierte und außenpolitisch heikles Terrain berührte wie in der heftig umstrittenen Frage der Ausgestaltung des Europäischen Integrationsprozesses. Bekanntlich haben vor allem derlei Bedenken bei Adenauer zum Verdikt der Kanzlerunfähigkeit Erhards geführt und auch zu harschen, despektierlichen Einschätzungen, wie er sie z. B. gegenüber Theodor Heuss im November 1958 äußerte: Erhard habe soviel politischen Verstand „wie dieser Zigarrenkasten“ hier⁷⁷. Auf der anderen Seite wurde aber in der auf (ökonomische) Prinzipien bezogenen Haltung Erhards für viele jene Symbiose von Person und Idee sichtbar, die einen relativ hohen Grad an Glaubwürdigkeit und Authentizität vermittelte. Erhards Auftritte ließen merken, so beschrieb Rainer Barzel in seiner Autobiographie den Eindruck nicht weniger Zeitgenossen, „daß der ganze innere Mensch mobilisiert“ war, daß kein kühler, unnahbarer Taktiker agierte, sondern ein Idealist, der auch seine Emotionen, Freude über Gelungenes oder Verletzlichkeit bei Niederlagen, nicht verbarg: „Man spürte: Der glaubt, was er sagt.“⁷⁸

IV.

Die Öffentlichkeitsarbeit für die Wirtschaftspolitik nach 1948/49 war ausgesprochen erfolgreich. Es gelang, Schlagwörter wie „Soziale Marktwirtschaft“ oder „Wohlstand für alle“ fast zu kanonisieren. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ konnte schon 1961 völlig unwidersprochen feststellen, der Begriff „Soziale Marktwirtschaft“ sei zu einem Tabu geworden, „an das nur politische Selbstmörder“ rühren⁷⁹. Und aufs engste verbunden mit dem Begriff war die Person Ludwig Erhards, der zum mit Abstand populärsten und zugkräftigsten Minister seiner Zeit avancierte. Erhard galt weithin als der anerkannte „Vater“ von Wohlstand und „Wirtschaftswunder“, als ebenfalls weitgehend tabuisierter „Talisman“ Deutschlands, als „Amulett“ mit beinahe „magischen“ Beziehungen zu breiten Bevölkerungskreisen⁸⁰. Seit 1962 wurde er in den Allensbacher

⁷⁷ Adenauer zu Heuss am 4. 2. 1958, in: *Hans Peter Mensing* (Bearb.), *Adenauer – Heuss. Unter vier Augen. Gespräche aus den Gründerjahren 1949–1959* (Rhöndorfer Ausgabe, Berlin 1997) 292 f. – Zum sich zuspitzenden Streit zwischen Adenauer und Erhard eingehend *Koerfer*, *Kampf* (wie Anm. 6) passim; ferner *Löffler*, *Marktwirtschaft* (wie Anm. 10) 301–305, 314–325, 429–449, 512–574.

⁷⁸ *Barzel*, *Streit* (wie Anm. 64) 51, 63 f., 86; ähnlich *Henkels*, *Zeitgenossen* (wie Anm. 64) 77, 80; *Stackelberg*, *Attentat* (wie Anm. 53) 28 ff., 57 ff., 79 ff.

⁷⁹ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 19. 9. 1961.

⁸⁰ So *Stackelberg*, *Attentat* (wie Anm. 53) hier bes. 13, 17, 49–52.

Umfragen unter den drei „größten Deutschen“ geführt, die am meisten für die Nation getan hätten (nach Adenauer und Bismarck, aber vor Friedrich dem Großen und Hitler). Bei der ein Jahr zuvor gestellten Frage, zu welchem Politiker man besonderes Vertrauen habe, rangierte Erhard mit einer Zustimmung von 57 Prozent an erster Stelle, noch vor Adenauer⁸¹. Angesichts der zwischen den und innerhalb der Parteien stark umkämpften Ausgangssituation der Jahre 1948 bis 1952/53 (mit Generalstreik und großen parlamentarischen Widerständen) ist das eine bemerkenswerte begriffliche und personelle Karriere, zumal für den Leiter eines mit einer äußerst komplizierten Materie betrauten und in der breiten Öffentlichkeit gemeinhin als wenig aufregend wahrgenommenen Fachressorts.

Daß dies so war, wurde grundgelegt durch den real einsetzenden und direkt im Portemonnaie der meisten Bundesbürger spürbaren wirtschaftlichen Aufschwung. Es lag aber nicht zuletzt auch an der aktiven Vermarktung des „Wirtschaftswunders“ und seines „Vaters“: an der breit gestreuten, intensiven Öffentlichkeitsarbeit, die als genuiner Bestandteil der Wirtschaftspolitik verstanden wurde, und an deren Einbau in eine größere, die allgemeinpolitische Situation der fünfziger Jahre (des Kalten Krieges) sehr gut ergänzende Werbestrategie. Neben den unmittelbaren persönlichen Aktivitäten Erhards, seiner Fähigkeit, sich geschickt in Szene zu setzen und als unersetzbaren persönlichen Einflußfaktor zu positionieren, beruhte die Werbung vor allem auf der Schlagkraft eines um seine Person und Politik aufgebauten öffentlichkeitspolitischen Netzwerks verschiedenster Unterstützungszirkel. Besonders interessant ist dabei die Ein- und Anbindung privaten Engagements, die wiederum ganz im liberalen Sinn signalisieren konnte: Auch im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit bauen wir mehr auf private Initiative denn auf staatliche Maßnahmen. Die Werbeaktionen erschlossen und kombinierten alle Mittel der damals (in der erst beginnenden Fernseh-Zeit) möglichen Meinungsbeeinflussung, von der Anzeigenkampagne und dem Wahlkampfplakat über die Rundfunkansprache bis hin zu Demoskopie und Zeichentricksfilm. All dies stand zwar auf dem Boden deutscher Werbetraditionen – bis hin zu einzelnen Motiven wie dem Figurenpaar „Fritz und Otto“, das auf ältere Vorbilder zurückgreifen konnte, auf „Helle und Tran“ etwa, die 1940 im Zwiegespräch die Kriegswirtschaft erläuterten.

⁸¹ JbdöM Bd. 3, 320; Bd. 4, 144f., 245; Bd. 5, 200f.; zur hohen Akzeptanz und Unterstützung Erhards etwa in der Nachfolgefrage der Kanzlerschaft 1959ff. vgl. JbdöM Bd. 3, 307ff.; Bd. 4, 193ff.

ten⁸². Aber es zeigte auch die Offenheit zur verstärkten Integration neuer, in erster Linie amerikanischer Kommunikationstheorien. Im Kontext der fünfziger Jahre war das, zumal in der Kombinationsvielfalt und im Vergleich etwa zu anderen Ministerkollegen, innovativ und modern. Es ist auch als eine Dimension von Erhards „Atlantikertum“ zu interpretieren, und zudem allgemeiner als Aspekt der sich langsam bahnbrechenden „Westernisierung“ der bundesdeutschen Gesellschaft⁸³.

Die Rezeption Erhards und seiner politischen Leitlinien wurde aber nicht nur vom „harten“ Politmarketing bestimmt, sondern ebenso von den „weichen“ Persönlichkeitsangeboten, die Erhard bereitstellte und an die sich eingängige Images und Fremdbilder knüpfen konnten. Für deren Wirkung war nicht zuletzt ausschlaggebend, daß sie zwar einen Typus konstituierten, der eigene Individualität entwickeln, andere Politikertypen kontrastieren und so ein wichtiges und als glaubwürdig empfundenes Gegen- und Komplementärbild vor allem zum Kanzler Adenauer⁸⁴ abgeben konnte (der „liberale, parteiferne und ideenbezogene Ökonom“ oder der „liebenswürdige Gefühlsmensch“); daß sie aber zugleich mit tief verwurzelten politischen Codes und sozialen Denkmustern arbeiteten, in einer spezifischen Gesamtideologie zu systematisieren waren und auf bekannte Stereotype und Erfahrungen rekurrierten, die jedem greifbar waren (der Gestus der Überparteilichkeit, der Appell an die Inflationsschuld, das Vaterbild etc.). Akzeptanzsichernd war also erst die Einbettung des Individuellen in größere Traditionszusammenhänge und auch, daß sich – in Werbebildern wie in Werbestrategie – Kontinuität und Fortschritt mischten, das Neue gebunden blieb an traditionelle Techniken und Bezugssysteme.

Insgesamt gesehen war Erhard damit wohl ebenso Symbol-, Kommunikations- und Darstellungspolitiker wie Wirtschaftspolitiker (was für den Biographen auch deshalb ein wichtiges Ergebnis ist, weil sich Erhard so oft genug als Konstrukteur seiner eigenen Biographie erwies⁸⁵). Schlechterdings entscheidend für seine politische Positionierung, Statur und Wirkung erscheint dabei, daß beides relativ bewußt aufeinander bezogen war. Symbol-, Kommunikations- und Darstellungspolitik waren

⁸² Vgl. *Schindelbeck, Ilgen*, Haste was (wie Anm. 36) 77 ff., 114 ff.

⁸³ Vgl. *Anselm Doering-Manteuffel*, Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert (Göttingen 1999) bes. 12, 19–34; ferner *Löffler*, Marktwirtschaft (wie Anm. 10) 68 ff., 291 f.

⁸⁴ Vgl. dazu *Stackelberg*, Attentat (wie Anm. 53) 37 ff., 47 f.; *Koerfer*, Kampf (wie Anm. 6) 7 ff., u. ö.

⁸⁵ Zu diesem Problem *Bödeker* (Hrsg.), Biographie (wie Anm. 1) 35 ff., 60 f.

weder l'art pour l'art noch Randphänomen, sondern wurden als integraler Bestandteil der faktischen Wirtschaftspolitik und als eines ihrer zentralen Mittel begriffen. Aus diesem Grund geht es letztlich auch an der Sache vorbei, wenn manche Analysen Erhard mehr als „Medium“ oder „Medienkonstruktion“ denn als eine reale Existenz mit realen Erfolgen interpretieren und dementsprechend auch die Soziale Marktwirtschaft vor allem als affirmativen „convenient political slogan“, nicht als ein analytisch gewonnenes Konzept oder „specific economic régime“ begreifen⁸⁶. Beides gehört zusammen, und nur in gemeinsamer Sicht ist es angemessen einzuordnen; andernfalls könnten Erhards Wirken und Wirkung nicht erklärt werden.

Mit seinen Techniken, seiner Strategie und den vermittelten Wahrnehmungsbildern konnte Erhard als persönlicher „Transmittor“ in den fünfziger Jahren erhebliches Vertrauen in die neue polit-ökonomische Ordnung erschließen. In der soziologischen Terminologie von Anthony Giddens: Für viele war er ein personalisierter „Zugangspunkt“ zu den abstrakten Systemen der Nachkriegsdemokratie und Nachkriegsmarktwirtschaft, an dem „Vertrauen gewahrt oder aufgebaut werden“ konnte⁸⁷. Dank seiner Beziehungen zu diversen Popularisierungsinstanzen fungierte er darüber hinaus jedoch auch selbst als wichtiger strukturierender Faktor im politischen Kommunikationsprozeß des entstehenden westdeutschen Staates. Als einer der „Opinionleaders“⁸⁸ prägte Erhard ganz wesentlich und grundsätzlich die öffentliche Meinung der fünfziger und beginnenden sechziger Jahre mit: auf einer technisch-institutionellen Ebene durch die Aktivierung unterschiedlicher, v. a. auch nichtstaatlicher Medienpotentiale und Medienforen, aber auch inhaltlich-normativ durch die feste und dauerhafte öffentliche Verankerung des Megathemas „Soziale Marktwirtschaft“ (im Grunde bis heute). Legt man die eingangs erwähnten, von Luhmann aufgestellten „Aufmerksamkeitskriterien“ für die Durchsetzung diskussionsstrukturierender öffentlicher Themen an, ließen sich jedenfalls die meisten in Erhards Auftreten finden: die Werthaftigkeit und eine gewisse Novität der Ideen (ein Neuigkeitselement, das auch auf Erhards Person als politischer Newcomer nach 1945 übertragbar ist), der politisch-institutionelle Status des

⁸⁶ Am anspruchsvollsten und anregendsten *Tribe*, *Strategies* (wie Anm. 50) 203–207, Zitate 204; vgl. auch *Hentschel*, *Erhard* (wie Anm. 22) 227.

⁸⁷ *Giddens*, *Konsequenzen* (wie Anm. 65) 102–113, 114 ff., 143 ff.

⁸⁸ Zum Begriff *Paul F. Lazarsfeld*, *Bernard Berelson*, *Hazel Gaudet*, *The People's Choice. How the Voter Makes Up His Mind in a Presidential Campaign* (New York 1948) bes. 49 ff.; *Luhmann*, *Öffentliche Meinung* (wie Anm. 2) 23.

Absenders, die krisenhafte Anfangsstimulierung, natürlich der handfeste Erfolg.

Allerdings war die Phase des Erfolgs der Öffentlichkeitspolitik und Imagebildung zeitlich begrenzt. Das positive Bild Erhards begann sich in der Periode 1952–1954, mit dem spürbaren Wirtschaftsaufschwung, durchzusetzen; die Popularität und die polarisierende Auseinandersetzung mit Adenauer seit 1959⁸⁹ trugen ihn dann noch zur Kanzlerschaft; dies hielt sich aber nur bis höchstens Mitte der sechziger Jahre. Im Laufe der sechziger Jahre änderten sich die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und mit ihnen traten andere, negative Facetten des Erhard-Bilds hervor, wurde die Schlagkraft seiner Werbung erschüttert, verebbte die Resonanz seines persönlichen Auftretens. Aus diesem Grund erscheint es auch – bei allem Renommee, aller Prägung der öffentlichen Meinung und allen Elementen des Missionarischen – nicht eigentlich angebracht, Erhards Wirkung mit Max Webers Kategorie des personenbezogenen Charismas zu fassen. Dazu war sein Erfolg viel zu sehr an tägliches Amtsgeschäft und an die ökonomischen und sozialen Strukturbedingungen gebunden⁹⁰.

Anders gewendet: Getragen hat die Botschaft „Vater des Wirtschaftswunders“ nur solange, als Wirtschaftserfolg und Konsummöglichkeiten in einem Gesamtklima der „Anschaffungskultur“, des Wiederaufbaustolzes und des ökonomischen Booms für die deutsche „Überlebens“-gesellschaft nach dem Krieg tatsächlich eine identitätsstiftende, staatslegitimierende und angesichts der Sicherung der konsenshaften Sozialordnung und der gleichzeitigen Kontrastierung der „negativen Vergleichsgesellschaft“ des wohlstandsarmen „Ostens“ außerordentlich „systemstabilisierende“ Funktion besaßen⁹¹. Und nur unter den spezifi-

⁸⁹ Entsprechende Meinungsdaten in JbdöM Bd. 3, 286 ff., 294 f., 307 ff.; Koerfer, Kampf (wie Anm. 6) 227–366, 555–759.

⁹⁰ Während Max Webers „Charisma“ gerade die persönliche Fähigkeit umschreibt, dank als „außeralltäglich“ anerkannter (oder entsprechend vermittelter) und von den „Jüngern“ hingebungsvoll verehrter Qualitäten („Heiligkeit“, „Heldenkraft“) neue soziale Strukturen, Ordnungen und Beziehungen derartig aufzubauen, daß sie den charismatischen „Führer“ unabhängig von den alten, tradierten machen und so persönliche Herrschaft begründen und legitimieren. Vgl. Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriss der verstehenden Soziologie (Tübingen ⁵1985) hier 124, 140 ff., 654–687, 699 ff.

⁹¹ Bekannt sind in diesem Zusammenhang etwa die pointierten Formulierungen Werner Abelshausers: „Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ist vor allem ihre Wirtschaftsgeschichte. [...] Die Bundesrepublik gleicht einer Wirtschaft auf der Suche nach ihrem politischen Daseinszweck.“ Werner Abelshauer, *Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945–1980* (Frankfurt a.M. 1983) 8. – Vgl. auch Wolfgang J. Mommsen, *Wandlungen der nationalen Identität*, in: Werner Weidenfeld (Hrsg.), *Die Identität*

schen Bedingungen der innen- wie außenpolitischen Abgrenzung von sozialistischen bzw. kommunistischen Gesellschaftsmodellen konnte Erhard als Identifikationsfigur erscheinen und seine öffentlichkeitspolitische Strategie, die die allgemeinen gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Leitideen der Sozialen Marktwirtschaft so perfekt in die Ideologie des Kalten Krieges einpaßte, akzeptiert und erfolgreich sein. Als das westliche Konsumdenken mehr und mehr als bloßer Materialismus verworfen wurde und sich die innen- und außenpolitischen Fronten aufweichten, relativierte sich in der öffentlichen Meinung auch der Wert von Marktwirtschaft und „Wirtschaftswunder“, an den auch das Ansehen der Person gebunden war. Hinzu kamen seit Anfang der sechziger Jahre vermehrte und rasch an Brisanz gewinnende Forderungen nach neuen oder verstärkten keynesianischen planungs- und konjunkturpolitischen Aktivitäten auf Erhards ureigenstem Gebiet des Ökonomischen, für die ihm Verständnis und Gespür weitgehend fehlten, weil er sie pauschal mit dem Verdikt des Planwirtschaftlichen belegte⁹². Überdies ergab sich mit der nun immens schnellen und massenwirksamen Expansion des die neue Medienlandschaft bald dominierenden Fernsehens, künftig *der* „Vermittlungsagentur gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse“, eine Änderung der öffentlichen Kommunikationsgepflogenheiten, die Erhard und seine Art der Vermarktung plötzlich ebenfalls recht unzeitgemäß und altmodisch erscheinen ließ. Für einen Fachmann wie Günter Gaus, der Erhard ganz zu Beginn seiner bekannten Fernseh-Portraitreihe „Zur Person“ im April 1963 interviewte, hinterließ der Wirtschaftsminister vor der Kamera jedenfalls einen ausgesprochen blassen, „viel zu braven“ und eher langweiligen Eindruck⁹³.

tät der Deutschen (München, Wien 1983) 170–192, hier 174 ff.; *Hartmut Kaelble* (Hrsg.), *Der Boom 1948–1973. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und in Europa* (Opladen 1992) bes. die Einleitung 7–32; zur Konsumorientierung: *Michael Wildt*, *Am Beginn der „Konsumgesellschaft“*. Mangelersahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren (Hamburg 1994); *Gries, Ilgen, Schindelbeck*, *Geschichte* (wie Anm. 64) 9, 67 ff.; *dies.*, *Gehirn* (wie Anm. 36) 92–124, hier bes. 109 ff.; zum Element der Kontrastierung des „Ostens“: *M. Rainer Lepsius*, *Die Teilung Deutschlands und die deutsche Nation*, in: *Lothar Albertin, Werner Link* (Hrsg.), *Politische Parteien auf dem Weg zur parlamentarischen Demokratie in Deutschland* (Düsseldorf 1981) 417–449, hier 419 ff.

⁹² Vgl. etwa *Schildt, Siegfried, Lammers* (Hrsg.), *Zeiten* (wie Anm. 4) hier bes. 208–217, 321–327, 362–401 (Beiträge *Hardach, Doering-Manteuffel, Ruck*); *Löffler*, *Marktwirtschaft* (wie Anm. 10) 110–121, bes. 118 f.; *Doering-Manteuffel*, *Strukturmerkmale* (wie Anm. 66) 11–16.

⁹³ Zum Gaus-Interview siehe Anm. 5; zur Einschätzung durch Gaus den Artikel „Eine gnädige Pause“ in: *Süddeutsche Zeitung* vom 4./5. 4. 2003, 18. Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Hinweise zu den spätestens seit 1963/64 erkennbaren Grenzen und „Nieder-

Erhards konzeptionelle Ideen und seine kommunikativen Präsentationsformen verloren zunehmend an Spannkraft und Aktualität. Das Konzept der „Formierten Gesellschaft“ etwa war nicht mehr vermittelbar und wurde kaum noch ernsthaft wahrgenommen. Die dauernden „Maßhalteappelle“ berührten die entstehende „Erlebnis-Gesellschaft“ immer weniger, je weiter sich diese seit Ende der fünfziger Jahre von der Nachkriegssituation der „Außer-Ordentlichkeit“ und „Knappheit“ löste und je mehr sie in einem Umfeld konsolidierter Normalität „neues Veränderungspotential“ und eigene Dynamik entfaltete. Und diesen Entwicklungstendenzen stand Erhard einigermaßen verständnislos und unbeholfen, auch mit deutlichem inneren Unbehagen und nervöser Skepsis gegenüber, was sich nicht nur an der berüchtigten, gegen die politisierenden, SPD-nahen Schriftsteller um Rolf Hochhuth und Günter Grass gerichteten „Pinscher“-Attacke im Wahlkampf von 1965 zeigte⁹⁴. Die Position des „Vaters des Wirtschaftswunders“ wurde unterminiert, auch wenn dieser, wie der Zauberlehrling, durch seine Wirtschafts- und Öffentlichkeitspolitik in gewissem Umfang selbst mitverantwortlich war für die Herausbildung der modernisierten Massengesellschaft, die ihn nun kritisierte. Darin zeigt sich die Kontextgebundenheit seiner Biographie, zeigt sich die Abhängigkeit individuellen Erfolgs und persönlicher Gestaltungs- und Wirkungsmöglichkeiten von politischen Rahmen- und gesellschaftlichen Strukturbedingungen.

gangssymptomen“ der „Waage“-Werbung bei *Schindelbeck, Ilgen*, Haste was (wie Anm. 36) 168–200; zum Thema insgesamt: *Knut Hickethier*, Geschichte des deutschen Fernsehens (Stuttgart, Weimar 1998) hier 113, 202, 241; *Hoffmann, Sarcinelli*, Wirkungen (wie Anm. 4) 10 ff., und die Belege in Anm. 4.

⁹⁴ Im Juli 1965 erregte sich Erhard nach der Kritik der Schriftsteller an seiner Wirtschafts- und Sozialpolitik bei mehreren Gelegenheiten über einen „gewissen Intellektualismus, der in Idiotie umschlägt“, und formulierte polemisch, hier äußerten sich „Banausen und Nichtsköner, die über Dinge urteilen, von denen sie einfach nichts verstehen. ... Da hört der Dichter auf, da fängt der ganz kleine Pinscher an.“ Zitiert bei *Hildebrand*, Von Erhard zur Großen Koalition (wie Anm. 51) 119 f. – Zum Kontext des gesellschaftlichen Wandels vgl. v. a. *Hans Günter Hockerts*, Das Ende der Ära Adenauer. Zur Periodisierung der Bundesrepublikgeschichte, in: *Winfried Becker, Werner Chrobak* (Hrsg.), Staat, Kultur, Politik. Beiträge zur Geschichte Bayerns und des Katholizismus. Festschrift zum 65. Geburtstag von Dieter Albrecht (Kallmünz 1992) 461–475, Zitate 464; und *Axel Schildt*, Materieller Wohlstand – pragmatische Politik – kulturelle Umbrüche. Die 60er Jahre in der Bundesrepublik, in: *ders., Siegfried, Lammers* (Hrsg.), Zeiten (wie Anm. 4) 21–53; ferner zur Terminologie *Gerhard Schulze*, Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart (Frankfurt a. M., New York ⁸2000); kritische zeitgenössische Umfragen zur „Formierten Gesellschaft“ und zum „Maßhalten“ z. B. in *JbdöM* Bd. 3, 415; Bd. 4, 195, 262 f.



Aufgaben, Stipendiaten, Schriften

Aufgaben des Historischen Kollegs

Das Historische Kolleg, im Oktober 1980 in München eröffnet, wurde mit dem Auftrag errichtet, eine Stätte historischer Forschung für namhafte, hervorragend qualifizierte Wissenschaftler des In- und Auslands zu sein. Es hat sich zu einem „Institute for Advanced Study“ eigener Prägung entwickelt, das Gelehrten aus allen Bereichen der historisch orientierten Wissenschaften offensteht. Durch die Berufung ins Kolleg, die dessen Kuratorium ausspricht, wird Stipendiaten die Chance gegeben, sich während eines Kollegjahres ganz auf ein selbstgewähltes Forschungsvorhaben zu konzentrieren, um es vollenden zu können. Seit 1988 hat das Historische Kolleg seinen Sitz in der – für den neuen Verwendungszweck wiederhergestellten – Kaulbach-Villa, deren Großzügigkeit die mit den Kollegstipendien verbundene Residenzpflicht zu einem Privileg für die Berufenen werden ließ.

An die Stelle der früheren, rein privaten Förderung des Historischen Kollegs ist seit dem Kollegjahr 2000/2001 – als „public private partnership“ – eine gemeinsame Finanzierung aus öffentlichen und privaten Mitteln getreten: Der Freistaat Bayern sorgt für die Grundausrüstung des Kollegs, private Zuwendungsgeber stellen für die Berufung von Gelehrten Stipendien zur Verfügung. Zunächst haben die Dotierung der Forschungsstipendien der DaimlerChrysler-Fonds, die Fritz Thyssen Stiftung und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft übernommen, die Dotierung des Förderstipendiums ein dem Stifterverband verbundenes Unternehmen. Träger des Historischen Kollegs ist seither die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“. Bis Ende des 20. Kollegjahres haben der Stiftungsfonds Deutsche Bank und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft das Historische Kolleg finanziert; von ihnen ist auch der Impuls zur Gründung der neuen Einrichtung ausgegangen.

Den an das Historische Kolleg Berufenen wird die Möglichkeit geboten, frei von Lehr- und sonstigen Verpflichtungen in ungestörter Umgebung eine größere wissenschaftliche Arbeit („opus magnum“) abzuschließen. Es werden jährlich bis zu drei Forschungsstipendien vergeben, deren Verleihung zugleich eine Würdigung der bisherigen Leistungen der Berufenen darstellen soll. Im Vordergrund der Förderidee steht nicht die Unterstützung bestimmter Forschungsthemen, sondern die von Forscherpersönlichkeiten. Die ins Kolleg berufenen Wissenschaftler haben

Residenzpflicht in der Kaulbach-Villa. Mit deren Bezug 1988 wurde zusätzlich ein Stipendium für besonders qualifizierte Nachwuchswissenschaftler eingerichtet, die das 35. Lebensjahr noch nicht wesentlich überschritten haben. Dieses Förderstipendium soll vornehmlich dem Abschluß von Habilitationsschriften dienen.

In Ergänzung der ursprünglichen Förderkonzeption hat der Stiftungsfonds Deutsche Bank im Jahre 1982 einen deutschen Historikerpreis ausgesetzt, der als „Preis des Historischen Kollegs“ vergeben wird. Mit diesem Preis wird das wissenschaftliche Gesamtschaffen eines Historikers im Sinne der Zielsetzungen des Historischen Kollegs gewürdigt, wobei die Grundlage für die Auszeichnung ein herausragendes Werk bilden soll, das wissenschaftliches Neuland erschließt, über die Fachgrenzen hinaus wirkt und in seiner sprachlichen Gestaltung vorbildhaft ist. Der jetzt mit 30000 Euro dotierte Preis wird alle drei Jahre vergeben; verliehen wird er vom Bundespräsidenten als dem Schirmherrn des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Die Dotierung des Preises hat sich inzwischen der „Freundeskreis des Historischen Kollegs e.V.“ zu seiner vornehmsten Aufgabe gemacht und einen besonderen Stiftungsfonds „Preis des Historischen Kollegs“ mit einem Grundstock für die Bildung eines entsprechenden Vermögensbestandes ausgestattet. Persönliche und institutionelle Förderer sind eingeladen, diesen Grundstock zu ergänzen oder Zuwendungen für einzelne Vorhaben bereitzustellen.

Das Historische Kolleg läßt es sich auch sonst angelegen sein, über fachliche Grenzen hinaus zu wirken. Jeder Stipendiat ist verpflichtet, Ziele und Ergebnisse seiner Arbeit in einem Vortrag der Öffentlichkeit vorzustellen; jeder Forschungsstipendiat hat im Bereich seines Forschungsvorhabens ein internationales Kolloquium abzuhalten. Die Vorlesungen zur Eröffnung der Kollegjahre und die Veranstaltungen zur Verleihung des Historikerpreises wenden sich in besonderer Weise an die geschichtlich interessierte Öffentlichkeit. Mit den „Schriften des Historischen Kollegs“ kommen die wissenschaftlichen Erträge zur Publikation, die aus Kolloquien und Vortragsveranstaltungen des Kollegs hervorgehen. Die geförderten „opera magna“ der Stipendiaten dagegen werden unabhängig und getrennt von den „Schriften des Historischen Kollegs“ veröffentlicht.

Mitglieder des Kuratoriums und der Auswahlkommission, Gäste des Kuratoriums

Dem Kuratorium des Historischen Kollegs gehören derzeit an:

Vorsitzender:

Professor Dr. LOTHAR GALL

Stellvertretender Vorsitzender:

Professor Dr. DIETMAR WILLOWEIT

Persönliche Mitglieder:

Professor Dr. ETIENNE FRANÇOIS, Professor für Neuere Geschichte an der Technischen Universität Berlin, Professor für Geschichte an der Universität Paris I

Professor Dr. JOHANNES FRIED, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Frankfurt a. M.

Professor Dr. KLAUS HILDEBRAND, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Bonn

Professor Dr. MANFRED HILDERMEIER, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Göttingen

Professor Dr. CLAUDIA MÄRTL, Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Professor Dr. JOCHEN MARTIN, Professor für Alte Geschichte und Historische Anthropologie an der Universität Freiburg i. Br.

Mitglieder kraft Amtes:

Professor Dr. URSULA PETERS, Vizepräsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Professor Dr. HEINRICH NÖTH, Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Professor Dr. LOTHAR GALL, Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Frankfurt a. M.

Ministerialdirigent ULRICH WILHELM, Amtschef des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst

Professor Dr. DIETMAR WILLOWEIT, Sekretär der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Professor für Deutsche Rechtsgeschichte, Kirchenrecht, bürgerliches Recht und Handelsrecht an der Universität Würzburg

Der Auswahlkommission für den „Preis des Historischen Kollegs“ gehören derzeit ferner an:

Professor Dr. WOLFGANG FRÜHWALD, Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Professor Dr. RUDOLF SCHIEFFER, Präsident der Monumenta Germaniae Historica, Professor für Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München

DR. VOLKER ULLRICH, Die Zeit, Hamburg

Ständige Gäste des Kuratoriums als Vertreter der privaten Zuwendungsgeber:

Dr. ALOIS BUCH, Fidentia – Gesellschaft für Stiftungs- und Spendenberatung, Düsseldorf

JÜRGEN CHR. REGGE, Vorstand der Fritz Thyssen Stiftung, Köln

Dr. HEINZ-RUDI SPIEGEL, Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen

ELISABETH VIEBIG, DaimlerChrysler AG, Stuttgart

Merkblatt für Bewerbungen um Stipendien

Das Historische Kolleg, 1980 in München errichtet, hat sich zu einem „Institute for Advanced Study“ eigener Prägung entwickelt. Mit dem Auftrag gegründet, eine Stätte historischer Forschung für namhafte, hervorragend qualifizierte Wissenschaftler des In- und Auslands zu sein, bietet es Stipendiaten für die Dauer eines Jahres besondere Arbeitsvoraussetzungen, um den Abschluß von Forschungsvorhaben zu ermöglichen. Seit 1988 hat das Historische Kolleg seinen Sitz in der Kaulbach-Villa, deren Großzügigkeit die mit den Kollegstipendien verbundene Residenzpflicht zu einem Privileg für die Berufenen werden ließ.

An die Stelle der früheren, rein privaten Förderung des Historischen Kollegs ist seit dem Kollegjahr 2000/2001 – als „public private partnership“ – eine gemeinsame Finanzierung aus öffentlichen und privaten Mitteln getreten: Der Freistaat Bayern sorgt für die Grundausrüstung des Kollegs, private Zuwendungsgeber stellen für die Berufung von Gelehrten Stipendien zur Verfügung. Zunächst haben die Dotierung der Forschungsstipendien der DaimlerChrysler-Fonds, die Fritz Thyssen Stiftung und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft übernommen, die Dotierung des Förderstipendiums ein dem Stifterverband verbundenes Unternehmen. Träger des Historischen Kollegs ist seither die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

1. Zielsetzung

Das Historische Kolleg will ausgewiesenen und wegen ihrer herausragenden Leistungen in Forschung und Lehre angesehenen Gelehrten aus dem gesamten Bereich der Geschichtswissenschaften die Möglichkeit geben, in Ruhe eine größere Arbeit („opus magnum“) abzuschließen. Sie sollen von Lehr- und sonstigen Verpflichtungen freigestellt werden, um sich ganz auf ihre wissenschaftlichen Vorhaben konzentrieren zu können. Zu diesem Zweck können jährlich drei Forschungsstipendien vergeben werden, deren Verleihung zugleich eine Würdigung der bisherigen Leistungen der ins Kolleg berufenen Wissenschaftler darstellen soll.

Die Stipendiaten sollen mit Unterstützung des Kollegs individuell Forschung betreiben können und den wissenschaftlichen Dialog unter-

einander pflegen. Im Vordergrund steht nicht die Förderung bestimmter Forschungsthemen, sondern die Förderung von Forscherpersönlichkeiten.

Das Historische Kolleg will mit diesen Stipendien auch die Förderung des Nachwuchses mittelbar dadurch verbessern, daß junge Wissenschaftler die Kollegiaten für die Dauer des Forschungsstipendiums vertreten und sich so zusätzlich qualifizieren können.

An Nachwuchswissenschaftler, die – im Sinne der Zielsetzungen des Historischen Kollegs – bereits besonders ausgewiesen sind und das 35. Lebensjahr noch nicht wesentlich überschritten haben, können Förderstipendien vergeben werden, die vornehmlich dem Abschluß von Habilitationsschriften dienen sollen. Jährlich steht ein Förderstipendium zur Verfügung.

2. Ausgestaltung der Forschungs- und Förderstipendien

Die Stipendien des Historischen Kollegs, die mit einer Residenzpflicht in der Kaulbach-Villa verbunden sind, werden in der Regel für ein Jahr vergeben. Mit der Annahme eines Stipendiums verpflichtet sich jeder Stipendiat zur Präsenz im Kolleg während seines Forschungsaufenthaltes. Das Kollegjahr beginnt am 1. Oktober und endet am 30. September des folgenden Jahres.

2.1 Forschungsstipendien

Die Forschungsstipendien werden öffentlich ausgeschrieben. Ihre Dotierung entspricht, unter Anrechnung der Leistungen des Dienstherrn, in der Regel den letzten Jahresbezügen der Stipendiaten. Von deutschen Stipendiaten wird erwartet, daß sie unter Fortzahlung ihrer Bezüge beurlaubt werden; das Kolleg übernimmt für sie die Vertretungskosten.

Die Stipendiaten des Historischen Kollegs können für ihre Forschungsarbeiten Dienstleistungen (Bücherbeschaffung, Recherchieraufgaben und andere wissenschaftliche Hilfsarbeiten) in Anspruch nehmen und Reisemittel für Besuche von in- und ausländischen Archiven und Bibliotheken erhalten.

2.2 Förderstipendien

Die Förderstipendien werden in der Regel auf Vorschlag von Mitgliedern des Historischen Kollegs vergeben; Bewerbungen werden ent-

gegengenommen. Die Förderstipendien werden in Anlehnung an eine Besoldung nach C3 dotiert. Für Forschungszwecke können ebenfalls zusätzliche Leistungen gewährt werden.

Von den Stipendiaten wird die Bereitschaft erwartet, daß sie Ziele und Ergebnisse ihrer Arbeit in einem Vortrag der Öffentlichkeit vorstellen und sich gemäß den Zielsetzungen der Forschungseinrichtung am Kollegleben beteiligen. Die Forschungsstipendiaten haben außerdem im Verlauf ihres Kollegjahres ein Kolloquium mit internationaler Beteiligung abzuhalten. Die Publikation der Vorträge und der Ergebnisse der Forschungskolloquien ist in den „Schriften des Historischen Kollegs“ vorgesehen.

Arbeitsräume für die Stipendiaten sind in der Kaulbach-Villa vorhanden. Bei der Wohnungsbeschaffung kann die Geschäftsführung des Historischen Kollegs behilflich sein; Mietzuschüsse werden gewährt.

3. Bewerbung und Auswahl

Um ein Stipendium im Historischen Kolleg können sich durch herausragende Forschungsleistungen ausgewiesene Wissenschaftler, die sich zudem in besonderem Maße an der akademischen Lehre und Selbstverwaltung beteiligt haben, bei der Geschäftsführung des Historischen Kollegs bewerben. Der Bewerber muß nachweisen, daß er sein Forschungsvorhaben während seines Kollegjahres so weit fördern kann, daß eine Publikation in absehbarer Zeit zu erwarten ist.

Die Auswahl der Stipendiaten erfolgt ausschließlich nach den wissenschaftlichen Leistungen der Bewerber und unabhängig von ihrer Nationalität; bei Bewerbern aus dem Ausland werden hinreichende Deutschkenntnisse vorausgesetzt. Bewerber sollten bei der Antragstellung das 62. Lebensjahr noch nicht vollendet haben.

Die Stipendiaten werden durch das Kuratorium des Historischen Kollegs, das sich bei seiner Entscheidung zusätzlicher Gutachten bedienen kann, ausgewählt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Bewerbungen werden laufend entgegengenommen; die Bewerbungsfrist für ein Kollegjahr endet jeweils am 30. April des Vorjahres, für das Kollegjahr 2005/2006 mithin am 30. April 2004.

Die Bewerbungen sind an die Geschäftsführung des Historischen Kollegs, z.H. Herrn Georg Kalmer, zu richten.

Als Bewerbungsunterlagen sind einzureichen:

- Lebenslauf;
- Schriftenverzeichnis;

- Arbeitsplan, der ausführliche Angaben insbesondere zu folgenden Punkten enthalten soll: Art und Ziel des Vorhabens, Stand der bereits geleisteten Vorarbeiten, in Aussicht genommene Archiv- und Bibliotheksreisen, Namen von Institutionen und Wissenschaftlern, mit denen der Antragsteller im Verlauf des Stipendiums in Kontakt treten will, Thema des durchzuführenden Kolloquiums (bei Anträgen auf Forschungsstipendien);
 - Angaben über den frühestmöglichen Termin, zu dem eine Beurlaubung gewährt und ein Stipendium angetreten werden kann;
 - Erläuterungen zu den Wohnungserwartungen.
- Bewerbungen werden streng vertraulich behandelt.

Kollegjahr 2002/2003

Forschungsstipendiaten

ANSELM DOERING-MANTEUFFEL

Geboren 1949 in Krefeld, Studium der Geschichte, Germanistik, Politologie und Kunstgeschichte in Berlin (FU) und Marburg, 1975 Erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien, 1976–77 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Neuere Geschichte in Marburg, 1978 Graduierten-Stipendium der Konrad-Adenauer-Stiftung, 1978–83 wissenschaftlicher Assistent am Friedrich-Meinecke-Institut der FU Berlin, 1980 Promotion, 1983–86 Akademischer Rat, 1986–89 Akademischer Oberrat am Institut für Geschichte der Universität Erlangen-Nürnberg, 1986 Habilitation, nach Lehrstuhlvertretung in Berlin 1988 Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Würzburg (Fiebiger-Professur), seit 1991 ordentlicher Professor für Neuere Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Zeitgeschichte an der Universität Tübingen.

Forschungsaufenthalte in London und Oxford, seit 1991 regelmäßig in Washington, D.C. und Harvard. 1999 Stipendium des German-American Center for Visiting Scholars (Washington D.C.).

Veröffentlichungen u. a.

Katholizismus und Wiederbewaffnung. Die Haltung der deutschen Katholiken gegenüber der Wehrfrage 1948–1955 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, 32) 1981

Die Bundesrepublik Deutschland in der Ära Adenauer. Außenpolitik und innere Entwicklung 1949–63, 1983, ²1988

Vom Wiener Kongreß zur Pariser Konferenz. England, die deutsche Frage und das Mächtesystem 1815–1856 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London 28) 1991

Die deutsche Frage und das europäische Mächtesystem 1815–71 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 15) 1993, ²2001

Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, 1999

Dimensionen der Amerikanisierung in der deutschen Gesellschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995) 1–34

Das schwarze Jahrhundert und sein „Goldenes Zeitalter“. Eric Hobsbawms Deutung der Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Neue Politische Literatur 42 (1997) 365–377

Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der sechziger Jahre, in: Axel Schildt u. a. (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, 2000, 311–341

Gefördertes Forschungsvorhaben

Deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts

Vortrag (26. Mai 2003)

Mensch, Maschine, Zeit

Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel
des 20. Jahrhunderts

Kolloquium (15. bis 17. Mai 2003)

Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts

JAN DIRK MÜLLER

Geboren 1941 in Köln, Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an den Universitäten Wien, Tübingen und Köln, 1965 Erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien, 1968 Promotion in Köln, Assistententätigkeit in Duisburg und Heidelberg, 1976 Habilitation in Heidelberg, 1977–81 Akademischer (Ober-) Rat in Bielefeld, 1981–84 Professor am Institut für ältere Sprache und Literatur der Universität Münster, 1984–91 ordentlicher Professor für Ältere deutsche Literatur/Mediävistik an der Universität Hamburg, seit 1991 Lehrstuhlinhaber für deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Langjähriges Mitglied und zuletzt Vorsitzender der Germanistischen Kommission der DFG, Fachgutachter der DFG, seit 1998 Vorsitzen-

der der Mittelalter-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 2001/2002 Sprecher des Münchner Sonderforschungsbereichs „Pluralisierung und Autorität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit“.

Herausgeber und Mitherausgeber verschiedener Reihen, Zeitschriften und Lexika. Seit 1995 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit 2001 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.

Veröffentlichungen u. a.

Wielands späte Romane. Untersuchungen zur Erzählweise und zur erzählten Wirklichkeit, 1971

Gedechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I., 1982

Edition: Romane des 15. u. 16. Jahrhunderts, Melusine; Hug Schapler (1500); Hug Schapler (1537); Fortunatus; Wickram, Knabenspiegel; Faustbuch. Nach den Erstdrucken hrsg. mit Kommentar und Einführung, 1990

Hrsg., Wissen für den Hof. Der spätmittelalterliche Verschriftlichungsprozeß am Beispiel Heidelberg im 15. Jahrhundert, 1994

Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes, 1998

Das Nibelungenlied, 2001

Minnesang und Literaturtheorie, 2001

Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Band 3, 2003

Gefördertes Forschungsvorhaben

Kulturmuster – Erzählmuster um 1200

Vortrag (20. Januar 2003)

Imaginäre Ordnungen und literarische Imaginationen um 1200

Kolloquium (12. bis 14. Juni 2003)

Text und Kontext:

Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik

PETER SCHÄFER

Geboren 1943 in Hückeswagen (NRW), Studium der Judaistik, Semiotik, Philosophie und Theologie in Bonn, Jerusalem und Freiburg i. Br.; 1968 Promotion, 1973 Habilitation in Frankfurt a. M.; 1969–74 wissenschaftlicher Assistent in Tübingen und Köln; 1974–82 außerplanmäßiger Professor für Judaistik in Köln, seit 1983 ordentlicher Professor für Judaistik an der Freien Universität Berlin und seit 1998 gleichzeitig Professor of Religion and Ronald O. Perelman Professor of Jewish Studies an der Princeton University, USA.

Wiederholte Gastprofessuren und Forschungsaufenthalte in England, den USA und Israel; seit 1987 Corresponding Fellow der British Academy, 1993 Ehrendoktor der Universität Utrecht, 1994 Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft, seit 1994 ordentliches Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, ebenfalls seit diesem Jahr Corresponding Fellow der American Academy of Jewish Research, seit 1997 Foreign Member der American Philosophical Society.

Veröffentlichungen u. a.

Die Vorstellung vom heiligen Geist in der rabbinischen Literatur (Studien zum Alten und Neuen Testament 28) 1972

Rivalität zwischen Engeln und Menschen. Untersuchungen zur rabbinischen Engelvorstellung (Studia Judaica 8) 1975

Der Bar Kokhba-Aufstand. Studien zum zweiten jüdischen Krieg gegen Rom (Texte und Studien zum antiken Judentum 1) 1981

Synopse zur Hekhalot-Literatur (in Zusammenarbeit mit M. Schlüter und H. G. von Mutius) (TSAJ 2) 1981

Geschichte der Juden in der Antike. Die Juden Palästinas von Alexander dem Großen bis zur arabischen Eroberung, 1983 (franz. 1989, engl. 1995, ²2003, tschech. 2003)

(mit H. J. Becker) Synopse zum Talmud Yerushalmi (in Zusammenarbeit mit G. Reeg und unter Mitwirkung von A. Engel, K. Ipta, U. Lohmann, M. Urban und G. Wildensee), Bde. I–IV, 1991–2001

Der verborgene und offenbare Gott. Hauptthemen der frühen jüdischen Mystik, 1991 (engl. 1992, franz. 1993, span. 1995)

(mit Sh. Shaked) Magische Texte aus der Kairoer Geniza, Bde. I–III, 1994–99

Judeophobia. Attitudes toward the Jews in the Ancient World, 1997 (paperback edition 1998, ital. 1999, franz. 2003, hebräisch in Vorbereitung)

Mirror of His Beauty. Feminine Images of God from the Bible to the Early Kabbalah, 2002

Der Triumph der reinen Geistigkeit: Sigmund Freud „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“, 2003

Gefördertes Forschungsvorhaben

Geschichte der jüdischen Mystik
Gesamtdarstellung

Vortrag (5. Mai 2003)

Ex oriente lux?

Heinrich Graetz und Gershom Scholem über den Ursprung der Kabbala

Kolloquium (22. Juli 2003)

Grounding the Mystic:
Social, Cultural and Geographical Perspectives on the History of Jewish
and Christian Mysticism

Förderstipendiat

BERNHARD LÖFFLER

Geboren 1965 in Regensburg, Studium der Geschichte, Germanistik und Volkswirtschaftslehre in Regensburg; 1991 Magister artium, 1994 Promotion, 1994–2000 wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Passau, 2000–01 Lehrbeauftragter, 2001 Habilitation und seither wissenschaftlicher Oberassistent in Passau.

Veröffentlichungen u. a.

Stationen parlamentarischen Wandels in Bayern, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 58 (1995) 959–989

Die bayerische Kammer der Reichsräte 1848–1918. Grundlagen, Zusammensetzung, Politik (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, hrsg. v. der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 108) 1996 (Diss. 1994) Franz Ludwig von Baumann, Georg von Jochner und Georg von Hertling. Anmerkungen zur Politik- und Wissenschaftsgeschichte Bayerns im Kaiserreich, in: HJ 116 (1996) 72–101

Frömmigkeit und Konfessionalismus in der Diaspora. Zur Mission eines adeligen Kapuziners in Lettland (1929–1984), in: Archiv für Kulturgeschichte 79 (1997) 123–151

Zwischen internationalem Engagement und nationaler Hegemonie. Zu politischen Strategien deutscher Unternehmen im 20. Jahrhundert, in: Peter Schimany, Manfred Seifert (Hrsg.), Globale Gesellschaft? Studien aus geistes- und sozialwissenschaftlicher Perspektive, 1997, 111–136

Die Ersten Kammern und der Adel in den deutschen konstitutionellen Monarchien. Aspekte eines verfassungs- und sozialgeschichtlichen Problems, in: HZ 265 (1997) 29–76

Passauer Juden 1933–1945, in: Winfried Becker (Hrsg.), Passau zur Zeit des Nationalsozialismus. Ausgewählte Fallstudien, 1999, 167–199

Adel und Gemeindeprotest in Bayern zwischen Restauration und Revolution (1815–1848), in: Heinz Reif (Hrsg.), Adel und Bürgertum in Deutschland I: Entwicklungslinien und Wendepunkte im 19. Jahrhundert, 2000, 123–154

Waldnutzung, Holzversorgung und Parkbau im Passau des 18. Jahrhunderts, in: Wolfram Siemann, Nils Freytag, Wolfgang Piereth (Hrsg.), Städtische Holzversorgung, Machtpolitik, Armenfürsorge und Umweltkonflikte in Bayern und Österreich (1750–1850) 2002, 9–38

Gefördertes Forschungsvorhaben

Ludwig Erhard 1897–1977
Eine Biographie

Vortrag (14. Juli 2003)

Öffentliches Wirken und öffentliche Wirkung Ludwig Erhards

Kollegjahr 2003/2004

Die Forschungsstipendien für das 24. Kollegjahr wurden vergeben an:

Professor Dr. WERNER BUSCH, Freie Universität Berlin, für das Forschungsvorhaben „Kunst und Naturwissenschaften im späteren 18. und frühen 19. Jahrhundert“;

Professor Dr. FRIEDRICH WILHELM GRAF, Ludwig-Maximilians-Universität München, für das Forschungsvorhaben „Selbsterwählte Erlöser. Deutsche Religionsintellektuelle 1870 bis 1940“;

Professor Dr. KASPAR VON GREYERZ, Universität Basel, für das Forschungsvorhaben „Passagen und Stationen. Autobiographische Konstruktion und Erfahrung von Lebensabschnitten im 16. und 17. Jahrhundert“.

Das Förderstipendium wurde vergeben an:

Dr. JÖRN LEONHARD, Wadham College, University of Oxford, für das Forschungsvorhaben „Bellizismus und Nation. Gewalterfahrung, Kriegsdeutung und Nationskonzepte: Frankreich, Deutschland, Großbritannien und die Vereinigten Staaten im 19. und frühen 20. Jahrhundert“.

Geförderte Veröffentlichungen der Stipendiaten

(„opera magna“)

Heinrich Lutz

Das Ringen um deutsche Einheit und kirchliche Erneuerung. Von Maximilian I. bis zum Westfälischen Frieden 1490 bis 1648 (Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 4) Berlin: Propyläen Verlag, 1983, 504 S. ISBN 3-549-05814-4

Heinz Angermeier

Die Reichsreform 1410–1555. Die Staatsproblematik in Deutschland zwischen Mittelalter und Gegenwart. München: Verlag C. H. Beck, 1984, 344 S. ISBN 3-406-30278-5

Hartmut Hoffmann

Buchkunst und Königtum im ottonischen und frühsalischen Reich. Textband: XX, 566 S.; Tafelband: 360 S. mit 310 Abb. (Schriften der Monumenta Germaniae Historica, Bd. 30, 2 Teile) Stuttgart: Anton Hiersemann, 1986 ISBN 3-7722-8638-9 und 3-7772-8639-7

Antoni Mączak

Rządzący i rządzoni. Władza i społeczeństwo w Europie wczesnonowoczesnej. Warszawa: Państwowy Instytut Wydawniczy, 1986, 327 S. ISBN 83-06-01417-0. 2. überarbeitete und ergänzte Auflage Warszawa: Semp, 2002, ISBN 83-89100-10-X

Hans Conrad Peyer

Von der Gastfreundschaft zum Gasthaus. Studien zur Gastlichkeit im Mittelalter (Schriften der Monumenta Germaniae Historica, Bd. 31) Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 1987, XXXIV, 307 S. ISBN 3-7752-5153-7.

Italienische Übersetzung: Viaggiare nel medioevo dall'ospitalità alla locanda. Rom, Bari: Editori Laterza, 1990, 397 S. ISBN 88-420-3661-7. Japanische Übersetzung 1997, ISBN 4-938551-34-9

Eberhard Kolb

Der Weg aus dem Krieg. Bismarcks Politik im Krieg und die Friedensanbahnung 1870/71. München: Oldenbourg Verlag, 1989 (2. Auflage 1990), XII, 408 S. ISBN 3-486-54642-2

Otto Pflanze

Bismarck and the Development of Germany

Vol. 1: The Period of Unification, 1815–1871, XXX, 518 S. ISBN 0-691-05587-4,

Vol. 2: The Period of Consolidation, 1871–1880, XVII, 554 S. ISBN 0-691-0588-2,

Vol. 3: The Period of Fortification, 1880–1898, VIII, 474 S. ISBN 0-691-05587-4.

Princeton, N.J.: Princeton University Press, 1990.

Deutsche Übersetzung in 2 Bänden. München: Verlag C.H. Beck

Bd. 1: Bismarck. Der Reichsgründer, 906 S. mit 87 Abb. und 2 Karten, 1997, ISBN 3-406-42725-1. Broschierte Sonderausgabe 2001 ISBN 3-406-48266

Bd. 2: Bismarck. Der Reichskanzler, 808 S. mit 79 Abb. und 1 Karte, 1998, ISBN 3-406-42726-X. Broschierte Sonderausgabe 2001 ISBN 3-406-482074

Jürgen Kocka

Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800 (Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, hrsg. v. Gerhard A. Ritter, Bd. 1) Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf., 1990, 320 S. ISBN 3-8012-0152-X

Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert (Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, hrsg. v. Gerhard A. Ritter, Bd. 2) Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf., 1990, XIII, 722 S. ISBN 3-8012-0153-8

Gerhard A. Ritter (gemeinsam mit Klaus Tenfelde)

Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871–1914 (Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, hrsg. v. Gerhard A. Ritter, Bd. 5) Bonn: Verlag J. H. Dietz Nachf., 1992, XI, 890 S. ISBN 3-8012-0168-6

Paolo Prodi

Il sacramento del potere. Il giuramento politico nella storia costituzionale dell'occidente. Bologna: Società editrice il Mulino, 1992, 602 S. ISBN 88-15-03443-9.

Deutsche Übersetzung: Das Sakrament der Herrschaft. Der politische Eid in der Verfassungsgeschichte des Okzidents (Schriften des Italie-

nisch-Deutschen Instituts in Trient, Bd. 11) Berlin: Duncker & Humblot, 1997, 555 S. ISBN 3-438-09245-7

Hartmut Boockmann

Ostpreußen und Westpreußen (Deutsche Geschichte im Osten Europas)
Berlin: Wolf Jobst Siedler Verlag, 1992, 475 S. ISBN 3-88680-212-4

John C. G. Röhl

Wilhelm II.

Bd. 1: Die Jugend des Kaisers 1859–1888. München: Verlag C. H. Beck
1993, 980 S. ISBN 3-406-37668-1

Bd. 2: Der Aufbau der persönlichen Monarchie 1888–1900. München:
Verlag C. H. Beck 2001, 1437 S., 40 Abb. ISBN 3-406-48229-5

Heinrich August Winkler

Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie.
München: Verlag C.H. Beck, 1993 (3. Auflage 1998), 709 S. ISBN
3-406-37646-0. Broschierte Sonderausgabe 1999 ISBN 3-406-44037-1

Gerald D. Feldman

The Great Disorder. Politics, Economics, and Society in the German
Inflation, 1914–1924. New York, Oxford: Oxford University Press,
1993, XIX, 1011 S. mit Abb. ISBN 0-19-503791-X

Johannes Fried

Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024 (Pro-
pyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 1) Berlin: Propyläen Verlag, 1994,
922 S. ISBN 3-549-05811-X

Ludwig Schmugge

Kirche, Kinder, Karrieren. Päpstliche Dispense von der unehelichen Ge-
burt im Spätmittelalter. Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 1995, 511 S.
ISBN 3-7608-1110-8

Klaus Hildebrand

Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler
1871–1945. Stuttgart: Deutsche-Verlags-Anstalt, 1995, 1054 S. ISBN
3-421-06691-4

Wolfgang J. Mommsen

Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890 bis 1918 (Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 7, 2. Teil) Berlin: Propyläen Verlag, 1995, 946 S. ISBN 3-549-05820-9

Hans Eberhard Mayer

Die Kanzlei der lateinischen Könige von Jerusalem (Schriften der Monumenta Germaniae Historica, Bd. 40, 2 Teile) Teil 1: 906 S., Teil 2: 1027 S. Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 1996, ISBN 3 7752-5440-4

Manfred Hildermeier

Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates. München: Verlag C. H. Beck, 1998, 1206 S. ISBN 3-406-43588-2

Wolfgang Reinhard

Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart. München: Verlag C. H. Beck, 1999, 631 S., 13 Abb. ISBN 3-406-34501-8

Peter Blickle

Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform. Bd. 1: Oberdeutschland. München: R. Oldenbourg Verlag, 2000, XII, 196 S. ISBN 3-486-5461-7

Bd. 2: Europa. München: R. Oldenbourg Verlag, 2000, IX, 422 S. ISBN 3-486-56462-5

Manlio Bellomo

I fatti e il diritto tra le certezze e i dubbi dei giuristi medievali (secoli XIII–XIV) (I libri di Erice 27) Roma: Il Cigno Galileo Galilei, 2000, 750 S. ISBN 88-7831-110-3

Frank-Rutger Hausmann

„Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“. Deutsche Romanistik im „Dritten Reich“ (Analecta Romanica Heft 61) Frankfurt a.M.: Verlag Vittorio Klostermann, 2000, XXIII, 741 S. ISBN 3-465-03116-4

Jürgen Miethke

De potestate papae. Die päpstliche Amtskompetenz im Widerstreit der politischen Theorie von Thomas von Aquin bis Wilhelm von Ockham (Spätmittelalter und Reformation, Neue Reihe Bd. 16) Tübingen: Verlag J. C. B. Mohr, 2000, XII, 347 S. ISBN 0-8122-3567-3

Robert E. Lerner

The Feast of Saint Abraham. Medieval Millenarians and the Jews. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2001, 186 S. ISBN 0-8122-3567-3

Harold James

The End of Globalization. Lessons from the Great Depression. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 2001, 260 S. ISBN 0-674-00474-4. Japanische Übersetzung 2001; chinesische, griechische, spanische und koreanische Übersetzung 2002.

Deutsche Übersetzung: Der Rückfall. Die neue Weltwirtschaftskrise. München, Zürich: Piper Verlag 2003, 362 S. ISBN 3-492-04488-3

Gerhard Besier

Die Kirchen und das Dritte Reich. Spaltungen und Abwehrkämpfe 1934–1937. Berlin, München: Propyläen Verlag, 2001, 1262 S. ISBN 3-549-07149-3

Helmut Georg Koenigsberger

Monarchies, States Generals and Parliaments. The Netherlands in the Fifteenth and Sixteenth Centuries. Cambridge: Cambridge University Press, 2001, 381 S. ISBN 0-521-80330-6

František Šmahel

Die Hussitische Revolution (Schriften der Monumenta Germaniae Historica, Bd. 43, 3 Teile) Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 2002, XLIV, VI, V, 2286 S. ISBN 3-7752-5443-9

Jürgen Trabant

Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens. München: C. H. Beck, 2003, 356 S. ISBN 3-406-50200-8

Geförderte Veröffentlichungen der Förderstipendiaten

Johannes Schilling

Klöster und Mönche in der hessischen Reformation (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, Bd. 67) Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 1997, 262 S. ISBN 3-579-01735-7

Hans-Werner Hahn

Die industrielle Revolution in Deutschland (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 49) München: R. Oldenbourg Verlag, 1998, 164 S. ISBN 3-486-55763-7 (geb.) ISBN 3-486-55762-9 (brosch.)

Thomas Vogtherr

Die Reichsabteien der Benediktiner und das Königtum im hohen Mittelalter (900-1125) (Mittelalter-Forschungen, Bd. 5) Stuttgart: Jan Thorbecke Verlag, 2000, 361 S. ISBN 3-7995-4255-8

Andreas Schulz

Vormundschaft und Protektion. Eliten und Bürger in Bremen 1750-1880 (Stadt und Bürgertum, hrsg. v. Lothar Gall, Bd. 13) München: Oldenbourg Verlag, 2002, X, 790 S. ISBN 3-486-56582-6

Werner Greiling

Presse und Öffentlichkeit in Thüringen. Mediale Verdichtung und kommunikative Vernetzung im 18. und 19. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2003, 824 S. ISBN 3-412-11502-9

Ulrike Freitag

Indian Ocean Migrants and State Formation in Hadhramaut, Reforming the Homeland (Social, Economic and Political Studies of the Middle East and Asia, Bd. 87) Leiden: Brill 2003, 589 S. ISBN 1385-3376

Andreas Rödder

Die Bundesrepublik Deutschland 1969-1990 (Oldenbourg Grundriß der Geschichte, Bd. 19A) München: R. Oldenbourg Verlag 2004, XVI, 330 S. ISBN 486-56697-0 (brosch.), ISBN 486-56698-9 (geb.)

Schriften des Historischen Kollegs

Kolloquien

- 1 *Heinrich Lutz* (Hrsg.)
Das römisch-deutsche Reich im politischen System Karls V., 1982,
XII, 288 S. ISBN 3-486-51371-0
- 2 *Otto Pflanze* (Hrsg.)
Innenpolitische Probleme des Bismarck Reiches, 1983, XII, 304 S.
ISBN 3-486-51481-4 *vergriffen*
- 3 *Hans Conrad Peyer* (Hrsg.)
Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter, 1983, XIV,
275 S. ISBN 3-486-51661-2 *vergriffen*
- 4 *Eberhard Weis* (Hrsg.)
Reformen im rheinbündischen Deutschland, 1984, XVI, 310 S.
ISBN 3-486-51671-X
- 5 *Heinz Angermeier* (Hrsg.)
Säkulare Aspekte der Reformationszeit, 1983, XII, 278 S. ISBN
3-486-51841-0
- 6 *Gerald D. Feldman* (Hrsg.)
Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte 1924–
1933, 1985, XII, 407 S. ISBN 3-486-52221-3 *vergriffen*
- 7 *Jürgen Kocka* (Hrsg.)
Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnis-
ses im europäischen Vergleich, 1986, XVI, 342 S. ISBN 3-486-
52871-8 *vergriffen*
- 8 *Konrad Repgen* (Hrsg.)
Krieg und Politik 1618–1648. Europäische Probleme und Perspekti-
ven, 1988, XII, 454 S. ISBN 3-486-53761-X *vergriffen*
- 9 *Antoni Mączak* (Hrsg.)
Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, X, 386 S.
ISBN 3-486-54021-1

-
- 10 *Eberhard Kolb* (Hrsg.)
Europa vor dem Krieg von 1870. Mächtekonstellation – Konfliktfelder – Kriegsausbruch, 1987, XII, 216 S. ISBN 3-486-54121-8
- 11 *Helmut Georg Koenigsberger* (Hrsg.)
Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, XII, 323 S. ISBN 3-486-54341-5
- 12 *Winfried Schulze* (Hrsg.)
Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, 1988, X, 416 S. ISBN 3-486-54351-2
- 13 *Johanne Autenrieth* (Hrsg.)
Renaissance- und Humanistenhandschriften, 1988, XII, 214 S. mit Abbildungen ISBN 3-486-54511-6
- 14 *Ernst Schulin* (Hrsg.)
Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), 1989, XI, 303 S. ISBN 3-486-54831-X
- 15 *Wilfried Barner* (Hrsg.)
Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung, 1989, XXV, 370 S. ISBN 3-486-54771-2
- 16 *Hartmut Boockmann* (Hrsg.)
Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern, 1992, X, 264 S. ISBN 3-486-55840-4
- 17 *John C. G. Röhl* (Hrsg.)
Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, 1991, XIII, 366 S. ISBN 3-486-55841-2 *vergriffen*
- 18 *Gerhard A. Ritter* (Hrsg.)
Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, 1990, XXI, 461 S. ISBN 3-486-55641-X
- 19 *Roger Dufraisse* (Hrsg.)
Revolution und Gegenrevolution 1789–1830. Zur geistigen Auseinandersetzung in Frankreich und Deutschland, 1991, XX, 274 S. ISBN 3-486-55844-7

- 20 *Klaus Schreiner* (Hrsg.)
Laienfrömmigkeit im späten Mittelalter. Formen, Funktionen, politisch-soziale Zusammenhänge, 1992, XII, 411 S. ISBN 3-486-55902-8
- 21 *Jürgen Miethke* (Hrsg.)
Das Publikum politischer Theorie im 14. Jahrhundert, 1992, IX, 301 S. ISBN 3-486-55898-6
- 22 *Dieter Simon* (Hrsg.)
Eherecht und Familiengut in Antike und Mittelalter, 1992, IX, 168 S. ISBN 3-486-55885-4
- 23 *Volker Press* (Hrsg.)
Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit? 1995, X, 254 S. ISBN 3-486-56035-2
- 24 *Kurt Raaflaub* (Hrsg.)
Anfänge politischen Denkens in der Antike. Griechenland und die nahöstlichen Kulturen, 1993, XXIV, 461 S. ISBN 3-486-55993-1
- 25 *Shulamit Volkov* (Hrsg.)
Deutsche Juden und die Moderne, 1994, XXIV, 170 S. ISBN 3-486-56029-8
- 26 *Heinrich A. Winkler* (Hrsg.)
Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen, 1992, XIII, 296 S. ISBN 3-486-55943-5 *vergriffen*
- 27 *Johannes Fried* (Hrsg.)
Dialektik und Rhetorik im früheren und hohen Mittelalter. Rezeption, Überlieferung und gesellschaftliche Wirkung antiker Gelehrsamkeit vornehmlich im 9. und 12. Jahrhundert, 1997, XXI, 304 S. ISBN 3-486-56028-X
- 28 *Paolo Prodi* (Hrsg.)
Glaube und Eid. Treueformeln, Glaubensbekenntnisse und Sozialdisziplinierung zwischen Mittelalter und Neuzeit, 1993, XXX, 246 S. ISBN 3-486-55994-X
- 29 *Ludwig Schmugge* (Hrsg.)
Illegitimität im Spätmittelalter, 1994, X, 314 S. ISBN 3-486-56069-7

-
- 30 *Bernhard Kölver* (Hrsg.)
Recht, Staat und Verwaltung im klassischen Indien, 1997, XVIII,
257 S. ISBN 3-486-56193-6
- 31 *Elisabeth Fehrenbach* (Hrsg.)
Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848, 1994, XVI, 251 S.
ISBN 3-486-56027-1
- 32 *Robert E. Lerner* (Hrsg.)
Neue Richtungen in der hoch- und spätmittelalterlichen Bibel-
exegese, 1996, XI, 191 S. ISBN 3-486-56083-2
- 33 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.)
Das Deutsche Reich im Urteil der Großen Mächte und europäischen
Nachbarn (1871–1945), 1995, X, 232 S. ISBN 3-486-56084-0
- 34 *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.)
Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und
Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, 1995, X, 282 S. ISBN 3-486-
56085-9
vergriffen
- 35 *Peter Krüger* (Hrsg.)
Das europäische Staatensystem im Wandel. Strukturelle Bedingun-
gen und bewegende Kräfte seit der Frühen Neuzeit, 1996, XVI,
272 S. ISBN 3-486-56171-5
- 36 *Peter Blickle* (Hrsg.)
Theorien kommunaler Ordnung in Europa, 1996, IX, 268 S. ISBN
3-486-56192-8
- 37 *Hans Eberhard Mayer* (Hrsg.)
Die Kreuzfahrerstaaten als multikulturelle Gesellschaft. Einwande-
rer und Minderheiten im 12. und 13. Jahrhundert, 1997, XI, 187 S.
ISBN 3-486-56257-6
- 38 *Manlio Bellomo* (Hrsg.)
Die Kunst der Disputation. Probleme der Rechtsauslegung und
Rechtsanwendung im 13. und 14. Jahrhundert, 1997, X, 248 S.
ISBN 3-486-56258-4
- 39 *František Šmahel* (Hrsg.)
Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter, 1998, XV,
304 S. ISBN 3-486-56259-2

- 40 *Alfred Haverkamp* (Hrsg.)
Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden, 1998, XXII, 288 S. ISBN 3-486-56260-6
- 41 *Knut Schulz* (Hrsg.)
Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, 1999, XX, 313 S. ISBN 3-486-56395-5
- 42 *Werner Eck* (Hrsg.)
Lokale Autonomie und römische Ordnungsmacht in den kaiserzeitlichen Provinzen vom 1. bis 3. Jahrhundert, 1999, X, 327 S. ISBN 3-486-56385-8
- 43 *Manfred Hildermeier* (Hrsg.)
Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung/Stalinism before the Second World War. New Avenues of Research, 1998, XVI, 345 S. ISBN 3-486-56350-5
- 44 *Aharon Oppenheimer* (Hrsg.)
Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer, 1999, XII, 275 S. ISBN 3-486-56414-5
- 45 *Dietmar Willoweit* (Hrsg.)
Die Begründung des Rechts als historisches Problem, 2000, VIII, 345 S. ISBN 3-486-56482-X
- 46 *Stephen A. Schuker* (Hrsg.)
Deutschland und Frankreich. Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit 1914–1963, 2000, XX, 280 S. ISBN 3-486-56496-X
- 47 *Wolfgang Reinhard* (Hrsg.)
Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse, 1999, XVI, 375 S. ISBN 3-486-56416-1
- 48 *Gerhard Besier* (Hrsg.)
Zwischen „nationaler Revolution“ und militärischer Aggression. Transformationen in Kirche und Gesellschaft 1934–1939, 2001, XXVIII, 276 S. ISBN 3-486-56543-5

- 49 *David Cohen* (Hrsg.)
Demokratie, Recht und soziale Kontrolle im klassischen Athen (mit Beiträgen von J. Comaroff, J. Elster, Chr. A. Faraone, L. Foxhall, K.-J. Hölkeskamp, A. Maffi, J. Martin, W. I. Miller, C. Patterson, G. Thür, H. Versnel) 2002, IX, 205 S. ISBN 3-486-56662-8
- 50 *Thomas A. Brady* (Hrsg.)
Die deutsche Reformation zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit, 2001, XXI, 258 S. ISBN 3-486-56565-6
- 51 *Harold James* (Hrsg.)
The Interwar Depression in an International Context (mit Beiträgen von Ch. Buchheim, F. Capie, P. Clavin, B. Eichengreen, G. D. Feldman, C.-L. Holtfrerich, H. James, A. Ritschl, M. Rosengarten, D. Rothermund, R. Skidelsky, S. Solomou) 2002, XVII, 192 S. ISBN 3-486-56610-5
- 52 *Christof Dipper* (Hrsg.)
Deutschland und Italien 1860–1960. Politische und kulturelle Aspekte im Vergleich (mit Beiträgen von F. Bauer, G. Corni, Chr. Dipper, L. Klinkhammer, B. Mantelli, M. Meriggi, L. Raphael, F. Rugge, W. Schieder, P. Schiera, H.-U. Thamer, U. Wengenroth, R. Wörsdörfer) 2004, IX, ca. 300 S. ISBN 3-486-20015-1
- 53 *Frank-Rutger Hausmann* (Hrsg.)
Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945 (mit Beiträgen von M. G. Ash, J. Court, H.-J. Dahms, H. Dainat, J. Elvert, A. Gerhard, F.-R. Hausmann, C. Knobloch, J. Lerchenmüller, L. Mertens, O. G. Oexle, W. Pape, K. L. Pfeiffer, H. W. Schaller) 2002, XXV, 373 S. ISBN 3-486-56639-3
- 54 *Frank Kolb* (Hrsg.)
Chora und Polis (mit Beiträgen von J. Bintliff, M. Brunet, J. C. Carter, L. Foxhall, H.-J. Gehrke, U. Hailer, Ph. Howard, B. Iplikçioglu, M. H. Jameson, F. Kolb, H. Lohmann, Th. Marksteiner, P. Ørsted, R. Osborne, A. Şanlı, S. Saprykin, Ch. Schuler, A. Thomsen, M. Wörrle) 2004, XVIII, 382 S. ISBN 3-486-56730-6
- 55 *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.)
Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts (mit Beiträgen von A. Doering-Manteuffel, E. François,

K. Gabriel, H. G. Hockerts, S. Kott, Ch. S. Maier, H. Möller, J. Paulmann, D. Pollack, M. Sabrow, H.-P. Schwarz, H. Siegrist, M. Szölösi-Janze, D. Willoweit, H. F. Zacher) 2004, XVIII, 339 S. ISBN 3-486-56768-3

56 *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.)

Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit (mit Beiträgen von H. Altrichter, D. Beyrau, M. Brenner, G. Corni, R. Graf, W. Hardtwig, L. Hölscher, D. Kaufmann, I. Kershaw, F.-L. Kroll, W. Nerdinger, D. Neutatz, P. Nolte, L. Raphael, J. Reulecke, Th. Rohkrämer, K. Schlögel, E. Tenorth) 2003, IX, 356 S. ISBN 3-486-56642-3

57 *Diethelm Klippel* (Hrsg.)

Naturrecht und Staat. Politische Funktionen des europäischen Naturrechts (17.–19. Jahrhundert) (in Vorbereitung)

58 *Jürgen Reulecke* (Hrsg.)

Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert (mit Beiträgen von U. A. J. Becher, H. Bude, B. Giesen, G. Hardach, U. Herbert, U. Herrmann, Th. A. Kohut, B. Lindner, H. Mommsen, L. Niethammer, B. A. Rusinek, A. Schildt, P. Schulz-Hageleit, D. Wierling, J. Zinnecker) 2003, XV, 300 S. ISBN 3-486-56747-0

59 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.)

Zwischen Politik und Religion. Studien zur Entstehung, Existenz und Wirkung des Totalitarismus. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 23. November 2001 (mit Beiträgen von G. Besier, U. Freitag, K. Hildebrand, M. Hildermeier, H. G. Hockerts, L. Klinkhammer, K. Schreiner) 2003, XI, 155 S. ISBN 3-486-56748-9

60 *Marie-Luise Recker* (Hrsg.)

Parlamentarismus in Europa. Deutschland, England und Frankreich im Vergleich (mit Beiträgen von A. Biefang, A. Kaiser, A. Kimmel, M. Kittel, M. Kreuzer, H. Oberreuter, W. Pyta, M.-L. Recker, U. Thaysen, A. Wirsching) 2004, XVIII, ca. 280 S. ISBN 3-486-56817-5

-
- 61 *Helmut Altrichter* (Hrsg.)
Geschichte im Transformationsprozeß Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas (mit Beiträgen von C. Bethke, K. Brüggemann, V. Dumbrava, R. Eckert, U. von Hirschhausen, J. Hösler, I. Iveljić, W. Jilge, C. Kraft, H. Lemberg, R. Lindner, B. Murgescu, A. Nikžentaitis, A. Pók, H. Sundhausen, S. Troebst, M. Wien) (in Vorbereitung)
- 62 *Jürgen Trabant* (Hrsg.)
Sprache der Geschichte (mit Beiträgen von T. Borsche, G. Cacciatore, K. Ehlich, H. D. Kittsteiner, B. Lindorfer, Ch. Meier, T. B. Müller, W. Oesterreicher, St. Otto, U. Raulff, J. Trabant) 2004, ca. 200 S. ISBN 3-486-57572-4
- 63 *Anselm Doering-Manteuffel* (Hrsg.)
Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts (in Vorbereitung)
- 64 *Jan-Dirk Müller* (Hrsg.)
Text und Kontext: Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik (in Vorbereitung)
- 65 *Peter Schäfer* (Hrsg.)
Grounding the Mystic: Social, Cultural, and Geographical Perspectives on the History of Jewish and Christian Mysticism (in Vorbereitung)

Vorträge

- 1 *Heinrich Lutz*
Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert, 1982, IV, 31 S. *vergriffen*
- 2 *Otto Pflanze*
Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, 1982, IV, 39 S. *vergriffen*
- 3 *Hans Conrad Peyer*
Gastfreundschaft und kommerzielle Gastlichkeit im Mittelalter, 1983, IV, 24 S. *vergriffen*
- 4 *Eberhard Weis*
Bayern und Frankreich in der Zeit des Konsulats und des ersten Empire (1799–1815), 1984, 41 S. *vergriffen*
- 5 *Heinz Angermeier*
Reichsreform und Reformation, 1983, IV, 76 S. *vergriffen*
- 6 *Gerald D. Feldman*
Bayern und Sachsen in der Hyperinflation 1922/23, 1984, IV, 41 S. *vergriffen*
- 7 *Erich Angermann*
Abraham Lincoln und die Erneuerung der nationalen Identität der Vereinigten Staaten von Amerika, 1984, IV, 33 S. *vergriffen*
- 8 *Jürgen Kocka*
Traditionsbindung und Klassenbildung. Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung, 1987, 48 S. *vergriffen*
- 9 *Konrad Repgen*
Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie, 1985, 27 S. *vergriffen*
- 10 *Antoni Maczak*
Der Staat als Unternehmen. Adel und Amtsträger in Polen und Europa in der Frühen Neuzeit, 1989, 32 S.

- 11 *Eberhard Kolb*
Der schwierige Weg zum Frieden. Das Problem der Kriegsbeendigung 1870/71, 1985, 33 S. *vergriffen*
- 12 *Helmut Georg Koenigsberger*
Fürst und Generalstände. Maximilian I. in den Niederlanden (1477–1493), 1987, 27 S. *vergriffen*
- 13 *Winfried Schulze*
Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit, 1987, 40 S. *vergriffen*
- 14 *Johanne Autenrieth*
„Litterae Virgilianae“. Vom Fortleben einer römischen Schrift, 1988, 51 S.
- 15 *Tilemann Grimm*
Blickpunkte auf Südostasien. Historische und kulturanthropologische Fragen zur Politik, 1988, 37 S.
- 16 *Ernst Schulin*
Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert. Probleme und Umrisse einer Geschichte der Historie, 1988, 34 S. *vergriffen*
- 17 *Hartmut Boockmann*
Geschäfte und Geschäftigkeit auf dem Reichstag im späten Mittelalter, 1988, 33 S. *vergriffen*
- 18 *Wilfried Barner*
Literaturwissenschaft – eine Geschichtswissenschaft? 1990, 42 S. *vergriffen*
- 19 *John C. G. Röhl*
Kaiser Wilhelm II. Eine Studie über Cäsarenwahnsinn, 1989, 36 S. *vergriffen*
- 20 *Klaus Schreiner*
Mönchsein in der Adelsgesellschaft des hohen und späten Mittelalters. Klösterliche Gemeinschaftsbildung zwischen spiritueller Selbstbehauptung und sozialer Anpassung, 1989, 68 S. *vergriffen*

- 21 *Roger Dufraisse*
Die Deutschen und Napoleon im 20. Jahrhundert, 1991, 43 S.
- 22 *Gerhard A. Ritter*
Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, 1989, 72 S. *vergriffen*
- 23 *Jürgen Miethke*
Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort, 1990, 48 S. *vergriffen*
- 24 *Dieter Simon*
Lob des Eunuchen, 1994, 27 S.
- 25 *Thomas Vogtherr*
Der König und der Heilige. Heinrich IV., der heilige Remaklus und die Mönche des Doppelklosters Stablo-Malmedy, 1990, 29 S. *vergriffen*
- 26 *Johannes Schilling*
Gewesene Mönche. Lebensgeschichten in der Reformation, 1990, 36 S. *vergriffen*
- 27 *Kurt Raaflaub*
Politisches Denken und Krise der Polis. Athen im Verfassungskonflikt des späten 5. Jahrhunderts v.Chr., 1992, 63 S.
- 28 *Volker Press*
Altes Reich und Deutscher Bund. Kontinuität in der Diskontinuität, 1995, 31 S.
- 29 *Shulamit Volkov*
Die Erfindung einer Tradition. Zur Entstehung des modernen Judentums in Deutschland, 1992, 30 S.
- 30 *Franz Bauer*
Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik. Zur Ikonologie des Nationalstaats in Deutschland und Italien 1860–1914, 1992, 39 S.
- 31 *Heinrich A. Winkler*
Mußte Weimar scheitern? Das Ende der ersten Republik und die Kontinuität der deutschen Geschichte, 1991, 32 S. *vergriffen*

-
- 32 *Johannes Fried*
Kunst und Kommerz. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft im Mittelalter vornehmlich am Beispiel der Kaufleute und Handelsmessen, 1992, 40 S.
- 33 *Paolo Prodi*
Der Eid in der europäischen Verfassungsgeschichte, 1992, 35 S.
- 34 *Jean-Marie Moeglin*
Dynastisches Bewußtsein und Geschichtsschreibung. Zum Selbstverständnis der Wittelsbacher, Habsburger und Hohenzollern im Spätmittelalter, 1993, 47 S.
- 35 *Bernhard Kölver*
Ritual und historischer Raum. Zum indischen Geschichtsverständnis, 1993, 65 S.
- 36 *Elisabeth Fehrenbach*
Adel und Bürgertum im deutschen Vormärz, 1994, 31 S.
- 37 *Ludwig Schmugge*
Schleichwege zu Pfründe und Altar. Päpstliche Dispense vom Geburtsmakel 1449–1533, 1994, 35 S.
- 38 *Hans-Werner Hahn*
Zwischen Fortschritt und Krisen. Die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Durchbruchphase der deutschen Industrialisierung, 1995, 47 S.
- 39 *Robert E. Lerner*
Himmelsvision oder Sinnendelirium? Franziskaner und Professoren als Traumdeuter im Paris des 13. Jahrhunderts, 1995, 35 S.
- 40 *Andreas Schulz*
Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert, 1995, 38 S.
- 41 *Wolfgang J. Mommsen*
Die Herausforderung der bürgerlichen Kultur durch die künstlerische Avantgarde. Zum Verhältnis von Kultur und Politik im Wilhelminischen Deutschland, 1994, 30 S.

- 42 *Klaus Hildebrand*
Reich – Großmacht – Nation. Betrachtungen zur Geschichte der deutschen Außenpolitik 1871–1945, 1995, 25 S.
- 43 *Hans Eberhard Mayer*
Herrschaft und Verwaltung im Kreuzfahrerkingreich Jerusalem, 1996, 38 S.
- 44 *Peter Blickle*
Reformation und kommunaler Geist. Die Antwort der Theologen auf den Wandel der Verfassung im Spätmittelalter, 1996, 42 S.
- 45 *Peter Krüger*
Wege und Widersprüche der europäischen Integration im 20. Jahrhundert, 1995, 39 S.
- 46 *Werner Greiling*
„Intelligenzblätter“ und gesellschaftlicher Wandel in Thüringen. Anzeigenwesen, Nachrichtenvermittlung, Rasonnement und Sozialdisziplinierung, 1995, 38 S.

Dokumentationen

- 1 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Erste Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1984, VI, 70 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 2 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Horst Fuhrmann, Das Interesse am Mittelalter in heutiger Zeit. Beobachtungen und Vermutungen – Lothar Gall, Theodor Schieder 1908 bis 1984, 1987, 65 S. *vergriffen*
- 3 Leopold von Ranke: Vorträge anlässlich seines 100. Todestages. Gedenkfeier der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft am 12. Mai 1986, 1987, 44 S. *vergriffen*
- 4 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Zweite Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1987, 98 S., mit Abbildungen
- 5 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Thomas Nipperdey, Religion und Gesellschaft: Deutschland um 1900, 1988, 29 S. *vergriffen*
- 6 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Christian Meier, Die Rolle des Krieges im klassischen Athen, 1991, 55 S. *vergriffen*
- 7 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Dritte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1991, 122 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 8 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Historisches Kolleg 1980–1990. Vorträge anlässlich des zehnjährigen Bestehens und zum Gedenken an Alfred Herrhausen, 1991, 63 S.

- 9 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Karl Leyser, Am Vorabend der ersten europäischen Revolution. Das 11. Jahrhundert als Umbruchszeit, 1994, 32 S.
- 10 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Vierte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1993, 98 S., mit Abbildungen
- 11 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Rudolf Smend, Mose als geschichtliche Gestalt, 1995, 23 S.
- 12 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Über die Offenheit der Geschichte. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 20. und 21. November 1992, 1996, 84 S.

Vorträge und Dokumentationen sind nicht im Buchhandel erhältlich; sie können, soweit lieferbar, über die Geschäftsstelle des Historischen Kollegs (Kaulbachstr. 15, 80539 München) bezogen werden.

Jahrbuch des Historischen Kollegs**Jahrbuch des Historischen Kollegs 1995:***Arnold Esch*

Rom in der Renaissance. Seine Quellenlage als methodisches Problem

Manlio Bellomo

Geschichte eines Mannes: Bartolus von Sassoferrato und die moderne europäische Jurisprudenz

František Šmahel

Das verlorene Ideal der Stadt in der böhmischen Reformation

Alfred Haverkamp

„... an die große Glocke hängen“. Über Öffentlichkeit im Mittelalter

Hans-Christof Kraus

Montesquieu, Blackstone, De Lolme und die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts

1996, VIII, 180 S. ISBN 3-486-56176-6

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1996:*Johannes Fried*

Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte

Manfred Hildermeier

Revolution und Kultur: Der „Neue Mensch“ in der frühen Sowjetunion

Knut Schulz

Handwerk im spätmittelalterlichen Europa. Zur Wanderung und Ausbildung von Lehrlingen in der Fremde

Werner Eck

Mord im Kaiserhaus? Ein politischer Prozeß im Rom des Jahres 20 n.Chr.

Wolfram Pyta

Konzert der Mächte und kollektives Sicherheitssystem: Neue Wege zwischenstaatlicher Friedenswahrung in Europa nach dem Wiener Kongreß 1815

1997, VI, 202 S. ISBN 3-486-56300-9

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1997:*Eberhard Weis*

Hardenberg und Montgelas. Versuch eines Vergleichs ihrer Persönlichkeiten und ihrer Politik

Dietmar Willoweit

Vom alten guten Recht. Normensuche zwischen Erfahrungswissen und Ursprungslegenden

Aharon Oppenheimer

Messianismus in römischer Zeit. Zur Pluralität eines Begriffes bei Juden und Christen

Stephen A. Schuker

Bayern und der rheinische Separatismus 1923–1924

Gerhard Schuck

Zwischen Ständeordnung und Arbeitsgesellschaft. Der Arbeitsbegriff in der frühneuzeitlichen Policey am Beispiel Bayerns

1998, XXI, 169 S. ISBN 3-486-56375-0

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1998:*Peter Pulzer*

Der deutsche Michel in John Bulls Spiegel: Das britische Deutschlandbild im 19. Jahrhundert

Gerhard Besier

„The friends. . . in America need to know the truth. . .“ Die deutschen Kirchen im Urteil der Vereinigten Staaten (1933–1941)

David Cohen

Die Schwestern der Medea. Frauen, Öffentlichkeit und soziale Kontrolle im klassischen Athen

Wolfgang Reinhard

Staat machen: Verfassungsgeschichte als Kulturgeschichte

Lutz Klinkhammer

Die Zivilisierung der Affekte. Kriminalitätsbekämpfung im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft 1798–1814

1999, 193 S. ISBN 3-486-56420-X

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1999:

Jan Assmann

Ägypten in der Gedächtnisgeschichte des Abendlandes

Thomas A. Brady

Ranke, Rom und die Reformation: Leopold von Rankes Entdeckung des Katholizismus

Harold James

Das Ende der Globalisierung? Lehren aus der Weltwirtschaftskrise

Christof Dipper

Helden überkreuz oder das Kreuz mit den Helden. Wie Deutsche und Italiener die Heroen der nationalen Einigung (der anderen) wahrnahmen

Felicitas Schmieder

„... von etlichen geistlichen leyen wegen“. Definitionen der Bürgerschaft im spätmittelalterlichen Frankfurt am Main

2000, 199 S. ISBN 3-486-56492-7

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2000:

Winfried Schulze

Die Wahrnehmung von Zeit und Jahrhundertwenden

Frank Kolb

Von der Burg zur Polis. Akkulturation in einer kleinasiatischen „Provinz“

Hans Günter Hockerts

Nach der Verfolgung. Wiedergutmachung in Deutschland: Eine historische Bilanz 1945–2000

Frank-Rutger Hausmann

„Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“. Die ‚Deutschen Wissenschaftlichen Institute‘ (DWI) im Zweiten Weltkrieg (1940–1945)

Ulrike Freitag

Scheich oder Sultan – Stamm oder Staat? Staatsbildung im Hadramaut (Jemen) im 19. und 20. Jahrhundert

2001, 250 S. ISBN 3-486-56557-5

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2001:*Michael Stolleis*

Das Auge des Gesetzes. Materialien zu einer neuzeitlichen Metapher

Wolfgang Hardtwig

Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus

Diethelm Klippel

Kant im Kontext. Der naturrechtliche Diskurs um 1800

Jürgen Reulecke

Neuer Mensch und neue Männlichkeit. Die „junge Generation“ im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Peter Burschel

Paradiese der Gewalt. Martyrium, Imagination und die Metamorphosen des nachtridentinischen Heiligenhimmels

2002, VI, 219 S. ISBN 3-486-56641-5

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2002:*Wolfgang Reinhard*

Geschichte als Delegitimation

Jürgen Trabant

Sprache der Geschichte

Marie-Luise Recker

„Es braucht nicht niederreißende Polemik, sondern aufbauende Tat“. Zur Parlamentskultur der Bundesrepublik Deutschland

Helmut Altrichter

War der Zerfall der Sowjetunion vorauszusehen?

Andreas Rödder

„Durchbruch im Kaukasus“? Die deutsche Wiedervereinigung und die Zeitgeschichtsschreibung

2003, VI, 179 S. ISBN 3-486-56736-5

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003:

Jochen Martin

Rom und die Heilsgeschichte. Beobachtungen zum Triumphbogenmosaik von S. Maria Maggiore in Rom

Jan-Dirk Müller

Imaginäre Ordnungen und literarische Imaginationen um 1200

Peter Schäfer

Ex oriente lux? Heinrich Graetz und Gershom Scholem über den Ursprung der Kabbala

Anselm Doering-Manteuffel

Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Bernhard Löffler

Öffentliches Wirken und öffentliche Wirkung Ludwig Erhards

2004, VI, 205 S. ISBN 3-486-56843-4

Sonderveröffentlichung

Horst Fuhrmann (Hrsg.)

Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs. Reden und wissenschaftliche Beiträge zur Eröffnung, 1989, XII, 232 S. ISBN 3-486-55611-8